Kitschi-Gami

oder

Erzählungen vom Obern See.

Ein Beitrag

zur

Charakteristik der Amerikanischen Indianer

von

J. G. Kohl.

Erster Band.

Bremen, 1859.

C. Schünemann's Verlag.

,,From the forests, from the prairies.
,,From the great lakes of the Northland.
,,From the land of the Ojibways,
,,— I repeat them, as I heard them"

Longfellow. —

Vorrede.

»Kitschi-Gami« das heißt »Großes Wasser« ist der Name, welchen die Odjibbewä-Indianer *) gewöhnlich dem größten Süßwasser Meere der Welt, dem Canadischen »Oberen-See« (Lake Superior) geben. Ich befand mich während des Sommers von 1855 eine Zeit lang an den Ufern dieses Sees, und sammelte daselbst die hier folgenden Bemerkungen und Erzählungen von jenen Indianern. »Der Obere-See« war gleichsam nur das Fenster, durch welches ich in das Leben der merkwürdigen Amerikanischen Urvölker einige Blicke that, und ich habe daher von ihm den Titel dieser Mittheilungen genommen. —

*) Von den Engländern meistens „Chippeways“ genannt. Bei einigen dieser Chippeway-Stämme wird obiger Name auch Kitschi-Gumi geschrieben und vielleicht noch anders abgeändert.

Sie enthalten zum Theil Selbsterlebtes, größtentheils aber von Andern Empfangenes, — Erzählungen, bei denen ich nur das Verdienst habe, daß ich mich bestrebte, sie möglichst sicher aufzufassen und klar wiederzugeben. Aus dem Leben selber ist jedoch Alles geschöpft, und ich habe geflissentlich so viel als möglich vermieden zu wiederholen, was schon in anderen Werken oft gesagt war. Manche der kleinen vorgebrachten Sagen, Traditionen und Geschichten mögen freilich auch schon anderswo erzählt sein. Da ich sie aber vom Munde des Volkes selber weghaschte, kamen auch diese mir wieder äußerst neu und eigenthümlich vor. Vielleicht erscheinen sie auch dem Deutschen Leser so, wenn es mir gelungen sein sollte, ihre Psysiognomie einigermaßen treu zu bewahren und ihr Gepräge möglichst wenig verwischt an den Tag zu legen.

Diese Blätter handeln zwar nur von den Erfahrungen, die ich über die Traditionen, Sagen, Sitten, Gewohnheiten und den Charakter eines Stammes, der Odjibbewäs, der Anwohner jenen schönen Sees, machte. Allein die sogenannten Indianer-Stämme der Neuen Welt gleichen sich

nicht nur in den Hauptzügen ihres psysischen wie moralischen Typus und Habitus, sondern auch oft in den Details ihrer Gebräuche und in den Productionen ihrer Phantasie in äußerst hohem Grade.

Wer bei uns in Europa die kleinen Ereignisse, Sitten und Gewohnheiten in einem Dorfe studirt, der macht eben nur Studien, die gerade für das in Rede stehende Dorf gelten. In dem Nachbardorfe ist Alles schon wieder ganz anders. Wer dagegen einen dieser Indianer-Stämme beobachtet, der beschäftigt sich zugleich gewissermaßen mit der ganzen Familie. Die Ergebnisse seiner Beschäftigung reichen über ein weites Gebiet, man kann beinahe sagen, vom Nordpol bis zum Südpol. Ja wer das Portrait eines dieser Völker recht lebhaft und recht vollständig zu malen vermöchte, der ließe gewissermaßen auch längst verschwundene und untergegangene Brudervölker gleichsam aus dem Grabe erstehen, und könnte der Geschichte alsdann nicht geringe Dienste erweisen. — Ein Kenner der Indianischen Geschichte und Geographie fühlt sich auch unter den Odjibbewäs auf Schritt und Tritt an die ersten Berichte und Bemerkungen des Columbus über die Urbewohner

seiner Inseln erinnert, ja er erkennt selbst in den Schilderungen der Anwohner der Patagonischen Straße seine nördlichen Freunde wieder. —

Wie die Materialien zu diesen kleinen Skizzen zusammen gekommen sind, darüber giebt das Buch selbst hinreichende Auskunft. Ich habe bei jedem mitgetheilten Faktum mich bestrebt, genau anzugeben, unter welchen Umständen ich Kenntniß davon nahm, und die Zeit, Lokalität und Verhältnisse, unter denen ich diese oder jene Sage, — wie ein Botaniker eine Blume — pflückte, deutlich zu schildern. Der geneigte Leser wird sich daher, denk ich, überall in Stand gesetzt sehen, den Werth und die Glaubwürdigkeit jeder Mittheilung einigermaßen zu beurtheilen.

Freiburg im Breisgau December 1858.

Der Verfasser.

I.

Die Insel.

Motto: „Nur ein geringeres Boot mag hier an-
„landen, es liegen“
„Felsige Trümmer umher, und es braust
„die beständige Brandung.“
Graf Platen auf Capri.

La Pointe, August 1855.

Erster Brief.

Die Gruppe der Apostelinseln.

Die kleine Insel, von der ich diesen meinen ersten Brief über den Indianerstamm der Odjibbewäs, ihre Traditionen, Sagen und Sitten datire, liegt am West-Ende des Oberen Sees von Canada, der so groß ist, wie die Königreiche Baiern und Würtemberg zusammengenommen.

In der Sprache der Indianer heißt meine Insel „Shaguamikon", was buchstäblich so viel bedeutet, wie: etwas was von allen Seiten angenagt ist, — eine Spitze. Die alten französischen Missionäre, welche das Stückchen Land schon vor 200 Jahren entdeckten und besuchten, haben es daher mit La Pointe übersetzt. Eine sandige Landzunge, welche von der Insel ausläuft, und ihren Haupthafen oder Landungsplatz deckt, hat Veranlassung zu der Benennung gegeben. Nach ihr ist der kleine hinter der Land-

Ich hoffe daher, daß meine Mittheilungen über eine so schnell, so völlig und unwiederbringlich dahinschwindende Menschen-Race einigermaßen willkommen sein werden.

Meine erste Sorge ging dahin, daß ich mich mitten unter diesen merkwürdigen Leuten niederließe, und mir in einer der uns umgebenden Häusergruppen oder Dörfern meine eigne Indianische Hütte baute und mein eignes Feuer anzündete. Ich fange daher mit dem Indianischen Häuserbau an.

La Pointe, August 1855.

Zweiter Brief.

Beim Hütten-Bau.

Motto: „Dort anlehnt mit rundlichem Dach die
„bescheidene Wohnung"
„Dürftiger Fischer, es ist die entlegenste
„Hütte der Insel."

Graf Platen.

Es ist sonderbar, daß gewöhnlich Alles, was die Naturgeschichte der Thiere angeht, von uns viel wissenschaftlicher und philosophischer betrieben wird, als gewisse Partien der Menschen und Völkergeschichte. Bienenzellen, Vogelnester, Biberbaue haben einen Plinius oder einen Boerhave zu kritischen Beobachten gefunden. Man sieht den Schöpfer darin walten. Aber wie der Mensch seine Nester je nach Umständen, Climaten und Naturverhältnissen einrichtet und baut, das zu schildern hält man gemeiniglich für ein gewöhnlich Ding.

Und doch ist das höchste Studium des Mannes der Mensch. Und doch ist auch im vernünftigen Menschen nebenher genug Instinkt und uralte Schöpfungs-Tradition. Und doch ist in einem Haus- und Hütten-Bau der Wilden mindestens eben so viel System wie in Schwalbennestern. Auch ist die

Sache nicht minder schwer sowohl zu erforschen als auch darzustellen.

Die Leute haben mir hier fast alle ihre industriellen Kunststücke vorgemacht, ihre Werkzeuge vor Augen gestellt, und ihre Verfahrungsweisen bei den verschiedenen Vorkommnissen ihres Lebens in der Nähe gezeigt. Und wenn ich jetzt einige von diesen Dingen hier beschreiben will, so thue ich es nicht so wohl in der Absicht um ethnographische Curiositäten wie in einem Museum vorzubringen. Vielmehr thue ich es um der Psychologie willen. Die Erfindungen der Völker und ihre ingeniöse Constructionen sind ein Spiegel, Ausdruck und Maaßstab ihrer geistigen Anlagen und ihrer Verstandeskräfte. Und wenn ich nun in der Folge z. B. ihre verschiedenen Arten von Fischhaken oder von Schneeschuhen schildern werde, so ist es nicht sowohl der Fischhaken und der Schneeschuhe wegen, als vielmehr um der Fischer und der Schneeschuhläufer willen und um ihre dabei zum Vorschein kommenden Eigenthümlichkeiten, Gedanken und Gewohnheiten darzustellen. —

Zu dem Hüttenbau, den ich beabsichtigte, engagirte ich eine Indianerin, die Frau eines trefflichen und vielerfahrenen „Voyageurs," der sich erboten hatte, unter seinen Verwandten und den übrigen Indianern mein Dolmetscher zu sein. —

Das Erste beim Häuserbau der Odjibbewäs ist, ein Gerüst hinzustellen, und im benachbarten Gehölze die dazu nöthigen jungen Bäume zu fällen. Es ist dies, wie der ganze Häuserbau, und wie überhaupt mit Ausnahme der Jagd fast alle schweren und leichten Arbeiten, ein Geschäft der Weiber.

Meine Indianerin, die Frau meines Voyageurs, geht mit dem Beile ins Gehölz, hackt die Bäume um und schleppt sie herbei. Ihre alte Mutter und ihre junge Schwester und

ihre Töchter helfen ihr dabei. Martin, ein unglücklicher halbgelähmter obwohl noch junger Indianer, der auf der Jagd wie auch im Canoe nichts mehr werth ist, und darum mit den Frauen im Hause weilt, greift wohl auch dann und wann mit zu und steht den Weibern bei.

Auch das Brennholz müssen die Indianischen Frauen aus dem Wald schaffen und zerkleinen. Dies ist eine ihrer vornehmsten täglichen Arbeiten und in der Nähe der kleinen Indianischen Ansiedelungen um mich her höre ich immer zu einer gewissen Zeit des Abends die Aexte der Weiber und Mädchen erschallen, die für den nächsten Tag das Brennholz zubereiten und schwer damit beladen aus dem Gehölz hervor kommen. Gewöhnlich finde ich denn auch ein Paar junge Männer unter den Bäumen herumstehen, die müssig den arbeitenden Weibern zusehen und mit ihnen plaudern. Man hat mir gesagt, daß diese Holzhacker-Stunde der Weiber im Walde die Haupt-Courmache-Zeit für die verliebten jungen Burschen sei. —

Man kann sich denken, daß diese Indianischen Weiber, da sie Tischler-, Zimmermanns- und Baugesellen-Arbeiten verrichten müssen, daher auch schwielige Holzhacker-Fäuste bekommen. In der That sind die Hände der Weiber viel härter anzufühlen, als die der Männer. Auch ist überhaupt ihr ganzes Muskelsystem mehr entwickelt, als das der Männer. Sie sind verhältnißmäßig armstärker als diese, die nur wenige die Muskeln übende und stärkende Geschäfte verrichten. Es ist eine allgemeine Bemerkung, welche man bei allen Indianischen Männern gemacht hat, daß sie feine zierliche fast aristokratische Hände haben, die von ihrem Müssiggange zeugen. Man hat mir auch gesagt, daß zwischen den Männern und Weibern noch dieser Unterschied stattfände, daß während jene beim Gehen die Füße gerade aussetzen, diese meistens mit den Zehen etwas einwärts

schreiten. Diese Gewohnheit, so sagte man mir, wird bei den Weibern durch die schweren Lasten bewirkt, mit denen sie sich bepacken müssen. Ein gekrümmter und schwer belasteter Körper bringe auch einwärts gebogene Füße hervor.

Mit kleinen kurzen Tabackspfeifen im Munde, mit ihren Kindern in den Holzwiegen auf dem Rücken, brachten meine Weiber die umgehackten jungen Bäume aus dem Gehölz hervor und steckten sie in gleicher Distanze zu einem Viereck in den Boden. Es waren diesmal Birkenbäume. Sonst nehmen sie am liebsten Tamarak (Lerchenbäume) zum Häuserbau. Das Viereck ist ein Parallellogram mit der größten Länge vom Eingange bis zur Hinterwand des Hauses. Zwei Bäume werden vorn, wo die Thür sein soll, etwas weiter aus der Linie des Vierecks hinaus gesetzt, und eben so hinten, wo der Ehrenplatz des Hauses ist.

Sind die jungen schlanken Bäume in die Erde befestigt, und stehen sie alle aufrecht da, wie beim Korbflechter das Gerippe seines Korbes, so werden dann zunächst die Seitenstämme umgebogen und paarweise mit einander verbunden. Ihre dünnen Enden werden um einander geschlungen und dann noch mit Bast umwunden und befestigt. Sie gebrauchen dazu den sehr zähen Bast der canadischen „Ceder" *). So entsteht eine Art Laubengitter. Die beiden Bäume vorn und hinten sind länger und werden darauf ebenfalls umgebogen über dem Laubengange zusammengeschlagen und da wo sie ihn kreuzen, ebenfalls mit Cederbast festgebunden. —

So ist das Hauptgerippe fertig geworden. Um ihm aber noch mehr Festigkeit zu geben, und um die Bedachung anbringen zu können, werden dann noch Querlatten hinzu-

*) Englisch: „Cedartree" — Odjibbewä: „Gijik".

gefügt. Es sind gleichfalls junge Bäume oder Zweige die in gleichen Abständen horizontal rings um das Gitterwerk herumgelegt und bei allen Kreuzungspunkten festgebunden werden. Das Ganze sieht dann ungefähr einem weitmaschigen umgestülpten Korbe von halbovaler länglicher Form ähnlich. —

Obwohl meine Weiber in ihrer Weise geschäftig genug waren, so brauchte ich ihnen doch nicht zuzurufen, was die Bauern in Oestreich, wenn sie sich begegnen, sich immer so fleißig zurufen: „Zeit lassen! Zeit lassen!“ Sie hatten außer dem Häuserbau noch immer genug Nebendinge zu besorgen. Zuweilen war der Alten die Pfeife ausgegangen und sie lief in die nächste Hütte zum Anzünden. Dann kam ein Mal ein kleiner Knabe, dem das Hemd losgegangen war, schreiend heran und ihm wurden seine Kleider mit einen Stücke desselben Bastes zusammengebunden, der zur Verbindung der Häuserbalken diente. Auch mußten sie ihre Säuglinge, die sie auf ihren hölzernen Brettern festgebunden an die Bäume gelehnt hatten, zuweilen zärtlich anblicken, zu ihnen laufen und sie herzen, ihnen die Händchen, Bänder oder Häubchen zurechtzupfen, und einen Augenblick in Bewunderung der Kleinen vertieft, sich neben ihnen im Grase niederlassen.

Die Indianischen Mütter sind in ihre Kinder, obgleich sie für einen Europäer wenig Reizendes haben, zum Verwundern verliebt. Sie bereiten ihnen auch in ihrer Holzwiege, die auf den ersten Blick den Europäern mit Unrecht als ein Marterbrett für die kleinen zappelnden Würmer erscheint, ein so exquisit weiches und so höchst zweckmäßiges Nest, daß man wohl sieht, sie haben viel und sorgfältig darüber nachgedacht.

Eine der Frauen hatte die Gefälligkeit, mir einen ihrer Säuglinge, oder wie die Amerikaner die Wickelkinder der

rothen Raçe allgemein nennen, ihrer „Pappooses“ *) aufzuwickeln, und mir das Indianische Wiegen- und Kinderwartungssystem zu expliciren. Es ist der Mühe werth, hier beim Häuserbau eine kleine Episode darüber einzuschalten: denn das „Tikinagan“ (so heißt die Indianische Wiege bei den Odjibbewäs) ist ja nachher ein kleines Haus im Hause. Ja und fast ist es sorgfältiger geschmückt und bereitet als die Wohnung der Großen selbst.

In der Hauptsache besteht dies kleine Säuglingshaus aus einem flachen Brette. Sie nehmen dazu Holz vom Pappelbaum, erstlich weil es leicht ist, und dann weil es nicht reißt und springt. Auf diesem Brette ist eine kleine Einfassung oder ein Rand von ganz dünn geschabtem Holze angebracht, der ungefähr die Umrisse des Kinderkörpers nachahmt, und auf dem Brette steht, wie die Wände einer Violine auf dem Resonnanzboden. Weil sie den Gebrauch von Nägeln, oder Leim, Verkittungen und anderen Anfügungsarten in ihrer Tischlerkunst nicht kennen, so ist dieser Rand, wie alles, was sie verbinden wollen, auf dem Brette festgebunden, mit Schnürchen von Bast.

Die Höhlung wird zur Aufnahme des Kindes mit verschiedenen sehr weichen Stoffen ausgefüllt und gepolstert. Sie bereiten dazu eine Mischung, die aus sehr feinem trocknen Moose, und dann aus völlig verfaultem Cederholze und endlich aus dem zerzupften Haar einer Schilfgattung besteht, die eine Art feiner Wolle in ihrer reifen Saamen-Rispe trägt. Die Schilfwolle lobten sie mir als ein besonders nützliches Ingredienz der Polsterung. Es nimmt alle Feuchtigkeit begierig wie ein Schwamm

*) Das Wort Pappoose (so schreibt es der beste amerikanische Lexiograph Webster), hat seinen Ursprung in Neu-England, wie viele andere von den Anglosachsen adoptirte Indianische Worte, und ist von da aus über den ganzen Continent ausgebreitet.

auf, und es ist daher nicht nöthig, den Kleinen häufig nachzusehen. In den Häusern, wo es Säuglinge gab, fand ich wohl ganze Fässer voll mit Vorräthen von diesen weichen Stoffen, so daß ich vermuthe, die Mütter mögen das Nest fleißig genug auffrischen.

In dem besagten Bettchen stecken die kleinen Wesen nun bis an die Arme. Bis dahin sind sie mit Binden und Decken straff darin eingewickelt. Kopf und Arme blicken frei daraus hervor. Ueber dem Kopfe wölbt sich in bequemer Entfernung ein steifer Bogen von Holz, der ebenfalls an dem Wiegenbrette mit straffen Riemen von Bast befestigt ist. Er dient dem Kopfe zum Schutze. Wenn die Wiege ein Mal verkehrt umfallen sollte, stützt sie sich auf ihn. Und im Grunde genommen kann man so ein Indianisches „Tikinagan“ herumwerfen, wie man will, das Kind bleibt von allen Seiten unversehrt.

Sie haben für jedes Theil und Theilchen der Wiege einen besonderen Namen. Jenen Bogen über dem Kopfe nennen sie z. B. „Agwin-gwéon“. Er dient zugleich auch dazu, um alle die Spielzeuge und Pathengeschenke, die dem Kleinen verehrt werden, daran zu befestigen, und so dann herabhängen zu lassen, daß er mit den Händen darnach greifen kann. Ueber diese zahllosen Sächelchen, die man an den Wiegen der Indianischen „Pappoosen“ sieht, könnte man ein eigenes Capitel schreiben. Es sind darunter eine Menge von Dingen, mit denen ein europäischer Säugling nichts anzufangen wüßte. Man begreift eine Klapperbüchse oder ein Glockenspiel. Aber was soll ein Säugling mit äußerst zierlich gearbeiteten kleinen Miniatur-Mokassins *) anfangen, die ihm über der Nase baumeln, oder mit einer ganz kleinen Nachahmung von Bogen und

*) Indianische Schuhe.

Pfeilen, oder mit einem hölzernen Ringe, über den lederne Riemen kreuz und quer gezogen sind, oder mit einem runden Stück Caribou-Leder *), an welchem an Schnürchen kleine abgesägte Stücke von Reh- und Hirschhörnern hängen. Aber ich vermuthe wohl, daß alle diese Dinge mehr „zum guten Omen" als zum Spiele da sind, die Mokassins, daß der Knabe ein guter Renner, die Bogen, Pfeile und Thierknochen, daß er ein tüchtiger Jäger werden möchte. Jener sonderbare Ring mit dem Gitterwerk von Lederschnüren darüber soll gut gegen Krankheit sein. „Ja, ganz besonders gut, o! vorzüglich!" sagten meine Frauen. Aber wie das, das habe ich nicht verstanden.

Besonderen Luxus treiben die Indianischen Mütter zuweilen mit der schön gestickten Decke, die sie über den ganzen Körper des Kindes und die Wiege ziehen. Und wenn man die Kostbarkeit dieser Decken betrachtet, so mag man wohl behaupten, daß Mutterliebe und Eitelkeit für diese kleinen Rothhäutchen verhältnißmäßig nicht weniger vergeudet, als bei uns für die „Enfans de France" verschwendet wird. Ich sah eine Frau, die als Wiegendecke ein faltiges weites himmelblaues Tuch benutzte, auf dem wenigstens ein Paar Pfund Schmelzperlen in allerlei prächtigen Stickereien prangten. Sie sagte mir, sie habe ihrer Nachbarin 10 Dollar (ihr halbes jährliches Einkommen) dafür bezahlt. — Auch das „Apikan", oder das Band, an dem die Mutter Kind und Wiege trägt, ist oft mit Stickereien geschmückt.

Gleich nach der Geburt wird das kleine Wesen auf jenem Brette ausgebreitet und seine zarten und gekrümmten Glieder gewissermaßen darauf zubereitet und gestreckt. Sie recken und zupfen es, machen ihm den Rücken

*) Caribou ist das Canadische Elenthier.

und die Beinchen recht gerade und stellen ihm, wenn sie ihn einpacken, auch das Füßepaar recht parallell, perpendikulär und dicht zusammen. Schon in der Wiege wird bei den Indianern so dafür gesorgt, daß die Füße sich nicht auswärts biegen, sondern in derselben Linie gerade weg stehen. Ein Canadischer „Voyageur“ hat mir behauptet, daß die Indianer bei jedem Schritt immer einen Zoll weiter ausschreiten könnten, als die auswärtsschreitenden Europäer. Im Winter bei den Schneeschuhen kann man auswärts gestellte Füße zumal gar nicht gebrauchen. Auch außer den Füßen suchen die Indianischen Mütter noch wohl auf andere Theile des Körpers ihrer Neugebornen hinzuwirken. So z. B. sollen sie sich viel mit seiner Nase beschäftigen, und diese so lange der Nasenknochen noch etwas nachgiebig ist, zu kneten, hervorzuzupfen und auszuziehen versuchen. Eine große Nase ist bei den Indianern sehr beliebt.

Während ich dies Alles mir so betrachtet und erwogen hatte, waren denn die „Apakwas“ angelangt und mit ihnen sollte an unserm Hausgerippe der Schlußact der Bedachung und Bewandung vorgenommen werden. „Apakwas“ nennen sie die Birkenrinden-Rollen, die sie meistens in ihren Magazinen vorräthig haben, um damit ihre Wigwams zu decken oder ihre Dächer zu flicken. Sie bestehen aus einer Menge von großen viereckigen Birken-Rinden-Stücken, die sie an einander nähen. Jedes Stück ist ungefähr drei Fuß ins Gevierte, denn ein größeres Stück guter, elastischer, von Zweigen und Knorren undurchlöcherter Rinde giebt selten ein Baum her. 6 oder 7 solcher Stücke werden zu einem ganzen Streifen mit Cederbast fest aneinander genäht, und dann zu Rollen aufgewickelt, die ungefähr so aussehen wie die Wollentuchrollen bei unseren Tuchhändlern. Damit diese Rollen mehr Steifigkeit gewinnen, werden an beiden Enden des breiten

Streifens dünne Latten eingenäht, auf die sie das ganze dann bequem aufwickeln können; Längs des Stockes, wo die Apakwas oft angefaßt werden, wird auch noch ein kleiner Schutzlappen aufgenäht, oder die Rinde verdoppelt, und die Rolle dann mit Schnüren zusammengebunden, damit sie leicht transportirt werden kann. Das Ganze ist also recht vorsichtig eingerichtet. —

Die Frauen haben, wie gesagt, in ihren Häusern immer einige solcher Rollen im Vorrathe und wir hatten daher Gelegenheit, die für unser Haus nöthigen 9 oder 10 Rollen d. h. also die Rindenmäntel von etwa 60 Birkenbäumen bei den Nachbarinnen einzuhandeln. Sie fingen die Bedachung oder Bemäntelung des Hauses unten an und banden rings herum ein Paar lange Apakwas an den Zweigen des Hausgerippes fest, natürlich ohne sie zu zerschneiden. Die zweite Reihe hing über dem Rande der ersten herab, so daß der Regen außen ablaufen konnte. Eine dritte und vierte Reihe vollendete das Ganze und dann wurden noch ein Paar Apakwas quer darüber geworfen, zwischen denen in der Mitte das Feuer- und Rauchloch blieb. Ein ähnliches Loch, das sie vorn als Thür ließen, wurde mit einer Matte verhangen.

Damit der Wind den Apakwas noch weniger anhaben könne, wurden dann über das Ganze noch lange dicke Schnüre aus Cederbast geworfen, an deren Ende schwere Steine herabhingen. Durch diese Bespinnung bekommt dann das Ganze gehörige Festigkeit und Schluß, und hiermit ist der halbkugelrunde Wigwam fertig.

Verlassen die Indianer ihren Wohnort, so nehmen sie die werthvollen Schnüre und Apakwas vorsichtig ab und rollen sie wieder zusammen. Die Stangen und das Geripp des Hauses aber lassen sie stehen, weil sie dergleichen überall wieder finden können. Wenigstens thun

dies die hiesigen Wald-Indianer. Auf den kahlen Prärien im fernen Westen muß freilich auch jede kostbare Stange Hunderte von Meilen weit mitgeschleppt werden. Die Apakwas sind schon so eingerichtet, daß jeder Frau davon ein Paar zu den übrigen Dingen, die sie zu schleppen hat, aufgepackt werden können. Auch jedes kleine Mädchen kann wenigstens eines davon bekommen, so wie jeder Römische Soldat seinen Schanzpfahl bekam. Diese Indianischen Mädchen müssen schon in ihrem sechsten Jahre mit zu schleppen und zu schwitzen anfangen, während ihre stolzen kleinen Brüder bloß mit Bogen und Pfeil beschwert frei und stolz neben her schreiten. —

Kaum war mein Wigwam fertig und kaum versuchte ich es ein Mal zur Probe hineinzugehen, so fand ich auch bereits Bewohner darin. Ein Indianischer Hund hatte sich zuerst ganz gemüthlich darin niedergelassen und dann waren auch schon ein Paar Kinder hineingekrochen, erfreuten sich des neuerstandenen Schutzes gegen Wind und Wetter und waren auf der neuen Hausmatte hingekauert.

Diese Matten, mit denen die Odjibbewäs ihre Wigwams längs den Wänden austapezieren, und die ihnen als Fußteppich zugleich und als Betten sowohl als auch als Sophas dienen, sind wieder eine ganz vortreffliche und ich möchte beinahe sagen, solide Arbeit der Frauen. Sie nehmen dazu eine Gattung recht dicken Binsenrohrs, das sie „Kitschigami-washk", d. h. „die Große See-Binse" *) nennen, und bereiten daraus recht dicke, weiche und dauerhafte Matten. Das Verfahren, das sie dabei befolgen, ist ziemlich complicirt und recht wohl überdacht. Die Binsen dürfen nur zu einer bestimmten Jahreszeit, wenn sie schon eine gewisse Reife erlangt haben, geschnitten werden. Sie

*) Kitschigami oder Kitschigumi heißt der Große See.

vereinigen sie in kleine Bündel und jedes Bündel muß für sich etwa ³/₄ Stunden in heißem Wasser gekocht werden. Ohne dies Kochen würden die Matten hart und brüchig werden. Das Bleichen ist nöthig, um die Binsen zur Färbung vorzubereiten. Sie wissen ihnen allerlei hübsche und dauerhafte Farben mitzutheilen, und componiren daraus dann recht gefällige und nette Muster.

Bei dem Flechten selbst beobachten sie auch noch mancherlei Sorgfalt, ähnlich wie die Belgischen Flachsspinner, die bekanntlich um ihren Fäden die gehörige Zähigkeit zu geben, ihre Arbeit in feuchten Kellern vornehmen. Auch die Indianer sagten mir, sie flöchten ihre Matten nicht bei trockenem und heiterem Wetter, sondern an feuchten und regnigten Tagen, weil die Binsen sonst brüchig würden. Ich wohnte einmal in dem Hause einer sehr fleißigen Mattenflechterin. Alle Abend legte sie ihre Arbeit ins Gras und in den Thau hinaus. Am Morgen holte sie sie herein und arbeitete ein Stückchen daran fort, bis die Sonne zu hoch stieg. Ich fragte sie, warum sie ihr Geflecht des Tags über nicht mit Wasser anfeuchtete. Sie behauptete, das ginge nicht, die gebleichten Binsen würden wieder schwarz davon. —

Ich gestehe, ein solcher neuer frischer, mit bunten Matten austapezierter Wigwam sieht ganz nett und wohnlich aus, besonders wenn in der Mitte erst das Feuer lodert. Und einen Diogenes müßte eine solche Wohnung vollkommen befriedigen. Manche Indianer halten es auch hübsch in Ordnung. Aber viele freilich schmutzen es bald recht ein, stopfen auch die gelegentlich in den Apakwas entstehenden Löcher nicht zu, und lassen die Birkenrinde in Lappen zerfetzt um das Hausgerippe herumflattern. Nimmt der Wind einen Lappen weg, so kriechen sie vor dem Regen lieber ein Bischen auf die Seite, ehe sie sich die Mühe nehmen, es ordentlich

wieder zuzunähen. So viel ist aber gewiß, daß es in Lithauen und Irland arme Bauern, und in den polnischen Städten arme Juden genug giebt, die nichts besser oder gar schlechter behaust sind, als Viele dieser Wilden. Und die Zelte, welche sich die Zigeuner im südlichen Rußland und in der Wallachei zurichten, sind zum Theil viel kunstloser und wilder, als diese Wigwams der Odjibbewäs.

Ich habe hier indeß nur eine Gattung von Wohnung, nämlich die gewöhnliche Winterwohnung der Odjibbewäs, die zugleich freilich für die meisten auch die Wohnung des ganzen Jahres ist, beschrieben. Sie sind etwas enger, diese Winterwohnungen, und daher auch wärmer. Sie sind auch leichter ausgebessert, weil man bei einem entstehendem Loche nur ein Stück Apakwa überzuwerfen und eine mit Steinen beschwerte Schnur darüber wegzuziehen nöthig hat. Weil sie durchweg eine abgerundete Außenseite ohne Ecken darbieten, so gleiten auch die Angriffe von Stürmen, Schnee und Regen leichter an ihnen ab. —

Nichts desto weniger bauen sich aber einige doch auch geräumigere, höhere und luftigere Sommerwohnungen. Diese sind denn aber viereckig, haben auch schräge, viereckige Dächer, und werden nicht mit Birkenrinden, sondern mit Rinden von Nadelbäumen bedeckt. Sie heißen auch nicht Wigwam. Denn dieser Name ist ausschließlich für das runde Birkenrindenhaus. Das Wort kommt von Wigwass, das sowohl „Birkenbaum“ als „Birkenrinde“ bedeutet. Die ächte Odjibbewä-Form des Worts ist: „Wigiwam“, das die Engländer zu „Wigwam“ verkürzten. Es wird, wie viele Worte vom Algonquin-Sprach-Stamm, von den Engländern zur Bezeichnung fast jeder Indianer-Hütte in America gebraucht, selbst wenn sie keine Birkenrindenhütte ist, und auch vielleicht bei den Einheimischen ganz anders benannt wird. —

La Pointe, August 1855.

Dritter Brief.

Indianischer Willkomm und Kriegertanz.

Motto: Tiefgebräunt vom Sonnenbrande,
Rothgeglüht von Weinesgluth
Spielt da die Zigeunerbande
Und empört das Heldenblut.
Laß die Geige wilder singen,
Wilder schlag das Zimbal Du!
Lenau.

Kaum hatte ich mich auf die besagte Weise auf meiner Insel wohnlich niedergelassen, so langte einer der großen Dampfer an, die jetzt den Oberen See befahren, und brachte mehre einflußreiche Personen, unter anderen auch den obersten Beamten des ganzen Indianischen Departements der Vereinigten Staaten. Wir würden ihn einen Minister der Indianischen Angelegenheiten nennen, hier zu Lande aber ist er einfacher: „the Commissionar of Indian affairs“ (der für die Indianischen Geschäfte Bevollmächtigte) betitelt.

Die Indianer heißen ihn ihren „Großen Vater von Washington,“ wie sie den Präsidenten der Vereinigten Staaten ihren „Großen Vater in Washington“ nennen. Mit dem Titel „Vater“ beehren sie aber auch alle die Amerikanischen Agenten und Unterbeamten, die man zur Ueber-

wachung ihrer Interessen in ihr Land schickt, und die man in den Vereinigten Staaten selbst bloß „Indian Agents“ (Indianische Agenten) nennt. Und wollte man nach der Anzahl der „Väter“ gehen, die diese armen „Kinder der Wildniß“ haben, so sollte man glauben, es müsse herrlich und höchst liebevoll für sie gesorgt sein. Während der ganzen Zeit unsres „Payments“ wurden in den Reden herüber und hinüber so viele große und kleine „Väter“ genannt, daß es zum Erstaunen war.

Kaum hatte sich die Nachricht verbreitet, daß ihr „Großer Vater von Washington“ angekommen sei, so schickten sich die Indianer an, ihn nach ihrer Weise mit einem feierlichen Aufzuge in Costüm, mit einem Kriegertanze und der Darreichung einer Friedenspfeife zu bewillkommnen. Die Vorbereitungen dazu, die Ausschmückungen und nöthigen Bemalungen fingen bereits Vormittags in verschiedenen Zelten an. Auch hörte man den ganzen Morgen schon aus den Hütten eines der Haupt-Anführer die Trommel schlagen, und sah seinen mit vielen bunten Federn ausgeschmückten Fahnenstock ausgesteckt.

Ich wanderte von Zelt zu Zelt umher, und beschaute mir die Vorbereitungen. Da ich schon einige Bekannte hatte, so konnte ich hie und da eintreten und der Toilette eines Kriegers beiwohnen.

Es ist für einen Europäer ein höchst komisches Schauspiel, so einen Wilden vor dem Spiegel zu beobachten. Die Eitelkeit und das Gefühl der Bewunderung seiner eignen lieben Persönlichkeit steckt in ihm wenigstens eben so tief wie in einer Pariser Kokette. Ja er überbietet diese noch. Denn während die Pariserin die Façon ihres Hutes und die Farben ihrer Blumen doch nur ein oder zwei Mal im Jahre mit der wandelnden Mode verändert, wechselt der Indianer mit den Farbenmustern in seinem Gesichte —

denn sein liebes Angesicht selbst ist eben der Hauptgegenstand seiner verzierenden Bemühungen — alle Tage.

Ich habe hier auf meiner Insel drei oder vier hübsche langgewachsene indianische Jünglinge beobachtet, und habe sie fast jeden Tag mit einer andern Farbenzeichnung in ihrem Gesichte erscheinen sehen. Sie hörten zu einer aristokratischen Elite ihres Stammes, und spielten offenbar die Dandy's. Sehr gravitätisch und sehr ernst, mit ihren grünen und gelben Strichen auf der Nase, mit ihrer langen Pfeife im Arm, und in ihre weiten Woll-Mäntel gewickelt sah ich sie bald hier bald dort müssig herumschreiten. Sie waren immer unter sich, und bildeten offenbar eine Clique.

Ich zeichnete mir jeden Tag, wenn ich Gelegenheit dazu fand, das Farben-Muster, das ihr Gesicht aufwies, ab und brachte am Ende eine Sammlung heraus, deren Mannigfaltigkeit mich selbst im Erstaunen setzte. Was ein Kaleidoskop in Gruppirung der kleinen gefärbten Blümchen und Glasstückchen leistet, ist fast schwach zu nennen gegen das, was die Imagination eines Indianers auf Stirn, Nase und Wangen zu Stande bringt. —

Um dem Leser einen anschaulichen und naturgetreuen Begriff davon zu geben, würde ich hier den Beistand eines geschickteren Farbenkünstlers von Nöthen haben, als er mir zu Gebote steht. — Doch was ich mit Worten thun kann, will ich nicht unterlassen.

Das Auffallendste bei ihrem Schmink-Verfahren war mir zweierlei. Zuerst, daß sie sich dabei zuweilen durchaus nicht an die naturgemäßen Abtheilungen ihres Gesichtes kehrten, und dann die außerordentliche Mischung des Zierlichen und Grotesken. —

Mitunter allerdings sah ich es wohl, daß sie jene natürlichen Abtheilungen des Antlitzes, die durch Nase, Augen, Mund u. s. w. hervorgebracht werden, beobachtet,

und sich darnach gerichtet hatten. Die Augen waren mit gewissen gleichförmigen Farben-Kreisen umzogen. Vom Munde strahlten harmonisch und gleichmäßig nach beiden Seiten gelbe oder schwarze Striche aus. Ueber die rechte wie über die linke Wange lief ein Halb-Zirkel von grünen Tüpfeln, dessen Mittelpunkt die beiden Ohren waren. Und so war denn auch wohl die ganze Stirn mit Linien bearbeitet, die mit den natürlichen Umrissen dieses Abschnitts in Harmonie und Parallellismus standen. — Das sah dann noch immer, so zu sagen, ganz menschlich aus, weil dabei die Fundamental-Züge des Antlitzes unverändert blieben. —

Aber in der Regel scheinen diese regulären Muster nicht ganz nach dem Geschmack der Indianer zu sein. Sie lieben die Contraste, wie gewisse Pferdeliebhaber, die statt zweier gleichfarbiger Pferde es vorziehen, einen Schimmel neben einem Fuchsen vorzuspannen. Sehr häufig theilen sie ihr Gesicht in zwei Hälften, und behandeln die eine Hälfte anders als die andere. Die eine legen sie dann wohl dunkel an, z. B. schwarz oder blau, die andere aber dagegen ganz hell, z. B. gelb oder grell roth, oder weiß. Oder die eine wird wohl mit dicken, breiten Kreuz- und Querstrichen, die sie mit den 5 Fingern machen, durchkreuzt, während die andere mit äußerst feinen Verschlingungen und zart punctirten Linien mit Malerstift und Pinsel bearbeitet wird.

Die beiden Abtheilungen des Gesichts kommen dabei auf zwei verschiedene Weisen heraus. Zuweilen ziehen sie die Theilungsstriche in der Richtung der Central-Gesichtslinie, so daß dabei die rechte Wange und Seite in Finsterniß begraben liegt, während die linke wie ein von der Sonne beschienenes Blumenbeet blüht. Zuweilen aber machen sie den Theilungsstrich quer unter der Nase weg, so daß die Augen aus der Finsterniß der dunklen Farbe hervor-

glotzen, während Kinn, Lippen und überhaupt Alles unter der Nase hell schimmert und strahlt. Es sieht aus, als hätten sie dabei die Phasen des Voll-, Halb- und Viertel-Mondes auf ihren Gesichtern darstellen wollen.

Doch ist auch in diesem Falle dann noch wohl wenigstens jede einzelne Gesichtshälfte für sich nach einem harmonisch angelegten Figuren-Plane bearbeitet. Mitunter aber werden sie nun ganz wild, fallen völlig ins Superlativ-Groteske und ziehen blaue oder grüne oder gelbe, oder rothe Striche übers ganze Augesicht, schräg oder wagerecht oder senkrecht neben einander, indem dabei ihr malender Pinsel oder Finger, so wenig wie das sausende Rapier eines deutschen Studenten darnach fragt, ob der Strich über das Vorgebirge der Nase, oder durch die Höhlungen der Augen passirt oder ob er den Mund oder das Kinn schräg durchschneidet. Dies sieht denn besonders barbarisch aus, da das von der Natur so fein ausgearbeitete nnd so planvoll angelegte menschliche Antlitz dabei nicht anders als ein Kürbis behandelt ist.

Weil ich den Gedanken faßte, daß sie in diesen verschiedenen Ausschmückungen etwas ausdrücken zu wollen die Absicht hätten, und daß ihre oft sehr hiroglyphenartig ausschauenden Gesichtsmarken dies und jenes bedeuten möchten, so erkundigte ich mich darnach, wo ich nur kounte. Allein man versicherte mich immer, es sei Alles nichts als reine Geschmackssache. Es seien bloße Arabesken und nichts mehr als dieselben phantastischen Broderien, welche ihre Weiber auf den Mokassins, Leibgürteln, Tabacksbeuteln rc. anbringen.

Nur eine gewisse Symbolik der Farben im Allgemeinen gab man mir zu. — So z. B. bedeutet Roth meistens Freude und Festlichkeit, Schwarz gewöhnlich Trauer. Wenn sie einen sehr betrübten Todesfall haben, so nehmen

sie beide Hände voll mit Kohlenstaub und reiben sich darein das ganze Gesicht ein. Ist der Verstorbene ein entfernter Verwandter, so erscheint wohl nur ein Gitterwerk von parallelen schwarzen Strichen auf dem Gesichte. Sie haben auch „Halbtrauer,“ und malen sich nach einiger Zeit, wenn der erste heftige Schmerz vorüber ist, blos das halbe Gesicht schwarz. —

Roth ist nicht bloß ihre Feier-, Freuden- und Festtags-Farbe, sondern überhaupt ihre Lieblings-Farbe. Meistens geben sie ihrem Angesichte eine hochfeuerrothe Grundfarbe, und auf dieser Grundfarbe werden dann die andern Farbenzeichnungen aufgesetzt. Schon Schiller hat in seiner Nadowessischen Todtenklage recht hübsch auf diese Indianische Vorliebe für Roth angespielt:

„Farben auch, den Leib zu malen,
„Steckt ihm in die Hand,
„Daß er röthlich möge strahlen
„In der Seelen Land.“

Sie gebrauchen zu dieser Färbung sogenanntes Vermillion (Zinnoberroth), das wie man mir sagte, aus China kommt und das die „Traders“ ihnen zuführen. Uebrigens ist dies Roth keineswegs de rigueur. Recht oft haben sie sich das Gesicht zur Unterlage für die weiteren Zeichnungen ganz quittengelb überstrichen. Dazu nehmen sie „Chrome yellow“, das sie gleichfalls von ihren Traders beziehen.

Auch von Hellblau (Prussian blue) sind sie große Freunde. Und diese Farbe wenden sie nicht nur auf ihrem Gesichte, sondern auch als Friedensfarbe bei ihren Friedenspfeifen, und als Himmelsfarbe auf ihren Gräbern häufig an. Doch ist dabei ein höchst merkwürdiger Umstand der, daß wie es scheint fast alle Indianer nicht blau von grün unterscheiden können. Ich habe den Himmel, den sie auf ihren Gräbern als einen runden Bogen darzustellen pflegen,

eben so oft grün als blau angestrichen gesehen. In der Sprache der Sioux heißt: „toya“ sowohl: „Grünfärben“ als „Blaufärben.“ Ein vielgereister Vater vom Jesuiten-Orden hat mir gesagt, daß auch noch bei mehreren anderen Indianer-Stämmen des Westens dasselbe Wort für „grün“ und „blau“ gebraucht werde.

Man hat mir wohl manch Mal erzählt, daß dieser Stamm die eine, jener Stamm die andere Farbe zu seiner Lieblingsfarbe erkoren habe, und ich will es glauben. Ich selbst habe aber eine solche Regel nicht erkennen können.

Im Ganzen scheinen alle Indianer insgesammt in ihre eigne ihnen angeborene rothe Hauptfarbe verliebt und helfen dieser, wo die Natur sie ihnen nicht roth genug gemacht zu haben scheint, noch durch „Vermillion“ nach.

Daß aber doch in ihrer ganzen Gesichtsmalerei ein gewisser nationaler Styl ist, davon machte ich einmal während eines Besuches bei den Sioux *) eine Erfahrung. Es war von einem armen Indianer die Rede, der toll oder närrisch geworden sei, und als ich einige seiner anwesenden Landsleute fragte, worin sich denn der Irrsinn des armen Burschen äußere hieß es: „Ach, er staffirt sich so sonderbar mit Federn und Muscheln aus, und dann malt er sich das Gesicht so komisch an, daß es zum Todtlachen ist!“ Dies sagten mir Leute, die selbst der Art mit Federn, Muscheln, Grün, Vermillion, Preußisch-Blau, Chromgelb, nach der Art der Papageien überladen waren, daß mir bei ihrem Anblick schon eine Aufforderung zum „Risum teneatis“ recht nöthig zu sein schien. Allein ich nahm daraus ab, daß, wie gesagt, doch etwas Conventionelles und Typisches

---

*) Die Sioux oder Dakotas sind bekanntlich die Nachbarn der Odjibbewäs im Westen, im Mississippi-Gebiete.

in ihrem bunten Styl sein müßte, etwas Regelrechtes, gegen das man sündigen könne.

Als ich nachher mehre Indianische Zeichenmuster copirt und nun auch oft ihre Malereien betrachtet hatte, und dann später einmal in einer Amerikanischen Stadt bei Gelegenheit einer sogenannten State-Fair *) einen vorgeblichen Riesen-Indianer, der sich für Geld zeigte, betrachtete, da machte ich wieder dieselbe Erfahrung. Dieser Mensch hatte sich zwar wie ein Indianer das Gesicht bemalt, allein ich behauptete gleich, seine Zeichnungen seien falsch und keineswegs ächt, „à la Indienne". Ich hatte freilich nur einen allgemeinen Eindruck und konnte nicht genau nachweisen, in welchen Linien-Zügen das Unrichtige bestehe. Doch hatte ich ein sehr bestimmtes Gefühl. Und alle Welt versicherte auch, es sei ein falscher Indianer, nichts als ein großer auf Indianische Weise ungeschickt ausgeschmückter Angelsachse.

So stellten sich die Dinge später heraus. Sieht man sich jedoch diese Gesichter zum ersten Male an, so hält man es, wie gesagt, nicht für möglich, daß man gegen so etwas Fratzenhaftes sich vergehen könne. Man denke sich einmal etwas lebhaft folgende Muster ausgeführt, die ich als Proben geben, und die ich aus der Menge von Aufzeichnungen, welche ich an Ort und Stelle nach der Natur machte, beispielsweise hervorheben will:

Erster Fall: Grundfarbe des Gesichts: schwarz. Auf dem Nasenrücken: ein grüner Strich. Auf beiden Backenknochen: ein großes feuerrothes Schönpflästerchen. Ein eben solches Schönpflästerchen auf dem Kinn, und wieder eins, wie Polyphems Auge mitten auf der Stirn. Die Augen von Butterblumengelben Ovalen umgeben.

---

*) Ausstellung der Natur- und Kunstproducte eines Staates.

Ein zweiter Fall: Grundfarbe des Gesichts purpurroth. Das Kinn: kohlschwarz eingeseift. Von den Lippen, als Centrum gehen schwarze Striche in allen Richtungen aus, links und rechts bei der Nase vorbei und quer über die Wangen bis zu den Ohren, wie die Stacheln eines Stachelschweins. Quer über die Stirn laufen der Länge nach viele, parallele Striche, die aussehen wie tief eingefurchte Runzeln, und die den jungen Krieger 30 Jahre älter machen, als er wirklich ist.

Ein dritter Fall: die Stirne: mit weißer Thon-Erde überschmiert. Die Augen unten, von einem rothen Halb-Oval umgeben, als lägen sie in einer Schlüssel. Auf jedem Backenknochen: ein blaues Kreuz. Von der untern Nasen-Partie als Centrum strahlen fächerförmig grüne, gezackte oder buschig gestrichelte Linien aus. Sie laufen ohne Weiteres über die Lippen weg und übers Kinn und endigen am Halse und bei den Ohren. Es sieht aus, als hätte der gute Mann sich einen Wurzelkraut-Busch in die Nase gesteckt und über den Mund hin festgeklebt.

Ein vierter Fall: Rothgefärbtes Antlitz. Blos die Backen ganz grasgrün. Die grünen handgroßen Flecken auf den Backen sind mit äußerst zierlichen schwarzen Pünktchen eingefaßt, und am Rande läuft auch noch ein ganz feiner kleiner gelber Strich herum. Der Mund ist in zwei Hälften getheilt, und die eine Hälfte mit blauen, die andere mit gelben Arabesken eingefaßt. Um die Augen ist eine gleichfalls gelbe Brille gemalt; und außerdem blicken sie noch durch ein Gitterwerk von gekreuzten Strichen, welche die beiden Höhlungen der Brille ausfüllen. —

Es mag an diesen Beispielen genügen. Denn wollte ich alle curiosen Fälle aufführen, so würde ich damit so wenig enden, wie mit der Beschreibung der Zeichnungen auf den Schmetterlingsflügeln eines Naturalien-Kabinets.

Nur eine philosophische Bemerkung kann ich nicht unterlassen noch hinzuzufügen, und zwar diese: daß wenn man sich lange unter diesen bunt geschmückten Leuten bewegt, man am Ende dahin kommt, ihre Farben ungern zu vermissen. Dies habe ich von mehreren Europäern, die lange unter ihnen waren, behaupten hören. Und mir kamen meine Indianer auch, wenn sie sich einmal gewaschen hatten, nichtssagender und häßlicher vor. Alles in der Welt ist Gewöhnung. Und man kann sich darnach vorstellen, in wie hohem Grade nichtssagend, wie elend, ausdruckslos und schattenhaft die „blassen Gesichter" der Europäer, diesen in allen Farben glühenden Indianern erscheinen müssen.

Es sind unter ihnen aber vorzugsweise die jungen Männer, die Dandy's, die sich dieser Art Schmucksucht hingeben. Wenn sie alt werden, und die Natur selber Runzeln in ihr Gesicht zeichnet, machen sie sich nicht mehr so viel daraus. Dann raufen sie sich auch den Bart nicht mehr aus, der ihnen bei jenen Malereien in der Jugend hinderlich gewesen sein würde. Nur auf einem glatten Gesichte kann man hübsch malen. Im Alter lassen sie dann im Gesichte wachsen, was da will. Meistens sind es nur sehr vereinzelte, struppigte Haare. Auch die Weiber schmücken sich gewöhnlich nicht, selbst nicht die hübschesten Mädchen. Davon machen sie aber denn wieder bei religiösen Feierlichkeiten eine Ausnahme. Da erscheinen dann auch die Greise und auch die Weiber und Mädchen festlich bemalt. Jedoch nie so exquisit, wie die jungen Krieger.

Dergleichen also sage ich, — ich bin ein wenig von meinem Thema abgeschweift, — beobachtete ich, indem ich von Zelt zu Zelt und Hütte zu Hütte schlenderte, und den Vorbereitungen zum Kriegertanze zusah. Endlich am Nachmittage waren sie dann fertig. Auch die große Friedenspfeife, die sie dem „Großen Vater" überreichen wollten,

war gehörig herausstaffirt mit rothen Federn, blauen Farbenzeichnungen, Wampum-Schnüren *) u. s. w.

Es fiel mir auf, daß obwohl das Ganze doch nur eine Ceremonie war, und obwohl wir es nur als ein uns gegebenes Schauspiel hinnahmen, — so zu sagen als eine militärische kleine Revue, -- die Indianer doch die Sache sehr ernst und feierlich nahmen. Ich sah, wie sie es nicht versäumten, nach hergebrachter Sitte die Friedenspfeife zuvor unter sich von Zelt zu Zelt, und von Mund zu Mund unter den Häuptlingen herumgehen zu lassen. Erst als jeder geraucht hatte, brachen sie auf und marschirten mit Trommelschlag und mit flatternder Feder-Fahne und fliegenden Otter-, Fuchs- und Skunk-Schwänzen durch das Dorf und zogen auf dem freien Platze des ehemaligen Forts der alten „Nord-West-Compagnie" das jetzt als eine Art Central-Hotel unseren Haupt-Sammel-Platz vorstellte, auf. — Hier errichteten sie einen hölzernen Pfosten und daneben ihre Kriegsfahne, wornach die Tänze, die Reden und die Gesänge begannen.

Es bildete sich ein Kreis von braunhäutigen Tänzern, welche die Musiker und Sänger in ihre Mitte nahmen. Die Musiker, ein Paar junge Leute, kauerten auf dem Boden nieder und schlugen eine Trommel, bewegten eine Erbsen-Kalabasse und ein Paar andere musikalische Instrumente, die zum Theil allerdings sehr roh waren. So hatte z. B. einer blos ein Brett, auf das er mit einem großen Messer klopfte. Die eine Hand hielt er hohl unter das Brett, um einen Resonnanzboden zu bilden. Die hauptsächlichsten Sänger waren ein halb Dutzend Weiber, die in dunkle Mäntel gehüllt paarweise hinter einander

*) „Wampum" nennen die Indianer bekanntlich Schnüre von Muscheln, die wie längliche Perlen gestaltet und geschliffen sind.

saßen, und ein einförmiges, melancholisches Murmel-Singen erhoben, indem sie dabei die Blicke in ihren Schooß oder auf den Boden hefteten. Der Gesang war wie das Geräusch eines in der Ferne zürnenden Sturmes. Das Trommel-, Erbsen- und Bretter-Geklapper schlug wie ein schwacher Donner und Blitz dazwischen und nach dem Takte desselben tanzten oder vielmehr hüpften die Krieger im Kreise umher, stets auf- und niederhopsend und ihre Fuchs-, Biber- und Otter-Schwänze, mit denen Arme, Fuß und Kopf umwunden waren, schüttelnd.

Zu Zeiten wurden Gesang und Tanz unterbrochen. Mit fliegenden Haaren und Thierfellen trat dann einer der Krieger in den Kreis, erhob sein Tomahawk, schlug damit an jenen Fahnen-Pfahl und gab dadurch zu erkennen, daß er reden und von seinen Heldenthaten sprechen wolle.

Dann hub er an, mit lauter Stimme und in sehr geläufiger Weise irgend eine Gräuel-Geschichte zu erzählen, bei der er die Hauptrolle gespielt hatte. Er schwang dabei sein Tomahawk in der Hand und zeigte mit dem Finger die Narben und Wunden auf seinem nakten Körper und wiederholte zuweilen zur Bekräftigung des Gesagten den Schlag gegen den Fahnen-Pfosten, wie bei uns ein Redner wohl in gleichem Fall mit der Hand auf das Katheder schlägt. Manche hatten ihre Wunden und Narben mit blutrother Farbe ummalt. Auch waren immer des Redners Mienen und Pantomimen sehr wild belebt und ausdrucksvoll, wenn er an den Punkt kam zu zeigen, wie er

„Mit dem Messer, scharf geschliffen
„Von des Feindes Kopf
„Rasch mit drei geschickten Griffen
„Schälte Haut und Schopf." *)

*) Schiller

Obgleich ich von gefälligen Uebersetzern, die mir sogleich alles Indianisch-Geredete auf Englisch oder Französisch ins Ohr raunten, umgeben war, so fürchte ich doch, es möchte mich zu weit führen, wenn ich hier die gehaltenen Reden ihrer Länge nach wiedergeben wollte. Nur zur Probe etwas.

Manche wurden ganz humoristisch eingeleitet. So z. B. sprang ein Mal ein kleiner Kerl in den Kreis und hub, den Pfahl schlagend, an: „Meine Freunde, daß ich klein bin, das seht ihr alle, dazu brauche ich keine Zeugen." (Dabei entfaltete er seine kleine Figur auf eine sehr drollige Weise, die allgemeines Gelächter erregte). „Aber, daß ich kleiner Kerl ein Mal einen Riesen von Sioux erlegte, dazu brauche ich Zeugen, damit ihr das Unerhörte glaubt." Und dann griff er zwei Zeugen aus dem Kreise heraus. „Du hier und du — Ihr waret dabei!" — und erzählte darauf die Sache wie sie zugegangen war.

Ein anderer mit einer langen Klapperschlangenhaut um den Kopf und auf seine Lanze gelehnt, trug seine Geschichte ganz objektiv vor, wie man ein Gemälde beschreibt, so: „Einst zogen wir Odjibbewäs aus gegen die Sioux. Wir waren unserer Hundert. Einer von den unsrigen, ein muthiger Mann, ein Mann vom rechten Schlage, ungeduldig nach Auszeichnung, trennte sich von der Menge der Uebrigen, schlich sich ins Feindes Land voran. Der Mann entdeckte eine Gruppe von Feinden, zwei Männer, zwei Weiber und drei Kinder. Er umschlich sie wie ein Wolf. Er schlich zu ihnen heran wie eine Schlange. Er überfiel sie wie der Blitz, stieß die beiden Männer nieder, und skalpirte sie. Die schreienden Weiber und Kinder aber nahm er beim Arm und warf sie als Gefangene den Seinen zu, die auf das Geschrei nachgeeilt waren. Und dieser Blitz, diese Schlange, dieser Wolf, dieser Mann, meine Freunde, das war ich! — Dixi!" —

In den meisten der uns mitgetheilten Erzählungen war indeß wenig heroisches zu finden. Manche in der That schienen mir nicht viel mehr zu sein als eine detailirte Schilderung der Art und Weise, wie ein listiger Fuchs ein Lämmlein überfiel und zerriß. Einer dieser Kerle — das eine Auge kreideweiß, daß andere rabenschwarz bemalt, — scheute sich sogar nicht, laut und mit wildfreudig verklärtem Gesichte zu erzählen, wie er ein Mal ein armes einsames Sioux-Mädchen überfallen und wie er sie umgebracht und skalpirt habe. Er ging dabei in die kleinsten Details des höchst barbarischen Actes. Und dennoch wurde er am Schlusse seiner Rede wie alle übrigen Redner beklatscht oder wenigstens beheult. Das heißt, alle Indianer stampften vor Entzücken mit den Füßen, kreischten laut auf, und ließen, indem sie dabei die Hände wie ein Schalldach vor dem Munde hielten, ihr gellendes Kriegsgeschrei, als ein Beifallszeichen erschallen. Mir erschien der Kerl damals wie ein blutriefender Tiger und doch kam er später noch oft wieder mit mir in Berührung, unterhielt sich dann ganz ruhig und vernünftig, und sprach ungefähr wie ein simpler verständiger Bauersmann aus irgend einem deutschen Dorfe. Dies sind so, was man nennt, die Widersprüche in der menschlichen Natur.

Recht merkwürdig war mir bei diesen Reden auch die unverhohlene und stolze oder eitle Ruhmredigkeit, mit der jeder von sich selbst redete. Jeder hielt seine That für die beste und nützlichste für die ganze Nation. Jeder hob damit an zu sagen, daß was seine Vorgänger erzählt hätten, ganz gut sei, aber es sei doch im Verhältniß zu Dem, was er nun von sich selber zu sagen habe, noch wenig oder nichts. Er wolle jetzt erst ein Mal die Leute recht in Erstaunen setzen. Sein Totem *)

*) Familien-Geschlecht.

sei im ganzen Lande der beste und von den „Gefleckten Wieseln“ (oder was denn nun eben der Familien-Name war) seien überhaupt von jeher die größten Dinge ausgegangen, und so habe denn auch er, das jüngste „Wiesel“, seinen Vorfahren nicht nachstehen wollen, sei ausgegangen und habe Thaten verrichtet, bei deren Vernehmung den Zuhörern die Haare zu Berge steigen sollten, 2c.

Die anderen hören dies Alles ganz geduldig mit an, und heulen auch ihren gellenden Beifall. Jeder hat das Recht sich so breit zu machen wie er will. Und Keiner nimmt es sich heraus, ihn dabei zu unterbrechen oder gar zu widersprechen. Freilich, lügt und täuscht der Redner geradezu in Bezug auf Fakta, und ist diese Täuschung von Consequenz, so kann einer auftreten und ihn widerlegen. Doch ist dies ein seltener Fall und wird dann immer eine sehr ernste Angelegenheit. Wer öffentlich bei der Feierlichkeit des Kriegertanzes der Lüge geziehen und überführt wird, ist ein ruinirter Mann. Ein Lügner kann schwer oder nie das Vertrauen seiner Landsleute wiedergewinnen.

„Oui, oui Monsieur“; sagte mir ein alter trefflicher Canadischer Voyageur bei dieser Gelegenheit. „Ils sont tous commeça. Etre trop modeste, de se croire foible, ce n'est pas leur foible coté. Chacun d'eux se croit bon et fort. Chacun pense et dit: C'est moi, qui a le plus d'esprit. Je suis le plus courageux de tous.“ „Gehen Sie durch das ganze Lager von Hütte zu Hütte, und jeder wird Ihnen das sagen. Ja wenn Sie auch zum Allerletzten und Aermsten im Lager kommen, und wenn er auch schon ein elender Krüppel ist, — kann er noch reden, so wird er behaupten, daß er „sans peur“ und „sans reproche“ sei, und daß er keinen im Lager zu entdecken vermöge, den er über sich erkenne.“

Nicht alle anwesenden „Helden“ nahmen an den Ceremonien Theil. Viele standen und saßen mit uns unter den Zuschauern umher. Und ein Mal, als ich mich zum Ausruhen bei den langen Reden auf einer hölzernen Treppenstufe niederließ, kam ich neben einem dieser müssigen Krieger zu sitzen, der sein Pfeifchen schmauchend sich auch die Sache von weitem mit ansah. Er war offenbar ein ausgezeichneter Krieger. Denn er hatte das Haupt ganz mit Adlerfedern und andern Insignien bedeckt, und hatte sein Tomahawk und andere Mordwerkzeuge in Hand und Gürtel stecken. Er hatte etwas Freies, Frisches und Unbefangenes in seinen ausdrucksvollen Gesichtszügen, das mir gefiel. Auch erinnerte ich mich ihn schon ein Mal bei einem Hazard-Spiele gesehen zu haben, wo er der Hauptgewinner gewesen war, und wo er nachher mit der größten Liberalität alle seine gewonnenen Hemden, Kattunstücke, Waffen, Ohrringe rc. an seine Freunde vertheilt und ihnen rechts und links zugeworfen hatte. Ich zählte jetzt die großen mit Blutroth bemalten Adlerfedern, die er auf dem Haupte befestigt hatte, fand sieben, und fragte ihn dann: „Sage mir, Wattab, (so hieß er) hast du denn sieben Sioux getödtet?“ — „Ho! ho!“ sagte er nickend und ein wenig dazu lächend. — „Das ist viel!“ — „Ho! ho!“ — „Doch,“ setzte er sich corrigirend hinzu, „blos getödtet habe ich eigentlich nur 4, aber drei habe ich geskalpt, die von andern meiner Freunde erlegt wurden, die zu skalpiren sie aber nicht Muth oder Schnelligkeit genug hatten.“ — Bei der Erzählung vom Skalpiren griff er drei Mal ins Gras, und drehte einen Schopf Kräuter um, um mir seine Meinung deutlicher zu machen. „Hast du die Skalps noch?“ — „Hier sind einige“ sagte er, indem er auf seine langen Haare wies. Er las sie mit der Hand auseinander und holte mir dann zwei dichte schwarze Locken daraus

hervor. „Das wären nicht seine eigenen, sondern Sioux-Locken“ sagte er, und ich sah dann auch oben ein Stück getrockneter Haut daran sitzen, das er auf dem Scheitel seines Kopfes an eine Haarflechte und zwischen seinen Federn befestigt hatte. Auf diese Weise ließ er sein eigenes Haar vermischt mit dem seiner Feinde auf seinen Nacken herabfließen. Ein anderes Stück Haut und Haar, hatte er auf der Rückseite seines Tomahawk angenagelt. „Diesen Skalp“ sagte er, „habe ich apart genagelt, weil ich ihn unter eigenthümlichen Umständen nahm, und weil ich mich besonders gern daran erinnere. Es war auf einem Kriegszuge gegen die Sioux, es ist jetzt zehn Jahre her, gegen die Bande des Häuptlings Wabasha. Wir Odjibbewäs waren unserer achtzig. Wir fuhren in Kanoes den Chippeway-Fluß hinab. Als wir bereits die Nähe unserer Feinde gewahrten, lenkten wir in einen Wasser-Arm ein, den wir für den Haupt-Canal des Flusses hielten. Es war aber nur ein Bajou,*) das sich im Sumpfe und Schilfe verlor. Beim Versuche durchzudringen, rannten alle unsere Kanoes auf und blieben im Schlamme stecken. Schon nahte die Flotte der Sioux, uns in unserem Loche abzuschneiden. Wir ließen unsere Schiffe im Stich und zogen uns zu Fuße längs des Ufers stromaufwärts zurück. Die Sioux schossen vom Wasser aus auf uns und wir erwiederten die Schüsse vom Lande. Doch war die Entfernung zu groß und niemand wurde verwundet. Einer der kühnsten und stärksten der Sioux machte sich jedoch im Eifer des Getümmels weit vor seiner Flotte voraus, um uns abzuschneiden. Unvorsichtig kam er dem Ufer etwas zu nahe und wurde von unseren Leuten niedergeschossen. Er fiel in seinem Kanoe zusammen, das ruderlos stromabwärts trieb. Seine langen Haare hingen

*) Bajou nennt man am Mississippi, was wir einen „blinden Fluß-Arm“ heißen. —

über dem Bord des Schiffes ins Wasser herab. Ich sah dies und von Begierde ergriffen, diesen Skalp zu besitzen, stürzte ich mich sogleich ins Wasser und schwamm dem Kanoe nach. Gefahr war genug dabei. Denn schon näherten sich die übrigen Sioux heulend und rudernd von unten. Auch war es noch nicht gewiß, daß der Mann wirklich todt sei. Ich achtete aber nichts, schwamm durch, packte das Kanoe und den Mann und hatte mit ein Paar Griffen seinen Skalp. — Haha! — Ich winkte den Sioux, die noch zurück waren, ein Mal damit zu, stieß ihnen das Kanoe mit ihrem halbtodten und noch zappelnden Gesellen entgegen und war bald wieder bei den Meinen. Wir retteten uns alle glücklich auf schnellen Füßen, und nur unsere Feinde hatten etwas zu beweinen. Es war ihr bester Krieger, und darum nagelte ich seinen Skalp, — er war der einzige, der bei jener Gelegenheit erbeutet wurde, — hier auf mein Beil, das ich mit mir herum trage."

„Hast auch Du schon einen Feind erlegt?" fragte ich einen andern jungen Mann, der diese Geschichte mit anhörend, sich zu uns gesetzt hatte. „Nein noch nicht. Ich bin noch nicht besser" — erwiederte er halb lächelnd, halb seufzend — „als ein Weib." —

Nachdem wir auf die besagte Weise alle Reden und Ceremonien mit angehört hatten, wurde dann endlich die bläulich schimmernde und mit Federn geschmückte Friedenspfeife hervorgebracht, die glühenden Kohlen darauf gethan, von den Häuptlingen angeraucht und dann einigen der umstehenden Europäischen „Väter" dargereicht. Es wurden einige Worte dazu gesprochen, die ich nicht verstand und einige der damit beehrten Herren rauchten auch frisch weg. Endlich aber kam die Pfeife auch an jenen meiner hiesigen Bekannten, der auf der ganzen Insel die Hauptrolle spielte, nämlich an jenen „Großen Vater von Washington," den

Präsidenten des Bureau's der Indianischen Angelegenheiten der Vereinigten Staaten. Als die Häuptlinge ihm die bunte Friedenspfeife zum Munde führen wollten, nahm er eine ernste Miene an, und — weigerte sich zu rauchen. „Wie? was? — ist es möglich?“ — Ja er verweigerte zu rauchen, sagte blos, er liebe dergleichen Dinge nicht und zog sich zurück. —

Allgemeine Unterbrechung! Allgemeine Mißstimmung! — Unerklärliches Ereigniß! — Da das Faktum aber unläugbar war und angenommen werden mußte, so strichen die Indianer auf der Stelle ihre Fahne und einer der Häuptlinge trat auf und machte, mit einer Stentorstimme rufend, die Sache der Versammlung bekannt. Was er rief wurde mir so übersetzt:

„Meine Freunde! Unser Vater von Washington hat sich geweigert, mit uns die Friedenspfeife zu rauchen. Er hat sie abgewiesen und verachtet. Meine Freunde! es kann uns gleichgültig sein! Mag er seiner Wege gehen! Und gehen wir die unsrigen.“ — Und hiermit wurde der Kreis sogleich aufgelöst. Die Musiker und singenden Weiber sprangen bei Seite, und die Krieger marschirten ohne Gesang, ohne Trommel, mit gesenkten Waffen und Fahnen im zornigen Geschwindschritt ab, vertheilten sich in ihren Zelten, hielten da Raths-Versammlungen und besprachen das ihnen so unwillkommene Ereigniß, die eklatante Beleidigung, die man ihnen ihrer Meinung nach angethan hatte. — Es war mir nicht wenig interessant, dies zürnende Gebaren mit anzusehen. Es war freilich nur der Zorn des Löwen an der Kette. Aber die Leute führten es ganz so aus, wie wohl ehemals zu Zeiten der Freiheit, wenn ein Stamm dem andern die Friedenspfeife verweigerte.

Den andern Tag, so erzählten mir die Herren nachher, hätten die Indianer eine Deputation zu ihrem „Großen

Vater" hinaufgeschickt, und hätten ihn über sein gestriges Benehmen befragt. „Wir sind hergekommen, um mit Dir einen Friedenstraktat abzuschließen, und die Friedenspfeife nicht mit uns rauchen zu wollen, das ist ja Krieg!" hätten sie gesagt. — „Vom Kriege zwischen den Odjibbewäs und den Vereinigten Staaten hier jetzt zu reden," lautete die Antwort, „das ist wohl nicht der Ort und die Zeit! — Aber so habe ich es auch nicht gemeint!" setzte ihr Vater hinzu, „Ihr müßt erstlich wissen, daß ich überhaupt kein Freund von Tänzen bin. Auch wenn meine weißen Freunde mich zum Tanzen einladen, so verweigere ich es ihnen, und gehe nicht. Und nun gar die Tänze meiner rothen Kinder! Eure Tänze sind ja äußerst barbarisch, und ich möchte, daß Ihr sie ganz abstelltet. Seht! ich wünschte, daß Ihr wie die Weißen würdet und lebtet, und daß Ihr Eure alten heidnischen und blutigen Ceremonien ganz unterließet. Ich werde jede Friedenspfeife, die Ihr mir in Verbindung mit solchen Ceremonien bietet, verweigern und habe dies auch schon immer unter den andern Stämmen Eurer Rothen Brüder gethan. Ich wünsche Euch zu civilisiren, und Euch eine Lehre und ein Beispiel zu geben. Wollt Ihr aber sonst mit mir rauchen, und dabei über andere ernstere Dinge sprechen, so bin ich gern dabei. Seht! hier habt Ihr jeder eine Pfeife. Ich lade Euch ein. Nehmt! und laßt uns über die Bestellung Eurer Aecker, über die Angelegenheiten Eurer Dörfer, über die Verbesserungen in Eurer Hauswirthschaft reden."

Die guten Kinder des Waldes beruhigten sich allmählich, und versicherten sogar nachher, sie hätten ein ganz hübsches Rauchstündchen mit ihrem Großen Vater gehabt.

Freilich war es hiernach nun mit unseren: „Krieger-, Skalp-, Büffel- rc. Tänzen", und mit den Indianischen Ballspielen und andern solchen Dingen, auf die sich die müssigen

Besucher eines Indianischen „Payments“ gewöhnlich zu freuen pflegen, die aber dem „Commissioner“ zuwider waren, vorbei. Außer diesem einen Tanze sahen wir nichts mehr dergleichen. — Wenn es den armen Indianern nur gut gethan und die Augen etwas geöffnet hat, so mögen wir uns freilich darüber philosophisch trösten. Am schwersten verschmerzte ich aber den Verlust des sogenannten „Entdeckungstanzes“ (la danse de la découverte), den man mir verheißen hatte. Er soll das Meisterstück Indianischer Mimik sein. Er wird von einem Tänzer aufgeführt und es giebt immer nur einzelne Talente, die ihn recht gut darzustellen verstehen und die dafür bekannt sind. Der Tänzer oder Schauspieler beginnt dabei mit dem Momente, wo er in seiner Hütte liegend den Kriegsruf vernimmt. Er geht von da an dann alle die Verrichtungen durch, wie sie sich in der Wirklichkeit zu folgen pflegen. Er rührt die Trommel, er rüstet sich, er malt sich das Gesicht, ergreift die Waffen, betet, singt den Todesfang und marschirt, alles dies natürlich stets mit Gesang und Musik begleitend und immerfort tanzend: Die tanzenden Darstellungen der verschiedenen Arten des Marsches, des Schleichens, des schlangenartigen Kriechens, des Lauschens und Spähens sollen zuweilen meisterhaft ausgeführt werden, sowie denn vor allem auch die effectvolle Schluß-Scene des Ueberfalls, des Kampfes, des schließlichen Skalpirens und Triumphgeschreis. —

La Pointe, August 1855.

Vierter Brief.

Das Rinden-Kanoe.

„Und die braunen Arme heben
„Sich im raschen sichern Takt,
„Und sie steuern ohne Beben
„Durch den wilden Catarakt.“
Mautner.

Das Wort „Kanoe“ als die Benennung der sehr verschiedenartigen rohen kleinen Schiffchen, welche die Europäer bei den Amerikanischen Völkerschaften in Gebrauch fanden, stammt von den Westindischen Inseln. Die Spanier lernten das Wort zuerst kennen und brachten es in Gebrauch. Schon einer der ältesten Spanischen Schriftsteller über die Amerikanischen Angelegenheiten Peter Martyr, ein Zeitgenosse des Columbus sagt, daß die Indianer jener Inseln ihre Böte aus hohlen Baumstämmen „Canoas“ genannt hätten. Von den Spaniern ging das Wort in alle Europäischen Sprachen über, im Französischen verändert zu „canot“, im Englischen zu „canoe“. Es ist auch hier im

Lande allgemein in Gebrauch, obgleich keines der hiesigen Indianischen Völker das Wort kennt und alle ihre besondere Namen für die Sache haben.

So verschieden wie die Namen, so verschieden sind in verschiedenen Gegenden auch die Formen und die Materialien der Kanoes. Hier höhlen sie diese dort jene Baumgattung dazu aus. Einige machen ihre Kanoes aus Leder oder Seehundsfellen; Andere aus Rinde und namentlich aus Birkenrinde. Diese letzteren, die Birkenrinde-Kanoes, sind ihrer Leichtigkeit und anderer guten Eigenschaften wegen die berühmtesten und am meisten verbreiteten. Man findet sie bei allen Völkern Canada's und der Hudsonbay-Länder, bis weit nach Norden hinauf, soweit die Birke wächst, besonders bei den weit fahrenden Schiffer- und Jäger-Nationen des großen Algischen Stammes, die fast alle ihre Locomotion, — ihre Wanderungen, ihre Handelsreisen, ihre Kriege, ihre Fisch- und Jagd-Züge zu Wasser per Kanoe abmachen, wie andere Nomaden zu Pferde oder Kameel.

Obwohl es ausgemacht ist, daß die Franzosen und Briten Canada's das Indianische Kanoe besser bauen, als die Indianer selbst, und obwohl Einige glauben, daß die Indianer selbst früher, bevor sie die eisernen Instrumente kennen lernten, gar nicht so gute Kanoes bauen konnten, wie sie es jetzt thun, so ist es doch wohl ausgemacht, daß die Erfindung bei ihnen uralt ist. Wir sehen Birkenrinden-Böte schon in den ältesten Berichten der Französischen Entdecker Canada's erwähnt. Die Indianer kamen aus den entlegensten Gegenden, in die noch kein Franzose vorgedrungen war, zu den Ansiedelungen der Europäer in solchen Kanoes herab, und diese adoptirten sogar für ihre Reisen im Indianerlande den Schiffsbau der Eingebornen, jedoch wie gesagt mit einigen Verbesserungen. Es ist Schade, daß Champlain, Marquette, Charlevoix und die andern alten Autoren über Canada sich

nicht die Mühe gegeben haben, dies merkwürdigste Kunstprodukt der Indianer uns en detail zu schildern, damit wir den Unterschied der mit Steinmessern von den mit eisernen Aexten zu Stande gebrachten Kanoes erkennen könnten.

Wie das letztere zu Stande kommt, das habe ich mir hier genau mit angesehen. Denn rund um mich her wurden beständig neue Kanoes gebaut oder alte gebessert, und ich sah sie auf allen Stufen der Vollendung. Birkenrinden-Kanoes verbrauchen die Indianer fast so viel wie wir Jagdstiefeln, und nach der Art des Stoffes kann man sich denken, daß es dabei stets mehr zu flicken giebt, als an unseren Schuhen.

Vor allen Dingen wendet sich der Indianische Kanoe-Bauer wie beim Wigwam-Bau, und wie auch bei so zahllosen andern Bedürfnissen, wenn auch nicht gerade mit den Worte Hiawatha's:

„Lay aside your cloak, o Birchtree!“
„Lay aside your white-skin wrapper!“

so doch mit guter Art und scharfem Messer an die Birke. Gewöhnlich schälen sie die Bäume im Juni und Juli. Es werden die größten und glattesten Bäume ausgesucht, damit es recht große Rindenstücke und so wenig Nähte als möglich gäbe. Diese viereckig zurecht geschnittenen Rindenstücke reinigen sie auf der inneren Seite vom frischen Baste, und schaben sie mit Messern, wie unsre Lohgerber das Leder, und übergeben sie dann ihren Frauen, um sie an einander zu nähen, und um einen einzigen zusammenhängenden großen Mantel daraus zu machen, in den man das ganze Kanoe auf ein Mal einschlagen könne. Während die Frauen damit beschäftigt sind, machen die Männer sich an die Herstellung des Gestells oder Gerippe des Schiffs, zu dem sie die elastischen Zweige der Canadischen Ceder verwenden.

Sie haben gewöhnlich eine Art Modell, eine hölzerne Schablone oder einen Rahmen von der Figur und Größe des Kanoes, um den sie die Zweige oder Rippen herum biegen. In der Mitte sind die Bogen größer, nach beiden Enden zu werden sie kleiner und immer kleiner. Sie sind beinahe so stumpf abgerundet wie Halbzirkel, so daß das Boot nachher fast die Gestalt einer der Länge nach durchgeschnittenen Blutwurst bekommt. Diese Rippen sind äußerst dünn abgeschmälert, weil Leichtigkeit und Tragbarkeit die Haupteigenschaft des Kanoes ist. Die Canadier nennen sie: „Les Varangues" oder wie die Canadier dies Wort gewöhnlich aussprechen: „Les Varengles". Ich mag hier bemerken, daß kein Theil, kein Brettchen oder Bändchen des Kanoes da ist, dem die Canadier nicht einen besonderen Namen gegeben haben. Zum Theil haben sie die Indianischen Namen beibehalten, zum Theil sie ins Französische übersetzt. Denn natürlich haben auch die Indianer für jedes Hölzchen, für jeden Nagel einen eignen Namen. Ich will die Französischen Benennungen hersetzen.

Zwischen dem obern Ende der „Varangues" wird ein dünnes Querbrettchen befestigt, um die Rippen in horizontaler Richtung auseinander zu halten. Man hält sie auf den ersten Blick für Ruderbänke. Sie dienen aber bloß zur Befestigung des zerbrechlichen Schiffskörpers, und wären als Sitze zu schwach. Die Canadier nennen sie „Les Barres". Jedes Rippen-Paar mit seinen „Barres" bildet gewissermaßen einen Bogen mit seiner Sehne.

Bei unseren Schiffen werden die Rippen durch den festen Kiel zusammengehalten, von dem sie, wie die Zweige eines Baumes vom Stamm, ausgehen. Da es bei diesen Kanoes keinen Kiel giebt, so müssen die einzelnen Varangues und Barres oben durch ein horizontales Längenholz verbunden werden. Dies Längenholz — die Canadier nennen es „le Maitre" — läuft rund um den Rand des Schiffes herum und nimmt die Enden aller Varangues und Barres

in sich auf. Vermuthlich haben ihm die Franzosen den Namen „Le Maitre“ gegeben, weil es statt des Kiels gleichsam die Spina dorsalis des Schiffs ist.

Man muß dabei bemerken, daß auch hier, wie in der ganzen Indianischen Zimmermannskunst, nichts mit Vertheilungen, Nägeln oder Schrauben befestigt ist, sondern alles nur an einander genäht und gebunden ist. Aber freilich sind die Nähte, Stiche und Knoten so regelmäßig, fest und kunstgerecht, daß es für diesen Zweck kaum besser verlangt werden könnte. Zum Binden bedienen sie sich in diesem wie in anderen Fällen des Bastes vom Cedernholz, welches die Canadier „Bois Blanc“ nennen.

Ist auf diese Weise das Gerippe des Schiffes fertig, so wird alsdann der Rinden-Mantel auf dem Boden ausgebreitet und um das daraufgestellte Gerüst herumgeschlagen. Die Arbeit dabei sieht so aus, als wenn ein Schuhmacher einen Riesenschuh machte, und sein Leder um den großen Leisten schlüge. Der Rinden-Mantel wird um das Gerippe so straff als möglich angezogen und seine Kanten werden um die doppelte Spina dorsalis (um den „Maitre“) herumgeschlagen und daran festgenäht und festgebunden. Endlich wird dann noch eine kleine etwas dünnere Leiste oben auf den Rand darauf gesetzt, die sie „le faux maitre“ nennen, und welche die um den rechten Maitre gewickelte Rinde noch etwas klemmt und besser befestigt, sie auch vor den vielen Angriffen und Beschädigungen, denen gerade der Rand des Boots ausgesetzt ist, schützt.

Der innere Raum des Kanoes wird endlich noch mit dünnen kleinen Brettchen ausgefüttert, die der Schiffslänge nach quer über die Rippen hingelegt werden. Die Canadier nennen sie „Les Lisses“. Sie dienen dazu, die Rindendecke einigermaßen vor den Angriffen und Beschädigungen von den Waaren und von den Füßen der Passagiere zu schützen.

Sie sind aber äußerst dünn und leicht, und kaum etwas solider, als die Wände eines Cigarren-Kastens. Natürlich wurden diese Kanoes nicht für mit Nägeln beschlagene Stiefel der Europäer und für den Transport von mit Eisen eingefaßten Koffern und schweren Kisten, sondern nur für die weichen Mokassin-Füße der Indianer und für den Transport ihrer noch weicheren Pelzwaaren erfunden.

Fast alles, was Holz oder Brett ist am Kanoe, alle jene „Varengles", „Lisses", „Barres" rc. sind von dem Baum, den die Canadier „le Cedre blanc" nennen. Das Holz dieser Canadischen Ceder ist sehr elastisch, reißt nicht, hat wenig Gewicht, und spaltet vor dem Messer sehr leicht. Man kann von einem Block ein Blatt nach dem andern, so dünn wie Pappe abheben. Auch das Material für ihre Schnüre und Stricke kommt von dieser Ceder. Doch nehmen sie es auch von der sogenannten „Epinette blanche du Canada" (eine Art „Spruce," oder „Sapinette" oder „Kiefer"). Sie nehmen dazu den Bast der Wurzeln, der sehr zähe ist. Sie nennen die daraus gedrehten Stricke und Schnüre „Watab", und da dieses Watab bei ihnen in allen Fällen gebraucht wird, wo wir Nägel, Pflöcke, Schrauben, Verkeilungen, Riemen aller Art, Ketten oder auch Knöpfe und Haken und Oesen anwenden, so ist die Fabrikation des Watab eine Hauptbeschäftigung der Frauen.

Die alten Weiber findet man bei ihnen eben so oft mit dem Watab-Drehen beschäftigt, wie bei uns mit Spinnen. Sie wissen sowohl ganz dünne Schnüre, als auch dicke Stricke daraus zu bereiten. Zu manchen Zwecken z. B. bei den Fischnetzen machen sie sie 50 Ellen lang und auch länger. Diese Stricke halten sehr gut, besonders im Wasser. Man kann sie sogar zwei Jahre im Trocknen liegen lassen, ohne ihrer Festigkeit zu schaden. Feuchtet man sie an, so sind sie wieder wie Leder.

Die Leute geben ihnen hier manche Vorzüge vor den Hanfstricken. „Unsere Baststricke“, sagen sie, „sind im Wasser immer etwas schleimig, und gleiten leichter durch die Hände.“ Sie schneiden auch nicht so leicht in die Haut, wie die Taue der Europäer wenn man etwas zu ziehen hat. Und endlich fühlen sie sich im Winter etwas wärmer an, als jene.“

Vorn und hinten läuft die Figur des Kanoes spitz zu und die Enden bäumen sich zugleich ein wenig in die Höhe. Die Zipfel des umgelegten Rindenmantels, sind hier auf eine Weise mit einander verbunden, die zuerst etwas sonderbar erscheint, am Ende aber doch aus den Umständen ganz natürlich hervorgeht. Von beiden Seiten her werden sie zusammengeklappt und flach aneinander genäht, zugleich aber bogenförmig abgerundet, so daß sie nach Außen eine ganz scharfe runde Kante geben, welche das Wasser wie ein krummes Messer durchschneidet. Da sie wie gesagt, besonders bei den größeren Kanoes hoch aufgebäumt und zuweilen auch auswärts mit Farben und Figuren verziert sind, so dienen sie dem Kanoe zugleich als Schmuck. Die Franzosen nennen sie „Les Pinces“ (die Kneifen).

Um der Aufbäumung der Schiffs-Enden nach Oben etwas mehr Halt zu geben, bedurfte es noch einer perpendikulären Steifung und sie haben daher hier noch ein kleines schmales Brett inwendig in beide Zipfel senkrecht eingekeilt. Dies Brettchen sieht aus, wie der Schlußstein des ganzen Gebäudes, und scheint das vordere und hintere Ende aufrecht zu tragen. Die Canadier nennen dies Brettchen „le petit bon homme“ (der kleine gute Mann). Und manch Mal geben sie ihm auch mit Nachhülfe von Farbe und Zeichnung die Figur eines fratzenhaften Männchen.

Alle die Holz-Materialien, namentlich die Birkenrinden, werden in ziemlich frischem Zustande in das Kanoe verar-

beitet, und würden sich leicht verwerfen, wenn man es nun sogleich in Gebrauch nehmen wollte. Das Ganze muß daher zuvor noch ein wenig trocknen und in der Gestalt, die man ihm gegeben hat, sich firiren. Zu diesem Zwecke lassen sie das Modell oder die Schablone noch ein wenig im Kanoe stecken, setzen auch überall bis in die engsten Räume kleine lose Querstäbe hinein, um Alles auseinander zu halten und damit sich nichts verziehe und verwerfe, und so gefüllt und gespannt hängen sie das Kanoe an 6 oder 8 Stangen frei vom Boden in die Luft hinaus, damit es völlig austrockne. —

Das Calfatern oder vielmehr das Auspichen aller kleinen Fugen, Löcher und Näthe beschließt und vollendet endlich die ganze Arbeit. Sie gebrauchen dazu das Harz der Nadelbäume, der Kiefern oder Föhren. Sie tragen es in recht dicken Klecksen überall auf, wo ein Stich dem Wasser Eingang verschaffen könnte. Auch werden hier und da die schwachen Theile oder Astlöchelchen der Rinde damit überschmiert. Diese dicken Harz- oder Pech-Säume geben dem Kanoe fast ein solides Aussehen und umschlingen es wie aufgenagelte Eisenbänder. Die Canadier nannten mir zuweilen diese Operation des Auspichens „chauffer le canot" (das Kanoe hitzen).

Man sollte denken, daß doch diese Arbeit des Schiffsbaus ganz als ein Departement der Männer betrachtet werden würde, da doch die Männer bei ihren Jagden, Fischen, Kriegen sich fast ausschließlich des Kanoes bedienen, und darin so zu sagen leben, wie die Frau vorzugsweise im Wigwam lebt und waltet. Allein die faulen Kerle zwingen ihre Weiber auch sogar auf dem Schiffswerfte noch ihnen beizustehen.

Ich habe oft genug Mädchen, Weiber und Männer bei den Kanoes hämmern, hacken und auspichen sehen. Und

was dabei Nähen und Binden ist, — und das ist, wie man aus meiner Darstellung abgenommen haben wird, fast die Hälfte, — das überlassen sie ganz den Weibern.

Das Rudern übernehmen denn freilich die Männer, obwohl sich die Frauen auch durchgängig darauf verstehen, wie sie denn entschieden im Besitz von mehr Künsten sind, als die Männer. Wenn die ganze Familie zusammen reist, so rudern wohl Mann und Frau einträchtiglich mit und nebeneinander. —

Die alte Indianische Ruderweise ist die, welche wir auf den Basreliefs der Griechen beim Nachen des Charon und bei andern classischen Ruderern gewahren. Es ist ein solches kurzes, breites, kleines Ruder, mit dem das Schiff aus freier Hand fortgestoßen oder geschaufelt wird. Die Engländer nennen es „paddling," die Franzosen „aller à l'aviron." Manche Indianer haben freilich solche längere Ruder angenommen, wie wir sie gebrauchen und für sie Vorrichtungen in ihren Kanoes gemacht. Bei der alten Weise sitzt gewöhnlich, besonders wenn die Schifffahrt gefährlich ist, und Felsen oder Strömungen zu überwinden sind, ein Ruderer hinten und ein anderer vorne im Kanoe. Ich sollte hier aber erst die Zwischenbemerkung machen, daß es wirklich im Kanoe ein Hinten und ein Vorne giebt. Obgleich, wie ich oben sagte, die beiden Enden auf den ersten Blick ganz gleich aussehen und dies auch beinahe sind, so ist dies doch nicht stricte der Fall. Alle Kanoes werden nach vorne ein wenig breiter ausgebaucht, obgleich nicht so merklich, wie beim Körper der Fische, denen die Indianer diese Form als die zweckmäßigste bei Bewegung im Wasser vermuthlich abgesehen haben. Auch bei den aus einen Baumstamm ausgehöhlten Kanoes nehmen sie das untere dickere und schwerere Baum-Ende nach vorne. Wahrscheinlich ist dies schon ein altes Schiffsbau-Prinzip bei den Indianern.

Es macht ihnen alle Ehre, da wir es erst neuerdings bei unsern schnellsegelnden Klippern etwas mehr in Anwendung gebracht haben.

Den Ruderer vorne nennen die Franzosen: „le devant du canot," den Mann hinten: „le gouvernail du canot." Jener, der Vormann, hat immer das Auge auf dem Wasser und beobachtet die Untiefen, Felsen, Stromwirbel, die vorne auftauchen möchten. Er giebt dem Hintermann oder dem „Gouvernail" darüber Winke und theilt auch dem Kanoe selbst zur Vermeidung der Gefahren geschickte und zeitgemäße Stöße mit. Der „Gouvernail" hat die Hauptarbeit der Locomotion. Er arbeitet beständig in der ein Mal angenommenen Richtung fort, bis es nöthig wird, diese zu verändern. — („Il travaille pour tenir la route droite)"

Da die Kanoes keinen Kiel haben, und außerdem auch aus so federleichten Stoffen gebaut sind — selbst sehr lange Kanoes wiegen kaum 2 Centner und die kleinen trägt ein Mann auf dem Kopfe weg — so liegen sie sehr leicht auf dem Wasser,

„Like a yellow leaf of autumn"
„Like a yellow water lily,"

sagt Longfellow. Und sie sind daher sehr geschickt, über die schlimmsten Untiefen und Felsenköpfe hinwegzuschlüpfen. Sie sind sogar auch, wenn nur recht balancirt, und wenn die Passagiere sich nicht in ihnen bewegen, in vieler Hinsicht weniger gefährlich. Sie schöpfen z. B. nicht so leicht Wasser, wie unsere tiefliegenden Böte und gleiten wie Möven über die hochgehenden Wellen hinweg. — Wegen seines weniger eigensinnigen und schwerfälligen Ganges kann das Kanoe auch schneller als unsere plumpen Nachen aufgehalten werden. Es schwimmt ganz nahe bis zu den Klippen und Felsen hinan und weicht ihnen auf ein kleines

Geheiß mit dem Ruder doch noch rechtzeitig aus. Und es ist daher kein Wunder, daß die Dichter dem Rinden-Kanoe mysteriöse und magische Kräfte beilegen und von ihm singen und sagen:

„And the forest's life was in it,
All its mystery and magic,
All the lightness of the birch-tree
All the toughness of the cedar,
All the larch's supple sinews !"

Sogar die Indianer selbst scheinen ihre eigene Erfindung wieder hoch zu verehren und ihr sogar einen göttlichen Ursprung beizulegen. Sie sagen, daß Menaboshu, (ihr Prometheus oder Hercules) das Kanoe erfunden habe. Sie zeigen hier am Ufer einer meiner Apostel-Inseln sogar noch ein halb Dutzend von Steinklötzen, die der Zufall in regelmäßigen Reihen neben einander legte, und von denen sie fabeln, daß Menaboshu zwischen ihnen sein Kanoe baute und es dann an ihnen zum Trocknen aufhing. —

Es giebt natürlich manche kleine Variationen in der Größe und Bauart der Kanoes. Die Hauptunterschiede, welche ich die Canadischen Voyageurs machen höre, sind „Canots à lège" und „Canots de charge." Mit dem erstern Namen bezeichnen sie die leichten unbeladenen Kanoes, die als Post- oder Schnellböte gehen. Sie nennen sie auch wohl „Canots Rabasca". „Rabasca" haben sie mir gesagt, sei eine Localität an der Hudsonsbay, von der diese Kanoes den Namen empfangen hätten, die ich aber nicht weiter kenne *).

Die „Canots de charge" sind ihre großen schweren Waaren-Kanoes.

Es ist zum Erstaunen wie die Indianer den engen Raum in ihren „Tschimans" — so nennen sie die Kanoes, —

*) Es müßte denn eine Corrumpirung von Athabaska sein?

zu benutzen verstehn oder was sie darin alles zu verstecken und zu transportiren wissen. Ich sah hier kürzlich eine Indianer-Familie aus dem Innern oder wie sie sich hier ausdrücken, aus den „Grandes terres“ anlangen, und betrachtete dabei mit Verwunderung die Mannigfaltigkeit von Gegenständen, die sie aus ihrem kleinen Rinden-Troge hervorbrachten.

Die Scene ist einer Schilderung werth.

Die Leute kamen aus „Geté-Kitigan“, einem Indianischen Dorfe und See im Innern von Wisconsin, 150 Meilen von hier. Die Franzosen nennen den Ort „Vieux Desert“ und den See „Lac Vieux Desert“. Ich sah die kleine Nußschale schon von weitem wie eine Ente herbeischwimmen. Und die Leute am Ufer riefen: „Ho! Da kommt Antoine Gendron mit den Seinen von Vieux-Desert.“

Besagter „Gendron“ hatte Verwandte hier in einer Hütte, und diese liefen ans Ufer, ihre Freunde zu bewillkommnen. „Antoine Gendron“, so erzählten sie mir, „sei ein Französischer Canadier, lebe aber schon von Kindesbeinen an mit den Wilden, sei ein Heide und „pire que les Indiens, plus sauvage que les autres et grand magicien“, sehr angesehen unter den Leuten im Innern.“

Gendron saß als „Gouvernail“ hinten im Kanoe und einer seiner Burschen machte den „Devant“. Recht sanft und stille glitten sie in den kleinen Einschnitt oder Hafen des Ufers. Unter einer Menge von Packeten, Päckchen und Säckelchen war die Frau mit ihren übrigen Kindern zwei kleinen Knaben und zwei Mädchen vergraben. Zwischen ihnen lag ein Hund mit drei kleinen Jungen, und dann noch oben auf allem Gepäcke ein großes Vogelbauer mit zwei gezähmten Falken darin. Die Ränder des Kanoes waren nur wenige Zoll über dem Wasser. Und in dieser

Weise hatten nun alle diese Menschen und Thiere und Sächelchen eine Reise von sieben Tagen zurückgelegt.

Als sie ans Ufer stiegen, wo Gendron's Schwager, der Frauen Schwester, die alte Großmutter, einige andere Personen und viele Kinder sie erwarteten, war ihr Benehmen zwar merkwürdig ruhig. Kein Zuwinken mit dem Schnupftuche, kein gegenseitiger Freudenruf von Weitem, kein Jauchzen und Lachen. Ruhig stiegen sie einer nach dem andern aus dem Boote. Ruhig standen die Verwandten da, und erwarteten es, bis die Gäste sich aus ihren Reisesitz-Löchern hervorgearbeitet hatten. Im Uebrigen aber entbehrte ich nichts an der Herzlichkeit ihres Willkommens. Die Weiber küßten sich, und thaten viele angelegentliche Fragen. Die Kinder wurden alle abgeküßt, und küßten sich auch unter einander. Die Hunde, wenigstens die kleinen, wurden auch von den Kindern ganz sorgfältig herbeigebracht. Weiter das Bauer mit den gezähmten Falken. Die Indianer zähmen nicht selten wilde Thiere. Es sind mir selbst ein Paar Fälle davon vorgekommen. Man sagte mir, sie zähmten auch Adler, Möven, Raben, Elstern, sowohl um sie bei sich zu haben, als auch um sie fett zu machen und zu essen. Sie sollen zuweilen auch Rehe, Füchse und sogar Bären zähmen. Und man sieht sie die letzteren an Stricken und Ketten mit sich herumführen. Ein Voyageur erzählte mir, er sei ein Mal einem Indianer begegnet, der seinen Bären auf dem Rücken getragen hätte, weil das Thier sehr müde geworden sei, und sein klägliches Gewimmer den Herrn erbarmt habe.

Die Menge von Päckchen und Säckchen und Rindenkästchen („Makaks"), die sich die Leute einen nach dem andern zureichten, schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Da kam zuerst ein saubrer kleiner „Makak" mit braunem Baumzucker gefüllt, welcher der Großmutter als ein Geschenk präsentirt wurde. Dann ein Sack mit schwarzem bukanirtem

Rehfleisch, von dem sie freilich schon das Meiste auf der Reise verzehrt hatten. Aber die Reste sollten doch noch wohl im Hause der Verwandten wirthschaften helfen und wurden diesen überreicht. Auch die Kinder hatten allerlei Spielsachen und Kram. Gewöhnlich heißt es beim Indianer, wenn er mit der Familie reis't: „Omnia mea mecum porto", und er schleppt meistens Alles mit sich besonders wenn er Niemanden in seinem Lager zurücklassen kann und etwa einen Besuch der Sioux fürchten muß.

Die Hauptwaaren kamen zuletzt. Das waren ein Paar größere Ballen, der Jagd-Erwerb von Gendron, seine Reh- und Biberfelle. „Meine Jungens", sagte er mir nachher, „haben diese Rehe geschossen. Ja und ich auch mein Theil!" — Da der wilde Gendron als ein Landsmann von Frau von Staël und Herrn von Lamartine mich nicht wenig interessirte, so machte ich den Leutchen in ihrer Birkenhütte einen Besuch, um zu sehen, wie sich die dort vereinte Gruppe der lange getrennten Verwandten ausnehmen möchte. —

Ich fand in dem engen Raume des Hauses wohl über 20 Personen versammelt. Gendron, „le grand magicien et le grand chasseur" in der Mitte. Die alte Großmutter hatte noch ihr Geschenk, den Zucker-Makak den man für sie 150 Meilen weit aus den Grandes terres über die verschiedenen Portages und Kataraften in ganz trocknem und guten Stande mitgeschleppt hatten, im Schooße. Der Landsmann von Frau von Genlis „le François sauvage" — sie nennen sich oft selbst so, und ein Mal ist es mir auch vorgekommen, daß einer dieser verwilderten Europäer mir sagte: „I am a savage Englishman" — Gendron, sage ich, hielt immer seinen „Medizin-Sack" in der Hand, und, da er mich einlud, neben ihm Platz zu nehmen, so hatte er mir bald eine Menge von „Medizin" und Zauber-

Mittelchen zu zeigen und mir ihre Tugenden zu expliciren. Auch erzählte er mir von, ich weiß nicht welchem Wurm, der sich zuweilen in die Haut setze und den er zu vertreiben verstehe. Es war übrigens recht still und friedlich in der Hütte. Jeder schien mit seinem Nachbarn in leisem Zwiegespräch. Die Kleinen saßen zwischen den Großen herum. Kurz es war wieder ein „tout comme chez nous.“ —

Was mir besonders auffiel war, daß auch die Hunde, sowohl die mitgebrachten, als auch die zahllosen, die schon von Haus aus in der Hütte waren, das Wiedersehen der Verwandten mit zu feiern schienen. Sie lagen alle, ihre Schnauzen auf den Vorderfüßen ruhig beim Feuer in der Mitte herum, zu den Füßen ihrer Herren, die sie dies Mal nicht in ihrer gemächlichen Lage störten, obwohl sie sonst die Hunde immer aus der Hütte hinaus zu treiben und zu stoßen pflegen. Wenn man die Wirthschaft, welche die Indianer mit ihren Hunden in ihren Dörfern treiben, mit ansieht, so ist man zuerst geneigt, ihr Verhältniß und ihr Benehmen gegen dieses treue Hausthier als sehr lieblos zu betrachten. Den ganzen Tag hört man in diesen Dörfern das Schmerzgeheul jener armen Thiere. Ihre Anzahl bei jeder Hütte ist überflüssig groß. Gewöhnlich liegen und treiben sie sich draußen herum. Sie haben immer ein höchst wildes, verhungertes und abgehärmtes Aussehen. Wo sie nur können, schleichen sie in die Hütte hinein, um irgend etwas zu erschnappen. Sie werden aber gleich wieder von den Kindern und Weibern mit Protest und mit nachgeschleuderten Steinen zum Hause hinausgeschickt, um ihnen zu bedeuten, daß sie sich draußen mit den Fischgräten und Biberknochen, die man ihnen hinauswirft, behelfen sollen. Bald aber freilich haben die Hunde wieder verschiedene Löcher gefunden und das ganze Dutzend ist wieder zur

Hütte hereingekrochen. Eine Zeit lang scheint man ihnen dies nachzusehen. Aber auf ein Mal liegt einer irgend wo im Wege. Dann giebt es Fußtritte und Steinwürfe und ein allgemeines Geschrei und die Hunde stieben von Neuem heulend nach allen Richtungen zur Thür hinaus. So geht das Spiel den ganzen Tag fort. Will man so einen stets gescheuchten Indianischen Hund liebkosen und schmeicheln, so scheint er nichts davon zu verstehen und nicht im geringsten an Caressen gewöhnt zu sein. Er steckt den Schwanz zwischen die Beine und scheu von der Seite schielend zieht er sich zurück und knurrt.

Ja! mehr noch, sie scheinen oft nicht nur lieblos gegen ihre Hunde, sondern auch recht grausam. Kürzlich sah ich hier folgende Scene. Ein Indianer hatte einen seiner Hunde, ein schönes großes schwarzes Thier niedergeschossen, um es bei einem religiösen Feste zu opfern. Der Hund lag nur halb todt im Grase ausgestreckt in seinem Blute, und heulte und wimmerte erbärmlich. Die Indianer standen herum und sahen zu, wie er allmählig verröchelte. Die kleinen kanibalischen Burschen aber kamen jauchzend herbei und schossen ihre stumpfen Pfeile auf das schon genug geplagte Thier ab. Auch setzten sie wie die Furien auf ihn ein, und stießen lachend dem Sterbenden ihre Füße in den Leib und in die Wunden. Der Hund konnte sie nicht mehr beißen, wie es ihnen wohl recht gewesen wäre. „Du elender Hund!“ schrie Einer zu ihm, „warum schreist du so!“ als wollte er ihm sagen, wie sie wohl zu ihren gemarterten Gefangenen sprechen: „Schäme dich! Stirb doch wie ein Held!“ Eben so wenig Erbarmen und eben so viele Grausamkeit üben sie auch oft mit ihren Pferden. Und namentlich scheinen sie sich, wenn sie Wunden, Leiden, Zuckungen, Blut sehen, noch eher mehr zu erboßen als herabzustimmen.

Dem Allen nach, sage ich, ist man auf den ersten Blick sehr geneigt, die Indianer sammt und sonders als herzlose Thierquäler zu verabscheuen. So unbedingt kann man das aber doch nicht. Welche Widersprüche auch in dieser Beziehung in ihnen stecken, deutet schon der Umstand an, daß dasselbe Thier, nämlich eben der Hund, bei ihnen zugleich unrein und doch auch gewissermaßen heilig zu sein scheint. Wenn ein Hund das Unglück hat, seine Schnauze in eine Hütte oder einen Tempel zu stecken, in dem eben eine religiöse Handlung vorgenommen, wird so wird diese als gestört und verunreinigt angesehen, und der Hund muß die Störung auf der Stelle mit dem Leben büßen. Und doch haben sie auf der andern Seite für ihre Götter und Geister kein schöneres Opfer als auch eben diesen Hund. Man sollte denken, sie müßten ein unschuldiges Reh oder Lamm ihren Göttern willkommner halten. — Und doch antwortete mir ein Indianer, den ich nach der Ursache dieser Heilighaltung des Hunde-Opfers fragte: „Ja der Hund ist im Himmel selber geschaffen und ist für die Indianer expreß vom Himmel herabgelassen. Er ist uns so nützlich, daß wenn wir ihn hergeben, dies als ein großes Zeichen von Frömmigkeit und Aufopferung angesehen werden kann." — Auch können sich die Indianer nicht dazu entschließen, wenn ein halb Dutzend Hunde in ihrer Hütte geboren werden, die überflüssigen Kleinen ums Leben zu bringen. Sie lassen sie alle am Leben. Sie werden alsbald in der Familie vertheilt, und jeder Knabe und jedes Mädchen sucht einen für sich zum Hätscheln aus. Auch hörte ich wiederholt von Indianischen Jägern erzählen, die ihre „Lieblingshunde" besaßen, welche sie sehr hoch hielten und für die sie viel Sorgfalt hätten. Und ebenso erzählt man sich auf der andern Seite auch von den Hunden Beispiele von Treue und Ergebenheit gegen ihre Indianischen Herren, die den Hörer über-

raschen. So beschrieb mir ein Amerikanischer Herr, wie er ein Mal in einer Stadt der Vereinigten Staaten — es war Detroit — die rührende Trauer eines Hundes um seine Indianische Herrschaft beobachtet habe. Es waren Indianer in der Stadt gewesen, und durch Zufall war ihnen ein Hund abhanden gekommen. Sie waren ohne ihn wieder in ihre Wälder abgezogen. Das Thier gerieth darüber in die scheinbar größte Angst, und man sah es, wie es den ganzen Rest des Tages scheu und schnüffelnd in den Straßen der Stadt herumspürte, indem es dabei jedem weißen Bürger in großen Umkreisen auswich. Endlich als der Abend kam, und der Hund seine Herrschaft noch nicht gefunden hatte, setzte er sich verzweifelnd und müde mitten auf dem Markte hin, und sandte daselbst ein so klägliches Geheul zum Himmel, daß alle Nachbarn zusammen liefen und fragten was es sei. Man machte endlich aus, daß es ein Indianischer Hund sei, der seine Herrschaft verloren habe. Niemand wußte aber Raths für den armen Hund, der von keinen der Weißen die angebotenen Lebensmittel und Schmeicheleien annehmen wollte, und offenbar tiefen Kummer litt. Ich hoffe das treue Thier wird doch am Ende noch wohl die Spur zu den steinernen Straßen der Stadt hinaus in die Wildniß und zu den gewohnten Zelten seines Herrn gefunden haben.

La Pointe, August 1855.

Fünfter Brief.

Ein religiöses Fest.

„Ich such' in den Schäumen,
„Weiß selbst nicht wonach?
„Verschollenes Träumen
„Wird in mir wach."
Keller.

Wir hörten gestern, die Indianer hätten sich am Strande, zwei Meilen von unserem Orte einen Tempel-Wigwam gebaut und es sollte daselbst eine große Festlichkeit stattfinden, da ein Vater sein Kind zur Aufnahme in den „Orden der Midés" präsentiren wolle; die Ceremonien würden den ganzen Tag dauern. Wir begaben uns daher des Morgens schon zeitig hinaus, um so viel als möglich von diesen Dingen mit anzusehen und verstehen zu lernen.

Wir spazirten über die Höhen der Insel durch lichte Gehölze und stiegen endlich auf einem kleinen Fußpfade am schroffen Abhange zum Ufer hinab. Eine sandige Halbinsel erstreckte sich weit in den See hinaus. Es war eben die Halbinsel (Pointe) die unseren kleinen Hafen deckt und von dem er den Namen „La Pointe" bekommen hat.

Auch hier waren auf dem Sande und im Schutze des hohen Ufers und seines Gebüsches eine Menge von Hütten errichtet, und etwas weiter hin, ebenfalls längs des Randes des Abhanges, entdeckten wir dann die Tempelhütte oder wie die Indianer sie nennen, den „Midéwi-gamig."

„Midéwiwin" ist der Indianische Ausdruck für das, was die Canadier „La Grande Medecine" nennen, d. h. die große Verbrüderung unter den Indianern zu religiösen Zwecken. „Midé" heißt ein Mitglied dieser Verbrüderung Gamig ist eine Lautbildung die aus wigiwam (indianisches Haus, Hütte, Wigwam) entstanden ist. Wenn man den Ausdruck Haus allein gebraucht, so ist es immer „wigiwam"; wenn man es aber zusammensetzt, so wird „gamig" daraus. Man kann daher den Ausdruck „Midéwi-gamig" wohl mit „Tempel-Wigwam" oder wenn man will mit „Brüder-Haus" übersetzen.

Jener Laub-Tempel war blos für diese Gelegenheit, für die Einweihung eines Kindes gebaut, wie denn die Indianer allerlei Häuser, von sehr mancherlei Formen, für besondere Veranlassungen construiren, zum Zweck einer Berathung oder eines Friedenschlusses, für ein großes Festmahl, oder um einen Kranken, oder einen Träumer, oder einen Wahrsager darin abzusondern ꝛc. ꝛc. Es sind alles nur temporaire Strauch- und Rinden-Gebäude, die sich selbst überlassen werden, wenn sie für den besonderen Zweck gedient haben.

Unser Tempel-Wigwam war etwa anzuschauen wie die Lauben welche die Juden bei ihrem Hüttenfeste bauen. Aber er war wohl 40 Schritte lang, gerade gestreckt, und in seiner Hauptlänge von Osten nach Westen gerichtet. Am östlichen Ende war das Eingangsthor und am westlichen ein ähnliches Thor zum Ausgange. Das Ganze war aus jungen Bäumen und Zweigen, die sich zu einem

geräumigen Laubengange wölbten, zusammengesetzt, und schien uns eine ganz respectable Figur zu machen, wenn wir bedachten, daß es blos darauf ankam, ein kleines unmündiges Kind in den Midé-Orden aufzunehmen, oder wie wir sagen würden, — zu taufen. Auch die endlose Reihe von Ceremonien, die sich im Laufe des Tages vor uns abspielte, bewies uns, daß die Indianer eine solche Sache wichtig genug nahmen.

Da das Lauben-Gitter nur locker und lose verdeckt war, so konnten wir schon von außen hineinblicken, und erkennen, wie sich die Gruppen drinnen vertheilten, und uns, ehe wir eintraten, ein wenig orientiren. Auf der einen Seite mit dem Rücken gegen die Pflöcke des Wigwams gelehnt, saßen die großen „Midés“, die vornehmsten Brüder des Ordens, die Hohenpriester, oder — „die Fakultät.“ Es waren ihrer ein halbes Dutzend, darunter mehre der Chefs, mit denen ich schon in La Pointe in Berührung gekommen war. Einen derselben erkannte ich an einem silbernen Ringe, den er sich durch die Nase gezogen hatte, und an zwei Pfund übersilberten Ohrgehängen, die ihm wie schwere Trauben in den lang ausgezogenen Ohrläppchen hingen. Er schien mir den ersten Platz einzunehmen und die Hauptrolle zu spielen.

Jenen hohen Herren gegenüber, an die andere Seite des Laubenganges gelehnt, kauerte der Vater des kleinen Täuflings. Der letztere, auf seinem Brette festgebunden, lag neben ihm im Grase, so artig, still und regungslos, wie die Säuglinge der Indianer es gewöhnlich sind. Der Kleine ließ sich den ganzen Tag über auch nicht ein einziges Mal unangenehm vernehmen und ging durch alle die verschiedenen Ceremonien, die man mit ihm vorzunehmen oder vor ihm aufzuführen für gut fand, mit einer Gemüthsruhe, die bewundernswürdig war, und die mir keinen Zweifel darüber

ließ, daß er ein ächter Sprößling derjenigen Race war, deren Erwachsene nachher auch auf der Folterbank keine Miene verziehen.

Zu beiden Seiten des Vaters waren eine Reihe von Taufpathen und Taufzeugen, Männer, Weiber und Mädchen postirt, alle in ihrem festtäglichen Schmucke, d. h. vor allen Dingen die Gesichter so feuerroth bemalt, wie heißgekochte Krebse. Vor dem Ost-Eingange hingen an hohen Gestellen die Geschenke, die der Vater der Priesterschaft dargebracht hatte, vor allen eine Fülle buntgeblümten Kattun's, im Winde sich hin und her bewegend.

In der Mitte des Tempels stand die große Trommel, die bei den religiösen Ceremonien mit einem kleinen hölzernen Hammer an langem Stabe geschlagen wird. Diese Tempeltrommel ist etwas anders construirt, als die gewöhnliche Trommel, die im Alltagsleben gebraucht wird. Sie ist länger, giebt einen etwas dumpferen Ton und hat auch einen eigenen Namen. Sie heißt: „Midéguakik" (Die Midé-Trommel oder Tempel-Trommel).

Ebenfalls in der Mittel-Linie des Laubenganges aber etwas mehr dem östlichen Eingangsthore zu, lag ein großer Stein im Grase. Ueber die Bedeutung dieses Steines, der übrigens im Verlaufe der ganzen Ceremonie, ohne weiter beobachtet zu werden ruhig auf seiner Stelle liegen blieb, konnte ich keine genaue Auskunft bekommen. Einer der Midés, den ich darüber befragte, sagte mir über ihn folgendes: „Siehe" sagte er, indem er mit den Fingern zum Himmel wies, „der gute Geist ist dort oben. Und der böse Geist", fügte er hinzu, indem er mit den Fingern in die Erde hinab deutete, „ist dort unten. Und für diesen letzteren liegt der Stein da." Ich vermuthe daher, daß schwere Steinklötze, als der plumpeste und gemeinste Theil der Erd-Elemente den bösen Geist repräsentiren, daß dieser

an den Ceremonien gewissermaßen auch seinen Antheil haben soll und daß jener Stein daher wie eine Art Blitzableiter gegen die Geister der Unterwelt da lag.

Auch wir traten am Ende ein und indem wir bei dem Kitschimidé (dem großen Midé) ein Häuflein gepreßter Tabacksblätter niederlegten, erlangten wir stillschweigend die Erlaubniß, uns als Zuschauer unter den Gästen niederzulassen.

Eine kritisirende Schilderung alles dessen, was da nun vor uns vorgenommen wurde, zu geben, bin ich nicht im Stande, weil ich mit dem besten Willen nicht alles verstehen konnte und weil selbst meine kundigen Interpreten mich oft im Stiche ließen und keineswegs sich in allem au fait zeigten. Es erfordert einen hohen Grad von Einweihung, um das ganze Wie und Warum Indianischer Mysterien zu verstehen. Und obgleich diese Ceremonien alle ihre Geschichte, ihren Ursprung und ihre Bedeutung haben mögen, so werden sie von den Meisten doch nur wie etwas Eingelerntes geübt, und sie verstehen oft selbst so wenig davon wie die Chorknaben und Domküster von der Geschichte und Bedeutung der verschiedenen Theile des Meßopfers.

Was ich aber sah, hörte und begriff, war in der Hauptsache folgendes:

Zuerst hielt der „Kitschimidé“, mein alter Prophet mit dem silbernen Ringe in der Nase, der überhaupt während der ganzen Dauer des Festes als eine wahre Säule des Tempels eine höchst bedächtige und ernste Miene machte, eine Rede. Ich bemerkte, daß er sehr geläufig sprach, und daß er mehre Male mit Fingern und Blicken zum Himmel wies und dann wieder sich an die Versammelten richtete. Ueber die Köpfe der letzteren hin machte er manch' Mal, als wäre es zum Segen, mit der Hand eine Bewegung, wie die Priester dies bei allen Völkern und Kirchen thun. Auch

übersetzte man mir den Inhalt seiner Rede demgemäß. Er habe, sagte man mir, ein Gebet an den großen Geist gerichtet. Dann habe er in Kürze auseinandergesetzt, warum sie hier versammelt seien, und wie ein Mitglied des Stammes seinen jüngst gebornen Sohn präsentire und der Weihe des Midé theilhaftig zu machen wünsche. Er habe dann die ganze Versammlung, alle hohen Midés und Brüder, alle „Tanten“ und „Onkels“, alle „Schwestern“ und „Cousinen“ *) willkommen geheißen und ihnen seinen Segen gegeben.

Nach dieser Rede setzte sich alsdann eine Prozession der sämmtlichen Ordensbrüder oder Midés in Bewegung, während der Vater des Kindes und die Gäste sich erhoben und aufrecht an den Wänden des Wigwams stehen blieben. Sie setzten einer nach dem andern aus, ihre „Medizinsäcke“ in der rechten Hand.

Diese Medizinsäcke in der Odjibbewä-Sprache „pindjigossan“ genannt, waren aus den Fellen der verschiedenartigsten Thiere verfertigt; einer aus dem Pelze der wilden Katze, einer aus dem des Waschbären, ein anderer aus dem des Otters, ein vierter aus der Haut einer Schlange, und sie hatten auch mehr oder weniger die Figur und Gestalt dieser wilden Thiere beibehalten, da Kopf und Schwanz und zum Theil auch die Füße daran gelassen waren. Sie waren sämmtlich, was wir aber natürlich nicht sehen konnten, mit allerlei solchen kostbaren und heiligen Sächelchen angefüllt, wie die Indianer sie sorgfältig zu sammeln und als Amulette oder Heilstoffe zu bewahren pflegen. Sie denken sich nun, daß von diesem ganzen bunten Inhalte im Bauche des Pelzsackes oder Thieres ein Geist

*) Die Mitglieder des Ordens betrachten sich alle unter einander als Verwandte, und nennen sich in der Versammlung: Onkel, Tante. rc.

oder ein Athem ausströme, der die Macht habe, einen andern sowohl niederzublasen und zu tödten, als auch ihn wieder aufzurichten und mit Lebenskraft zu erfüllen.

Auf diese Voraussetzung war der Hergang bei der nun folgenden Prozession begründet. Die Midés, sage ich, setzten alle, einer nach dem andern aus, ihren Otter oder ihre wilden Katzen oder Waschbären mit der rechten Hand im Genicke gepackt. Sie hielten sie ungefähr so wie die Kosaken beim Angriffe ihre eingelegte Lanze, auch trabten sie wie zu einem Angriffe heran, und bewegten sich desto schneller, je näher sie dem auserwählten Opfer kamen. Die Trommel wurde dabei beständig geschlagen, sowie natürlich auch das Gerassel der mit Erbsen angefüllten Calabassen (der sogenannten Schischiguas) nicht aufhörte. Auch begleiteten die Midés ihre Schritte mit einer Art von Kriegs-Geschrei, das wie ihr Marsch selbst sich im crescendo bewegte und ein um so lauteres und rascheres Tempo annahm, je näher sie dem Opfer kamen. Etwa so: Ho! — Ho! — Hohohoho — o! o! o! o! o! o! —

In der Nähe eines der Gäste, des Vaters des Kindes, oder einer Frau oder eines Mädchen, auf die sie gezielt hatten, angekommen, machten sie dann mit ihrem Thierbalge eine Bewegung gegen sie, als wollten sie sie niederstechen, und auf der Stelle sank die so getroffene Person zusammen, in kauernder Stellung, wie von der fallenden Sucht gelähmt, am Boden liegen bleibend. Die französischen Canadier, die in allen Dingen die Indianer am besten übersetzt haben, nennen diese Operation „tirer oder „souffler“ (niederschießen oder niederblasen).

Sobald ein Midé seinen Patienten niedergeblasen hatte, minderte er die Heftigkeit seines Trabes und seines „Hoho“ und chassirte den Rest des Laubenganges in langsamerem Tempo hinab, schwenkte sich am Ende rechtsum und

kehrte an seinen Platz zurück, setzte aber alsbald nach neuer Kräftigung seines Sackes von da wieder aus, um mit neuem Geschrei, Trommeln und Erbsenklappern einen andern Gast auf's Korn zu nehmen. Es war anzusehen wie ein Lanzenstechen nach Türkenköpfen Da die ganze Gesellschaft von 7 oder 8 Priestern auf diese Weise beständig hin und wieder rannte, so lagen bald alle Gäste am Boden, einer über den andern hingefallen wie umgeblasene Kartenblätter.

Es war höchst komisch mitanzusehen. Und einige betrieben es auch auf sehr launige Weise. Ich kann das Bild eines sehr sonderbar ausgeputzten Alten gar nicht vergessen, der immer mit besonders heftigem Geschrei und mit fast lächerlichen Capriolen herankam, schon von Weitem sein Opfer anblickte, einen großen Anlauf zu ihm nahm, und dann, wenn er es mit seinem Thierbalge berührte, dazu die Backen aufblähte und aufblies, als wollte er seinem Medizin-Sacke beistehen.

Auch die Mädchen, wenn sie zu Haufen übereinandergesunken auf dem Boden lagen, stießen sich an und kicherten mitsammen, als seien sie sich des komischen Eindrucks, den diese Scene auf den unbetheiligten Zuschauer machen müßte, bewußt. Doch war all dies Lächeln und Kichern nur heimlich und im Verborgenen *) und im Ganzen gingen die Ceremonien in sehr gutem und geregeltem Style von Statten, und so lang sie waren, so schien Jeder die Rolle, die er dabei zu übernehmen hatte, so genau zu wissen, daß kein Versehen vorkam und alles nach dem Schnürchen wie unsere militairischen Manövers abgespielt wurde.

Manche nahmen die Sache auch sehr ernsthaft. So z. B. mein alter Großpriester mit dem silbernen Ringe in der

*) Diese lachenden Mädchen kommen schon in einer der ältesten Schilderungen eines Medizin-Tanzes von dem Reisenden Carver vor.

Nase. Er setzte „zum Niederblasen“ aus wie ein Löwe, visirte die Person, der es galt, mit sehr steifen Blicken und überzeugte sich auch hinterdrein mit kritisch inspicirender Miene, ob sie in dem gehörigen Style zusammen gesunken sei.

Eben so fand ich auch ein Mädchen, die ich in allen ihren Verrichtungen verfolgte, sehr eifrig bei der Sache. Wenn sie von dem Zauberthiere angeblasen wurde, fiel sie auf der Stelle zusammen und rührte sich nicht. Wenn sie von demselben Zaubersacke wieder zum Leben erweckt wurde, sprang sie wie ein Kork in die Höhe, und war ganz Lust und Leben. Wenn es was zu tanzen gab, ging sie durch die verschiedenen Figuren des Tanzes mit der Präzision einer Marionette und gab es was zu sprechen oder zu singen, so war sie die erste, die a tempo mit dem Vorsänger einfiel. Kurz sie wußte ihren Katechismus ganz genau auswendig und behielt dabei auch stets eine sehr respectvolle und fromme Miene. Sie machte mir den Eindruck einer übergewissenhaften Pietistin.

Nachdem sich in der besagten Weise die zerstörende Macht der Medizin-Säcke bewährt hatte, sollte sich nun auch ihre heilende und wiederbelebende Kraft zeigen. Die Priester setzten daher gleich wieder in derselben Weise aus, bliesen die Niedergeworfenen in derselben Weise mit ihren Säcken an und brachten sie wieder zum Leben und Stehen. Keiner wagte es, sich zu rühren und von selbst von seinen Gliedern Gebrauch zu machen, bevor er nicht von einem der Zauberthiere angehaucht war. Selbst bei dem Haufen heitergestimmter und kichernder Mädchen bemerkte ich dies. Eine von ihnen war von den Priestern übersehen, und obwohl sie immer ins Fäustchen lachte, so wagte sie es doch nicht von selbst aufzustehen. Ich sah, wie die andern Mädchen einen vorbeipassirenden Priester fast besorglich zu-

rückriefen und ihn darauf aufmerksam machten, daß noch eine von ihnen unerweckt am Boden liege. Der Priester kehrte zurück, ließ seinen Otterbalg ein wenig nach ihr schnappen und sie hüpfte sofort auf ihre Füße.

Diese Sack-Probe wiederholte sich den ganzen Tag hindurch als ein regelmäßig wiederkehrender Zwischenact nach der Beendigung jeder anderen größeren Ceremonie. Nicht bloß die Priester haben solche tödtende und belebende Säcke, sondern auch jeder Eingeweihte, jedes andere männliche oder weibliche Mitglied des Midé, und sie hielten sie als das wesentlichste Attribut beständig sich zur Seite, wie Soldaten den Säbel.

Nach einmaliger Vollführung der Ceremonie mit den Säcken trat der Vater mit seinem Kinde hervor. Er stellte sich mit dem Angesichte gegen die Priester-Fakultät gewendet, hielt sein auf der Bretterwiege befestigtes Knäblein auf den Händen und präsentirte es in derselben Weise den Priestern, wie bei uns die Pathen und Taufväter das Kind bei der Taufe darzuhalten pflegen. Auch stellten sich hinter ihm 5 oder 6 Personen — es waren Weiber — in Reihe und Glied auf; gleichsam wie Taufzeugen. Und indem ich diese Anordnung mit ansah, glaubte ich einen Augenblick, das Ganze möchte eine Nachäffung unserer Tauf-Ceremonie mit heidnischem Zuschnitt sein. Aber die Indianer behaupten, dies sei bei ihnen Alles uralt.

Der Vater war mit der vollen Pracht seines Krieger-Staates angethan. Der Kopf war ihm mit einer Menge von Adler-, Habicht- und Rabenfedern, die, wie unsere Ordenszeichen auf seine verschiedenen Heldenthaten und Verdienste hindeuteten, bedeckt. Einen rauhhaarigen Balg des unerschrockenen Thieres, das die Amerikaner „Skunk“ nennen, hatte er turbanartig um sein Haupt gewickelt, und den langen bunten Schwanz des Thieres hatte er wie einen

Zopf im Rücken baumeln. Eben solche Skunk-Bälge hatte er um seine Füße gewunden und ihre scheckigen Schwänze schleppten sich wie schlaffe ellenlange Sporen hinter seinen Hacken her. Eben so hielt er als Medizinsack einen mit Reliquien gefüllten und auch langschwänzigen Fuchsbalg in der Hand und aus allen diesen Thierfellen und Schwänzen und Federn strahlte sein feuerrothes Antlitz wie die Sonne aus Wolken hervor.

Er war sehr aufmerksam in der Verrichtung aller der Pflichten, die ihm die Gelegenheit auflegte. Er blickte seinen stillen Kleinen, den er dem Orden präsentirte, zuweilen ganz liebevoll an, und es schien mir, als läge es ihm sehr am Herzen, daß dem Söhnchen die Wohlthaten und guten Folgen der Einweihung in recht vollem Maße zu Theil werden möchten.

Die Präsentation des Kindes war natürlich wieder mit einer kurzen Anrede des Vaters, mit langen Reden der Priester und dann auch mit Trommelschlag, Callabassen-Gerassel und Tanz verbunden. Den Tanz führten dies Mal die fünf Weiber hinter dem Vater und Kinde aus. Er bestand darin, daß sie eine gute Weile lang ein paar Mal rechts und dann wieder ein paar Mal links in raschem Tempo und mit Bewegung des ganzen Körpers hüpften. Sie führten dies alle fünf gleichzeitig so genau aus, als hingen sie wie Marionetten sämmtlich an demselben Schnürchen. Zu Zeiten tanzte auch der Vater, sein Kind im Arme, wobei denn alle seine Fuchs- und Skunkschwänze wie neubelebt sich in der Luft schüttelten und schwenkten.

Nach dieser Präsentation des Kindes, und allem was dazu gehörte, trat dann wieder eine allgemeine Prozession, eine General-Sackprobe und ein gegenseitiges Niederschießen und Wiederaufrichten ein. Da fast jeder ein anderes vierfüßiges oder kriechendes oder amphibisches Thier (— außer

den schon genannten, führe ich noch als von mir bemerkte an: große Eulen, kleine Wiesel, krallenreiche Bärentatzen, rothe Füchse, graue Füchse, junge Wölfe, Schlangen verschiedener Art —) in den Händen schwenkte, so sah die Scene bunt genug aus. Auch gab es hinreichenden Lärm dabei, da die meisten dieser Thierbälge mit Schellen, Metallstückchen, Muscheln und dergleichen an Füßen und Schwänzen bedeckt waren. Ich glaubte die Hälfte des Inhalts der Arche Noä von Menschen spazieren geführt vor mir sich bewegen zu sehen. Und hiermit waren denn die Ceremonien des Morgens vorläufig beendet.

Als wir am Nachmittage wieder auf dem Posten waren, fanden wir in der Mitte des Tempels ein Häuflein Zweige ausgebreitet, und dieselben mit einem Tuche bedeckt. Tuch und Zweige lagen gerade vor jenem großen Steine, von dem ich sagte, daß er auf den bösen Geist hindeuten sollte. Es begann nun eine sehr sonderbare Ceremonie, die aber ein Hauptstück bei allen Feierlichkeiten der Odjibbewäs bildet.

Zuerst hielt wieder der Ober-Ceremonien-Meister eine Rede, die mit folgenden Worten begann: „Ihr Alle, Eingeweihte, die ihr zum großen Midé gehört! Freunde! Brüder! Collegen! Heute ist ein Tag der Gnaden“ und die dann ziemlich lange mir unverständlich fortging.

Darauf folgte dann eine allgemeine Prozession aller Priester, Gäste, Männer, Weiber, Mädchen, ein's hinter dem andern. Beim ersten Umgange in der Laube beugte sich ein Jeder ein Mal über jenem Tuche auf den Zweigen und blickte hinein. Es war nichts zu sehen, und man tanzte vorüber. Beim zweiten Umgange schien jeder sich etwas tiefer über dem Tuche zu beugen und etwas schärfer hineinzublicken, als wenn er nun erwartete, bald daselbst etwas erscheinen zu sehen. Beim dritten Male schienen sie in der

Nähe des Tuches von unwillkürlichen zuckenden Bewegungen ergriffen zu werden. Beim vierten Male wurden diese Bewegungen convulsivisch, und es wurde nun offenbar, daß sie sich Mühe gaben, etwas von sich zu geben. Aber es kam noch nichts. Beim fünften Male wurden die Bewegungen noch heftiger, aber das Erwartete blieb noch aus. Dies dauerte sehr lange. Endlich als ich nach einigen Umgängen wieder auf das Tuch blickte, sah ich darauf ein Paar hübsche kleine gelbgefärbte Muscheln, wie frisch gelegte Eier im Neste, liegen. Bald bemerkte ich, daß diese Muscheln sich mehrten, und am Ende ließ jeder ganz leicht und behende eine solche kleine hübsche Muschel aus seinem Munde auf das Tuch schlüpfen. Die alten Midés gaben sich unendliche Mühe dabei und besahen auch das Product ihrer Anstrengungen eine Weile aufmerksam. Aber von dem jungen Volke und den Mädchen bemerkte ich wieder, daß sie die Sache nicht so ernsthaft nahmen. Sie guckten das Tuch nur nachlässig an und gaben auch die Muschel so schnell von sich wie ein Raucher ein Tabackswölkchen, bekümmerten sich auch nachher nicht weiter darum.

Als die Muscheln sämmtlich heraus waren, schienen alle sehr zufrieden zu sein und sich gewissermaßen zu erholen. Nachher kam ein Jeder zurück, nahm eine Muschel von dem Tuche und steckte sie in seinen Medizin-Sack.

Man sagte mir, daß diese Muscheln die Krankheit, das Böse, das Uebel bedeuten, das in dem Menschen stecke, und das er durch eifrige Anstrengung und durch gemeinsame gottesdienstliche Verrichtung von sich zu geben und aus sich zu entfernen vermöge. Die Indianer halten sehr viel auf diese Muscheln und bezahlen hohe Preise für sie. Auch in ihren Bilderschriften spielt die Muschel immer eine große Rolle. Auch ihre Wampums oder Friedens-Perlenschnüre sind aus See-Muscheln gedrechselt.

Sie deuten auf die Ufer des Oceans hin, von denen ihnen aus Osten, wie sie sagen, ihre religiösen Satzungen und Lehren zugekommen sind.

Daß dies Muschel-Produciren in der Nähe des, für den bösen Geist daliegenden Steines vorging, erschien mir nun auch aus der Bedeutung der Ceremonie erklärlich. Sonst aber gewahrte ich, so genau ich auch hinhörte, während des ganzen Tages nicht, daß der Name des „Matschimanito“ (des bösen Geistes) auch nur einmal in den Reden und Gesängen ausgesprochen wurde. Der Name des „Kitschimanito“ (des großen, guten Geistes) wurde dagegen sehr oft genannt, und sehr häufig auf seine „Gnaden und Gaben“ angespielt. Mehre Male stießen mich meine Dollmetscher an und sagten mir: „Jetzt spricht der Redner von der überschwenglichen Gnade und gütigen Großmuth Gottes“. Ich glaube daher, daß es ein Vorurtheil oder Irrthum war, wenn viele der alten Europäer, die nach Amerika kamen, es geradezu aussprachen, daß die Indianer den Teufel anbeteten und ihm opferten. —

Daß wir Europäer in der reichen Fülle unseres civilisirten Lebens einen allgütigen und gabenreichen Schöpfer verehren, darin sehe ich eben kein großes Verdienst. Aber ich muß gestehen, ich fand etwas Rührendes darin, daß ich auch selbst den armen, stets geplagten, höchst kümmerlich sich durchschlagenden halbnackten Indianer von der „großmüthigen Gnade Gottes“ reden hörte. Ist der Ausdruck und die Idee wirklich von ihrer Erfindung, wie ich nicht zweifle, so ist es in der That bewundernswürdig. — Hätten wir selbst wohl so viel Preis und Dankbarkeit, wenn wir so viel Elend hätten, wie sie? So fragte ich mich. —

Was nun nach der Auswerfung der Muschel oder des Uebels weiter erfolgte, schien mir gewissermaßen eine Weihe, wenn man will, ein Gebet oder ein kurzer Privatgottes-

dienst jeder einzelnen Person zu sein. Es bestand nämlich in Folgendem: Jedes Individuum trat für sich allein hervor, stellte sich in die Mitte der Laube, ergriff den Trommelstock und begleitete eine Art Gesang mit eifrigem Trommelschlagen. Die ersten Worte dieses Gesanges, die sich bei jedem vortretenden Individuum wiederholten, übersetzte man mir so:

„Gott hat uns diesen Midé-Orden gegeben, und ich freue mich, daß ich ein Mitglied bin! Hohohoho! o! o! o! o! o! o! o!" Das übrige Publikum, das während dessen in der Laube vertheilt in Gruppen umhersaß, brach dann wohl zuweilen a tempo in ein: Ho! Ho! aus. Es war vermuthlich eine Bestätigung, eine Art „Amen! So sei es!"

Die Männer rauchten dabei gemüthlich ihre Pfeifen. Das Rauchen ist bei den Indianern nicht eine entweihende, vielmehr eine weihende Verrichtung. Es gehört so zu sagen mit zu jeder ernsten Verhandlung und kann ohne Weiteres auch in der Tempelhütte vorgenommen werden. Einige legten sogar bei der Procession das Rauchgeräth nicht weg, und tanzten die Pfeife im Munde.

Auch von draußen sah ich mehre Leute, die nicht zu der Gesellschaft zu gehören schienen, hereinkommen, die Trommel rühren, einen kurzen Spruch absingen und dann wieder hinausgehen. Es war dies vermuthlich eine Art Compliment, was sie der Gesellschaft oder der wichtigen Tages-Angelegenheit zollten.

Nachdem Alle der Reihe nach diese Privat-Verrichtungen durchgemacht hatten, gelangte man alsdann gegen Abend allmählig zu praktischeren Dingen und kam auch schließlich wieder auf den kleinen Täufling und seinen Vater zurück, die eine Zeitlang ganz in den Hintergrund getreten zu sein schienen.

Gegen Sonnen-Untergang wurde ein großer eiserner Kessel voll dampfenden Maisbreis hereingeschleppt und in der Mitte der Laube niedergesetzt. Dann gingen die Hohen-Priester und Ceremonien-Meister zum Ost-Ende des Tempels und empfingen daselbst die Geschenke, die der Festgeber, auf dessen Unkosten das Ganze vor sich ging, dargebracht hatte. Sie hingen sich die bunten Cattuntücher um die Schultern Auch Taback wurde unter ihnen vertheilt und so geschmückt begannen sie nun wieder eine allgemeine Prozession und einen Tanz um den dampfenden Kessel herum, wie immer von Trommelschlag, Calabassen-Gerassel und Murmel-Gesang begleitet. Darnach begab sich Jedes wieder an seinen Platz.

Darauf erhoben sich alsdann die Priester einer nach dem andern und brachten ihrer Seits nun ihre werthvollen und kostbaren Gaben, ihre Amulette und Heilmittel dem Vater des Kindes und dem Täufling selber dar; und die Erlangung dieser Amulette und Heilmittel, das war nun eigentlich das, wofür die Priester vorzugsweise bezahlt oder beschenkt worden waren. Es war in den Augen des Vaters so zu sagen die Krone des ganzen Werkes.

Ich saß ganz dicht neben ihm und konnte ziemlich genau sehen, was die Priester brachten. Der eine kam mit einem Tütchen oder Papier-Packetchen, das er vorsichtig auseinander wickelte. Nachdem er eine Papierhülle nach der andern entfernt hatte, fand sich zuletzt eine kleine Prise schneeweißen Pulvers darin, das der Priester dem Vater zeigte und ihm übergab, indem er ihm dazu die Eigenschaften und die Bereitungsweise des Pulvers haarklein schilderte. Auch eine kleine Muschel bemerkte ich in dem Pulver versteckt. Der Vater hörte mit offenem Munde zu, und verbarg das Mittelchen sorgfältig in seinem Medizin-Sacke. Von den gegebenen Vorschriften konnten wir aber nichts

verstehen, weil der Priester sehr leise und sehr geheimnißvoll sprach. Ein anderer Priester brachte ein kleines Bündelchen von dünnen trockenen Wurzeln, die mit einem rothen Bande zusammen gebunden waren. Er hing es an der hölzernen Wiege des Kindes auf, und sagte mit lauter Stimme etwas, was man mir übersetzte mit: „This shall guide him through life“ (Dies soll ihn durch's Leben führen). Dann aber kam natürlich noch eine lange murmelnde, geheimnißvolle Auseinandersetzung hinterdrein, die mir wieder niemand übersetzen konnte. Es wurden dem Kinde auch sonst noch allerlei Kleinigkeiten an die Wiege gehängt, ein Fingerhut, einige Muscheln rc. Die Zahl der dargereichten Sächelchen war groß genug. Auch etwas Brauchbareres war dabei, nämlich ein kleines Säckchen mit schönem Waizen-Mehl, und ein anderes Säckchen mit Körnern vom wilden Reis! — Von allen diesen Dingelchen umgeben, saß der Vater, der alte pelzthier-umzottelte Held da, sah aus, wie beschämt, und immer halb verlegen, halb erwartungsvoll lächelnd, wie ein Kind bei reicher Weihnachts-Bescherung.

Endlich und allerschließlichst hielt nun noch der Oberpriester neben dem dampfenden Kessel eine Abschiedsrede, wo wieder, wie man mich versicherte, auf Gottes „Ueberschwengliche Gnade“ dankend angespielt wurde, und dann wurde Alles still. Der Maisbrei wurde zur Abendmahlzeit vertheilt, und jeder beschäftigte sich friedlich mit seinem Näpfchen. Die Mütter und Väter stopften vor allen Dingen den Kleinen den Mund voll. Auch was wir bei dieser Gelegenheit an Aepfeln, Zuckerwerk und sonstigen kleinen Eßbarkeiten den Weibern mittheilten, wurde Alles den Kindern zugeschanzt. Höchstens nahm der Vater oder die Mutter einen Biß vom Apfel oder Brode.

Ihr Maisbrei war nur im Wasser gekocht, ohne Fleischbrühe, ohne Milch, ja ohne Salz. Wirklich ein an-

spruchsloses Festmahl, das sich die guten Leute durch einen ganzen Tag voll anstrengender Ceremonien wohl verdient hatten.

Wenn ich auf diese Weise auch noch nicht viel von den religiösen Satzungen und Gebräuchen der Odjibbewäs erfahren habe, wenn ich namentlich auch nicht erkannt habe, wie das Alles mit uralter Vergangenheit und mit den Satzungen entfernter Völker und Länder zusammenhängen mag, so hat das Geschaute mir doch den Eindruck hinterlassen, als sei es ein Bruchstück eines ziemlich complicirten und zugleich eines recht ausgebildeten Systems,*) das des weiteren Studiums wohl werth sein möchte, weil es eben höchst wahrscheinlich einen solchen sehr weit in die Zeiten wie in die Räume hinausreichenden historischen und ethnographischen Zusammenhang hat.

---

*) Es geht dies auch schon aus dem Umstande hervor, daß diese Ceremonien immer dieselben bleiben. Auch die dabei gesprochenen Worte und Gesänge. Sie wissen dieselben ganz fest auswendig, und wenn sie ein Mal einen Fehler bei der Recitirung machen, so pflegen sie dies als respectwidrig gegen die Gottheit zu halten und werfen zur Sühne etwas Taback ins Feuer.

La Pointe, August 1855.

Sechster Brief.

Eine Rede.

„Traurig steht ein Baum und seufzend
„Mitten in des Waldes Schooß."
v. Leitner.

Es haben jetzt hier auf unserer Insel die politischen Verhandlungen zwischen den Amerikanischen Agenten und den Indianern angefangen. Und so haben wir denn alle Tage öffentliche Rathsversammlungen unter freiem Himmel, bei denen sich viele Indianische Häuptlinge als Redner hervorthun. Recht viel Belehrendes und Charakteristisches kommt dabei an den Tag.

Da Alles, was die Redner vorbringen, von dem dabei stehenden Regierungs-Dollmetscher, einem Halb-Indianer, sogleich Satz für Satz übersetzt und mit lauter Stimme ausgerufen wird, so war es mir leicht, ihnen zu folgen. Und ich habe mir manche der Reden, in denen die Rothhäute ihre Wünsche und Beschwerden darlegten, genau

aufzeichen können, will mich aber hier darauf beschränken, nur eine dieser politischen Reden zur Probe so buchstäblich als möglich wiederzugeben. Sie mag hier als ein Seitenstück neben den oben gegebenen Beispielen kriegerischer und religiöser Beredsamkeit der Indianer einen Platz finden.

Zum besseren Verständniß will ich nur bemerken, daß der heutige Redner sich erhoben hatte, um seine Meinung über die streitige Frage abzugeben, ob es zweckmäßiger sei, die „Schulden" aller Mitglieder des Stammes „in toto und solido" von dem ihnen zuständigen Tribute im Voraus abzuziehen, oder ob jeder erst seinen Antheil an den Tribut zuvor empfangen und dann seine eigenen persönlichen Schulden davon bezahlen sollte. Es hatten sich über diesen Punkt zwei entgegengesetzte Parteien gebildet. Mein Redner wie man sehen wird, erklärte sich gegen die Bausch und Bogen Schuldentilgung. — Er nahm aber dann auch die Gelegenheit wahr, noch eine Menge allgemeiner Seufzer und Klagen gegen die Weißen laut werden zu lassen, wie dies denn begreiflicher Weise keiner der Redner unterließ. —

„Da ist ein großer Geist" so begann er, „von dem alle guten Dinge hier auf Erden kommen. Er hat sie den Menschen gegeben. Den Weißen wie den Rothen. Denn er sieht auf keine Verschiedenheit der Farbe. Sie müssen sich unter einander über den Besitz dieser von Gott gegebenen Dinge einigen."

„Als die Weißen zuerst in dies Land kamen und uns entdeckten, da nahmen wir sie gastfreundlich auf, und wenn sie hungrig waren, so fütterten wir sie und gingen für sie auf die Jagd. Zuerst verlangten die Weißen bloß Pelze und Häute von uns. Ich habe von allen unseren Alten gehört, daß die Weißen sonst bloß Pelze und Häute verlangt hätten. Diese gaben wir ihnen gern, und empfingen dafür ihre Eisenwaaren, Flinten und Schießpulver."

„Jetzt aber seit einigen Jahren verlangen sie auch Land von uns. Seit 10 Jahren haben sie nichts als Land von uns verlangt, und immer mehr Land. Wir geben das Land ungern, in welchem die Gräber unserer Väter ruhen. Allein wir haben aus Gutmüthigkeit dennoch Land gegeben. Wir haben nicht gewußt, wie viel wir für wie wenig hingaben. Wir wußten nicht, daß so große Kupferschätze in unserem Lande steckten."

„Die Weißen sind bei dem Handel reich geworden. Wenn ich hier in dieser Versammlung um mich blicke, so bemerke ich reiche goldene Uhrketten und goldene Ringe an den Kleidern und Fingern vieler Menschen. Und wenn ich den Leuten, die so reich geschmückt sind, ins Gesicht blicke, so sehe ich immer, daß ihre Gesichtsfarbe die weiße und nicht die rothe ist. Bei den rothen sehe ich so etwas nie. Sie sind alle ärmlich gekleidet! Sie sind grundarm! Wie arm sie sind, das bitte ich Euch hier durch den Augenschein selber wahrzunehmen. Ich habe einige von unsern armen Leidensträgern hierher gebracht, damit Ihr sie seht. Da kommen sie! Da sind sie! Schaut sie an! Wie elend sehen sie aus!"

(Bei dieser Stelle der Rede drängte sich eine Partie alter runzlichter Weiber und in Lumpen gehüllter Kinder, die man schon vorher bestellt hatte, um mit ihrer Erscheinung den Effekt der Rede zu mehren, durch den Zuhörerkreis und traten in die Mitte des Cirkels vor. Sie sahen allerdings kläglich genug aus. Und obgleich wir dies Alles selbst genugsam sahen, so beschrieb der Redner ihre dürftige Kleidung, ihre mageren und gekrümmten Gestalten doch noch des Weiteren und fuhr dann fort:)

„Und durch wen sind sie in diesen kläglichen Zustand gekommen? Ihr seid durch uns reich geworden. Und diese sind durch Euch arm geworden. Eure goldenen Ketten,

Eure Dollars und Alles, womit Ihr groß thut, das ist von diesen und von uns genommen worden. Wir haben Dir versprochen," — der Redner wandte sich hier zu dem vornehmsten anwesenden Beamten der Amerikaner, — „daß wir, was du uns sagtest zu Ohren nehmen und im Kopfe behalten wollten. Aber höre Du nun auch, was wir Dir sagen, und behalte es in Deinem Kopfe." —

„Wir sind nicht nur arm, sondern wir haben auch Schulden. Wenigstens sagt man, daß wir Schulden haben. Beim vorigen Traktate und Payment bezahlten wir auch Schulden. Ich glaubte damals, wir hätten sie alle bezahlt. Ich glaubte, wir wären ganz schuldenfrei. Jetzt aber kommt diese alte Frage wieder an uns. Es werden wieder eine Menge alter Dinge gegen uns aus einem alten Sacke hervorgeholt. Wo diese Schulden wieder herkommen, ich weiß es nicht! Vielleicht aus dem Wasser!" (Ich muß hier den Leser daran erinnern, daß die Objibbewäs das böse Prinzip in die Tiefe der Gewässer versetzen.) —

„Aber Ihr sagt, wir haben Schulden. Und es mag sein, wir mögen sie haben. Wir sollen diese Schulden bezahlen. Die rechten und ausgemachten Schulden wollen wir auch bezahlen. Aber die Frage ist, wie? Bei früheren Traktaten und Payments hat man die Schulden Aller und jedes Einzelnen gleich ohne weiteres von der ganzen uns zukommenden Tributssumme in Bausch und Bogen abgezogen, und unter uns nur den Rest vertheilt. Dies ist nicht gut. Ich behaupte, es ist besser und gerechter, daß Jedem von uns sein voller Tribut ausbezahlt werde, soviel auf seinen Kopf kommt, und daß er dann selber mit seinen Creditoren für sich abrechne. Jeder weiß selbst am besten, was er schuldig ist. Ich weiß genau, was ich schuldig bin. Ich will es auch bezahlen. Aber ich wünsche nicht, daß durch jenen vollen und ganzen Total-Abzug der Schulden von

den, dem Stamme gebührenden Tributssummen, die Unschuldigen und diese unsre Armen leiden. Das ist meine Meinung! Und ich spreche nicht nur für mich, sondern auch für die Mehrzahl der Häuptlinge, und für die jungen Leute, und für diese Armen, Wittwen, Waisen und Kranken!

„Unsere Schulden wollen wir bezahlen. Aber unser Land wollen wir behalten. Da wir schon so vieles weggegeben haben, so wollen wir wenigstens das Land behalten, was Ihr uns noch gelassen habt, was uns „reservirt" ist. Beantworte uns, wenn Du kannst, diese Frage! Versichere es uns, wenn Du kannst, ob dies Stück Land, was uns „reservirt" ist, nun wirklich auch immer uns bleiben soll. Sage mir, ob Ihr und wir in Freundschaft neben einander wohnen sollen, ob Ihr dies Stück Land nie von uns verlangen wollt. Kannst Du uns dies versprechen? Das ist, was ich Dich noch fragen wollte. Das ist Alles, was ich zu sagen habe." „Doch Nein! Ich habe noch eins zurück gelassen! Die Häuptlinge, meine Brüder, haben mich beauftragt, noch eines Punktes zu erwähnen, noch eine Frage Dir vorzulegen. Es würde unrecht von mir sein, es nicht frei auszusprechen, es zurück zu halten. Behielte ich es bei mir, so würde es schwer auf mir lasten. Es würde meine Brust beengen. Es würde mich in meinen Träumen beängstigen! — Vater, Du weißt, wir sind froh Dich hier zu sehen. Wir begrüßen Dich mit Freuden. Du sagtest, Du seiest mit der besten Absicht in Freundschaft und Güte zu uns gekommen. Wir nahmen Dich hier auch eben so auf. Wir wollen daher auch Vertrauen zu Dir haben, und zu Dir nicht mit gespaltener Zunge reden. Wir wollen mit einfacher Zunge zu Dir sprechen. Wir wollen Dir nicht nur unsern Dank, sondern auch unsere Beschwerden vorlegen."

„Vater, der Punkt ist dieser: In unserm vorigen Traktate, ja in allen frühern Traktaten ist ausgemacht worden,

daß gewisse Gelder ausgesetzt, oder vielmehr von unserm Tribute reservirt werden sollten, für Schmiede-Werkstätten, für Schulen und andere Etablissements unter uns. — Wir haben von jenen Geldern gehört. Wir haben aber nichts von diesen Arbeiten gesehen. Sie sind nicht zu uns gekommen. Wir wissen nicht, wo jene Gelder hingekommen, wo sie durchgetröpfelt oder verdampft sein mögen. Wir bitten Dich, mache dies aus, und forsche diesem genau nach. Dies bitten wir Dich sehr. Ich könnte über diesen Punkt noch wohl manches sagen. Doch ich will mich jetzt niedersetzen. Denn ich bin nicht gewohnt diese neuen Europäischen Pantalons die man mir geschenkt hat, zu tragen und in ihnen lange zu stehen. Sie geniren mich. Darum will ich aufhören zu reden und mich setzen.“ —

Mit dieser komischen Wendung, die er seinem Vortrag gab, brach der Redner ab und ließ sich unter dem Beifallsgelächter der Versammlung ins Gras.

La Pointe, August 1855.

Siebenter Brief.

Abgötterei.

„Felsen und Berge kommen leise"
„Drehen sich um ihn im Kreise"
„Durchschneiden ihm die Wanderfahrt"
„Sind wunderlich lebendiger Art."
F. v. Meyer.

Ich habe mein Leben hier nun ganz zu meiner Zufriedenheit eingerichtet. Am Tage streife ich auf meiner Insel unter den mir so interessenten Leuten umher, und beobachte alle Vorkommnisse. Am Abend kehre ich zu meinem kleinen Wigwam zurück, um dann mit den Gästen, die sich bei meinem Feuer versammeln, die gesehenen Dinge und Ereignisse zu besprechen und sie mir von ihnen deuten zu lassen. Taback, Süßigkeiten und andere bei den Indianern beliebte Delikatessen verschaffe ich in Fülle, und so wird es meinem eifrigen Dolmetscher leicht, seine Indianischen Anverwandten und Freunde heran zu locken und zu fesseln. Fast alle Abend wird ein neuer Ankömmling bei mir eingeführt.

Sie sprechen mir über ihre Verhältnisse, — sie erklären mir bereitwillig was ich nicht verstand, — sie tragen mir ihre eignen Lebensgeschichten vor, — und sie theilen mir die Traditionen und Sagen ihres Volkes mit. Die Stunden verstreichen mir dabei in so lehrreicher und angenehmer Weise, daß ich immer mein Möglichstes thue, die Sitzungen so viel als möglich zu verlängern. In der That Alles, was ich höre und sehe, regt mich so an und auf, daß ich immer mit dem schmerzlichsten Bedauern die Anstalten zur Auslöschung unseres Feuers treffen sehe. Selbst um Mitternacht scheint mir unsere Soirée noch zu kurz gewesen zu sein. —

Wie es bei solchen Soiréen zu gehen pflegt, fällt die Unterhaltung zwar bald auf dies bald auf jenes. So viel als möglich suche ich sie aber zu ordnen und zu zügeln und einen ein Mal vorgebrachten Gegenstand eine Zeit lang festzuhalten. Und im Ganzen kann ich wohl sagen, handeln wir an jedem Abend mehr oder weniger ein rundes Capitel ab.

Heute verfielen wir auf ein Thema, das ich in der Ueberschrift dieses Briefes einigermaßen kurz angedeutet habe.

Obwohl die Amerikanischen Indianer oft ihres Glaubens an einen Großen Geist wegen gelobt sind, und obwohl sie auch des „Großen Geistes" oft genug bei ihren religiösen Festen erwähnen, so wird doch die Frage, ob man sie wirklich den Monotheisten beizählen könne, von vielen hiesigen Kennern eifrig verneint.

Es steht mit ihrem „Kitche Manitou" (Großen Geiste) nicht viel besser aus, als mit dem „Optimus Maximus" der Römer. Er waltet oben im Himmel und wird hier auf Erden, wo man rohe Natur-Kräfte und irdische Gegenstände vergöttert, zuweilen ganz außer Acht gelassen.

Fast jeder Indianer hat irgend einen solchen Gegenstand entdeckt, zu dem er ein ganz specielles Vertrauen faßt, dessen er häufiger gedenkt, und dem er eifriger opfert, als dem „Großen Geiste". Sie nennen diese Dinge ihren „Manitou personel" (ihren persönlichen Geist oder Gott). Das eigentliche Odjibbewä-Wort dafür soll sein: „Nigouimes", und dies soll so viel bedeuten als: „meine Hoffnung". Der eine nennt einen Baum, der andere einen Stein oder Felsen „seine Hoffnung".

So ist zum Beispiel unserer Insel La Pointe gegenüber, auf einem Vorgebirge des Festlandufers, ein einsam liegender Steinkloß, ein großer erratischer Block, den die Voyageurs „Le rocher" oder „la pose de Otamigan" nennen.

Die Voyageurs und Indianer haben in den Wäldern längs ihrer wilden Pfade, wie unsre Alpensteiger, kleine Stationen oder Ruheplätze, wo sie gewohnt sind, auf ihren mühseligen Reisen einen Augenblick zu rasten. Sie nennen solche Wald-Ruheplätze „des poses" vermuthlich weil sie ihre Lasten da ein wenig ablegen („poser"). Jener „rocher de Otamigan" liegt im Sumpfe ganz in der Nähe einer solchen „pose". Otamigan ist ein hier wohl bekannter junger Indianer, der einmal jenes Weges reiste. Als er sich auf jenem Ruheplatze niederließ und den gegenüberstehenden Felsen anblickte, schien es ihm, als ob derselbe wackelte, schwankte, sich bewegte, zu ihm kam und sich ihm präsentirte, dann aber wieder entfernte und sich auf seiner alten Stelle aufpflanzte. — Dieses Phaenomen, daß sich wahrscheinlich nur aus einer großen Ueberanstrengung und einem vorübergehenden Schwindel des ermüdeten Otamigan erklärte, schien ihm so merkwürdig, daß er sogleich die größte Verehrung für den Stein faßte, und ihn seitdem immer für seinen „Schutzgott" hielt. Er geht jetzt dort, so sagt man mir, nie vorbei, ohne ein wenig Taback zum

Opfer auf den Felsen nieder zu legen, und kommt auch oft expreß zu ihm hinaus, um daselbst zu opfern.

Ein anderer Indianer ist hier, der ein Mal in einem großen „Tamarak-Baume“ (einer Canadischen Lärche) ein höchst auffallendes und wunderbares Rauschen zu vernehmen glaubte. Seit dieser Zeit hat er jenen Baum als seinen Schutzgeist angenommen, und hat schon oft seine Freunde hinausgeführt, und hat zu ihnen gesprochen: „Voilà l'arbre à qui j'ai confiance“ (Seht da den Baum, in den ich mein Vertrauen setze).

Mir scheint es, daß sie das Wort „Kitsche Manitou“ (Großer Geist) zuweilen nicht als das „Nomen-proprium“ eines einzigen großen Wesens, sondern mitunter als ein Apellativum für eine ganze Classe von Großen Geistern gebrauchen. Natürlich muß man sich dabei auch wohl denken, daß die religiöse Begriffsaufklärung der verschiedenen Individuen auf sehr verschiedenen Stufen steht. Da sie keine Schulen, keine orthodoxe Kirchen haben, so sind die Ansichten, die sich darüber in ihren dunklen Köpfen bilden, wohl sehr mannigfaltig und verwirrt. Ein alter Indianer mit dem ich ein Mal darüber sprach, sagte mir, es gäbe 6 „Kitsche Manitou's“. Einer wohne da oben im Himmel, einer da unten im Wasser, und die vier anderen wohnten im Osten, Süden, Westen und Norden. Sie wären alle groß, der im Himmel und der im Wasser wären aber die mächtigsten, und der im Wasser wäre noch dazu böse. — Diese Auffassungsweise scheint ziemlich verbreitet zu sein.

Die beiden gewöhnlichsten Opfer, welche die Indianer der Gottheit oder den Geistern darbringen, sind Hunde und Taback. Taback opfern und streuen sie überall, auf allen Steinen, Klötzen, Kupfermassen, Gräbern, oder sonstigen Plätzen, denen sie eine heilige Bedeutung beilegen. Der Hund aber ist das große Opfer. „Der Hund ist unser

Hausgenosse, unser liebstes und nützlichstes Thier" sagte mir ein Indianer. „Es ist beinahe als wenn wir uns selbst opferten." — Der Bär wird selbst verehrt, aber dient nicht zum Opfer für andere. Pflanzen, Getreide, Blumen und dergleichen opfern sie nicht. —

Unter den todten Stoffen der Natur scheinen sie am Oberen See vor keinem so viel abgöttische Verehrung zu haben, als vor dem Kupfer, das sich in reinmetallischem Zustande so häufig in ihrem Lande selbst auf der Oberfläche findet. Kleine Stücke Kupfer-Erzes schleppen sie recht oft in ihren Medizin-Säcken mit sich herum. Sie haben sie sorgfältig in Papier gewickelt, vererben sie von Vater auf Sohn und schreiben ihnen wunderbare Kräfte zu.

Hie und da finden sich große Massen metallischen Kupfers in ihren Wäldern. Dieselben liegen wie erratische Blöcke zwischen dem übrigen Gesteine, und mögen auch anfangs von ihnen als gewöhnliche Steine betrachtet sein, bis es einem Wilden einfiel, ein Mal ihr Gewicht zu untersuchen oder mit dem Hammer darauf zu schlagen, und bis auf diese Weise ihre ungewöhnliche Schwere, ihre außerordentliche Festigkeit und Zähigkeit und ihre andern bewundernswürdigen Eigenschaften entdeckt wurden. Bewunderung führt den Wilden zur Anbetung und so wurden denn jene Kupferklötze bei den Odjibbewäs ziemlich allgemein so zu sagen als etwas höchst Mysteriöses betrachtet und zu Götzen erhoben.

Einer meiner hiesigen Bekannten, ein ehemaliger Indianischer Pelzhändler, ein Mann von vieler Intelligenz und von großer Erfahrung unter den Indianern, hat mir von einem solchem Kupferklotze folgende charakteristische Geschichte erzählt:

„Im Jahre 1827“ sagte er mir, „befand ich mich als trader an der Mündung des Ontonagon-Flusses *), wo damals noch nicht das freundliche Städtchen gebaut war, das jetzt dort steht. Es hauste daselbst noch in fast völliger Unabhängigkeit der alte Odjibbewä-Stamm, den wir jetzt die „Ontonagon-Bande“ nennen. Keatanang war der Name ihres Häuptlings.“

„Keatanang, dem ich schon oft seine Pelze abgehandelt und gut bezahlt hatte, war mir geneigt, und wollte mir wohl. Er pflegte oft zu mir zu sagen: „Ich wollte ich könnte Dir etwas Gutes thun. Ich möchte Dir gern eine meiner Töchter geben.“ — Als er ein Mal wieder so wohlwollend zu mir sprach und mir seine Töchter antrug, sagte ich zu ihm: Keatanang! Du weißt, daß ich Deine Töchter nicht heirathen kann, schon eine Frau habe und uns Christen das Gesetz verbietet, uns mehreren Frauen zu verbinden. Aber höre! Du hast mir oft von einem anderen Schatze erzählt, den Du in deiner Familie besitzest, von einem großen Metallstücke, das Du in Deinen Wäldern liegen habest. Willst Du mir wirklich so wohl, wie Du sagst; und wünschest Du etwas für mich zu thun, nun! so zeige mir dieses Kupferstück an, und laß es mich mit mir zu Hause nehmen. Ich werde es meinen Landsleuten bringen, und wenn diese es gut finden, so werden sie gewiß noch mehr solche Metallschätze in Deinem Lande ausspüren und heben, und Du wirst dann bald statt des einen viele solche Kupferstücke haben können. Zeigst Du es mir, so zahle ich Dir jeden Preis dafür, den Du verlangen magst.“ —

*) Der Ontonagon ist unter den kleinen Flüssen, die in den Obern See fallen, einer von den größten und hübschesten. Er mündet in denselben ungefähr in der Mitte des südlichen Ufers.

„Keatanang schwieg nach der Anhörung meiner Proposition lange Zeit. Endlich hob er an: „Du verlangst viel von mir, weit mehr als wenn Du alle meine Töchter zu Frauen fordertest. Der Kupferklotz im Walde ist ein großer Schatz für mich. Er war es schon für meinen Vater und Großvater. Er ist unsere Hoffnung und unser Schutz. Durch ihn habe ich viele Biber gefangen, manchen Bären getödtet. Durch seinen magischen Beistand bin ich siegreich in allen Kämpfen gewesen und habe mit ihm unsere Feinde erlegt. Auch bin ich immer durch ihn gesund geblieben und zu dem hohen Alter gelangt, in dem Du mich siehst. Aber ich habe Dich lieb und ich habe Dir das immer ein Mal bezeugen wollen. Einen größern Beweis meiner Freundschaft kann ich Dir nicht geben, als wenn ich Dir den Weg zu jenem Schatze zeige und Dir erlaube ihn zu entführen.“ — „Was verlangst Du dafür, Keatanang?“ —

„Nach langen Unterhandlungen wurden wir einig, daß ich ihm 2 Ellen scharlachrothen Tuches, — 4 Ellen blauen Tuches,— seidene Bänder ein Klafter von jeder Farbe, — 30 Paar silberne Ohrringe, 2 neue weiße wollene Mäntel (Blankets), und 10 Pfund Taback geben solle, und daß, wenn ich dies Alles fertig halten wolle, er dann in der folgenden Nacht mir den Weg zu seinem Kupferklotze zeigen, mir auch erlauben wolle, ihn in mein Boot zu packen. Doch müsse es, dies machte er noch zur Bedingung, ganz heimlich geschehen, und weder einer seiner eigenen Leute, noch auch irgend einer der Meinigen etwas davon erfahren. Er wollte um Mitternacht zu mir kommen, und ich sollte dann bereit sein.“

„In der folgenden Nacht genau zu der bestimmten Zeit, als ich rastend in meinem Zelte lag, hörte ich dann ganz leise durch das Gras einen Menschen zu mir heran-

kriechen, und fühlte meinen Kopf durch seine Finger berührt. Es war Keatanang.«

»Bist Du wach?« sagte er, »Hast Du die Waaren bereit?« Ich gab ihm eines der bestellten Dinge nach dem andern. Er sah sie sehr genau durch, packte Alles zusammen, schnürte das Packet mit den seidenen Bändern zu, befestigte die Hälfte des Tabacks oben darauf, und steckte die andern 5 Pfund Taback in seinen Gürtel. Er nahm das Packet unter den Arm und ich folgte ihm.«

»Wir gingen über eine kleine Wiese längs des Flusses bis zu einem am Ufer liegenden Felsen, hinter welchem Keatanang sein Kanoe in Bereitschaft gehalten hatte.«

»Ich wollte ihm rudern helfen. Allein dies gab er nicht zu. Er befahl mir, mich mit dem Rücken gegen das Vorderende des Kanoes zu setzen und er ruderte allein so leise und sanft, ohne das Ruder nur ein einziges Mal aus dem Wasser zu bringen, daß wir ganz lautlos, so zu sagen wie Manitos, längs des Ufers dahinglitten.«

»In zwei Stunden gelangten wir zu einer Flußstelle, die wir die „Highbluffs“ (die hohen Gelände) nennen. Es waren einigermaßen hohe Felsen, bei denen, wie Keatanang mir sagte, unser Weg nun landeinwärts gehe. Er nahm das Packet der Waaren, die ich ihm gegeben hatte, unter den Arm. Als wir die Bluffs erstiegen hatten, wurde er ganz mäuschenstill, erhob seinen Blick zum Sternenhimmel und betete zum Großen Geiste:

»Du bist mir stets geneigt gewesen« sprach er mit so lauter Stimme, daß ich es deutlich hören konnte. „Du hast mir ein großes Geschenk gemacht, das ich immer hoch gehalten habe, das mir während meines Lebens viel Glück gebracht hat, und das ich auch jetzt noch verehre. Erlaube nun und zürne nicht, daß ich es einem Freunde, der darnach

verlangt, abtrete. Ich bringe Dir ein großes Opfer dafür dar." —

"Hiemit ergriff er den schweren Waarenballen mit beiden Händen und warf ihn in die Strömung, in welcher derselbe von Wasser getränkt, bald unterging." —

"Nun komm!" sagte er dann zu mir. "Ich bin beruhigt!" Wir gingen ein wenig landeinwärts bis zu einem Baume, der auf einem etwas hervorragenden Kopfe des Thalabhanges stand. "Halt" sagte Keatanang "hier ist er. Blick hinab! Du stehst ihm zu Häupten."

"Wir beide fingen nun an, zwischen dem Wurzelwerke des Baumes den Waldkehricht, die verfaulten Blätter, und Erde und die eben daraus hervordringenden frischen Kräuter und Blumen, — denn es war gerade damals Frühlingszeit, — wegzuräumen. Wir kamen endlich auf einige große Stücke von Birken-Rinde. Auch diese wurden abgehoben. Und darunter entdeckte ich denn einen schönen Klotz reinen Kupfers, der etwa die Gestalt und Größe eines Hutes hatte. Ich versuchte ihn zu lüften. Er mochte etwas mehr als einen halben Centner wiegen. Ich brachte ihn ans Mondlicht hervor, und bemerkte, daß das Kupfer von einer schönen und dicken Silberader durchsetzt sei." *)

"Während ich so das Kupfer untersuchte, machte sich Keatanang, der sichtbar aufgeregt war, und der, obgleich er kein lautes Zeichen von Furcht von sich gab, doch offenbar zitterte und bebte, eilig dabei, die 5 Pfund Taback, die er, wie ich sagte,, in seinen Gürtel gesteckt hatte, zum Sühnopfer an die Stelle des Kupfers zu legen, und es dann wieder mit Rinden, Blättern, und Wurzeln zu bedecken. Ich wickelte meinen Block in ein wollenes Tuch und schleppte

*) Das reine Kupfer in den Bergwerken am Oberen See enthält häufig Silber-Adern und Silber-Drusen.

ihn zum Kanoe hinab. Eben so leise und viel schneller als wir gekommen waren, ruderten wir den Fluß hinab. — Keatanang sprach kein Wort — und, da wir Alles noch im Lager schlafend fanden, so schlüpften wir eben so unbemerkt in unsere Zelte zurück, wie wir hervorgekommen waren.“

„Am anderen Tage packte ich den Schatz in mein Kanoe und reiste ab. Mein Kupferstück wurde später den leitenden Behörden der Vereinigten Staaten zugesandt und war eins der ersten Objekte, welche die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Metallschätze dieser merkwürdigen Gegenden leiteten, und viel dazu beitrugen, den Glauben an ihr Vorhandensein zu verstärken.“ —

„Der alte Keatanang hat wohl freilich nachher den Handel, den er damals mit mir abschloß, noch oft bereut und hat manches Unglück, das ihn traf, diesem Handel zugeschrieben. Doch blieb ich immer mit ihm auf freundschaftlichem Fuße und unterstützte ihn auch, wo sich Gelegenheit bot. Er wurde späterhin ein Christ und hat dann Ruhe gefunden.“ —

La Pointe, August 1855.

Achter Brief.

Erzählungen von Indianischer Gastfreundschaft und Großmuth.

„Ein Kanadier, der noch Europen's
„Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,
„Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
„Von Kultur noch frei, im Busen fühlte."
Seume.

Wir Christen betrachten das Gesetz von der Nächstenliebe und die dringende Empfehlung der Mildthätigkeit als den wesentlichsten Zug unserer Moral und als etwas, was sie von allen anderen Religionslehren unterscheide.

In gewissem Sinne und Grade mag dies ganz wahr sein. Wir müssen uns aber vorsehen, daß wir uns nicht allzusehr erheben, und der guten Natur der übrigen Menschheit dabei nicht zu nahe treten.

Wohlthätigkeit und Freigebigkeit mit den von Gott verliehenen Gütern, großmüthige Gast- und Menschenfreundlichkeit sind auch bei vielen nicht christlichen Völkern

als vornehmste Tugenden angepriesen. Bei den Indianern sind sie es in so hohem Grade, daß zum Theil gerade darin einer der Haupthindernisse ihrer Civilisirung und Christianisirung liegt. Wie dies letztere zu verstehen sei, will ich bald zeigen, zuvor aber einige Fakta beibringen, die meine allgemeine Behauptung etwas näher zu beleuchten und zu bewahrheiten geeignet sind. —

Im Allgemeinen kann man bemerken, daß nach dem Lügner keiner bei den Indianern mehr verachtet ist, als der engherzige Egoist und der habgierige Geizhals. Die Indianer geben einem Mörder oder sonstigen Sünder noch eher den Ehrenplatz in ihrer Hütte. Aber ein Mensch der als ein „Sasagis" (ein Knauser) bekannt ist, der muß bei der Thür sitzen bleiben. Wenn Einer etwas hat, und so lange er hat, muß er nach ihrem Sitten-Gesetze den Uebrigen, die darben, mittheilen. Und Niemand kann sich bei ihnen in Ansehen und Achtung erhalten, der dies nicht willig und mit vollen Händen thut. Sie sind beinahe Communisten, und haben daher auch keine Reichen unter sich. Ihre Häuptlinge und Krieger-Chefs leben und geriren sich ungefähr so, wie die ersten baarfüßigen Kalifen. Sie geben an die Ihrigen Alles weg, was sie gewinnen. „Nicht diese eitlen Gecken" bemerkte mir Jemand, „die Sie hier mit silbernen Medaillen geschmückt und mit allerlei Europäischen Geschenken großthun sehen, sind die einflußreichen Häuptlinge und die großen Männer unter den Indianern. Die Indianer verspotten sie selbst. Die rechten Leute stecken dahinter und halten sich im Verborgenen. Sie sind unscheinbar, und schlechter als die Uebrigen gekleidet." Sie vertheilen an die Anderen nicht nur was sie auf der Jagd gewinnen, sondern auch Alles, was sie von den Europäern geschenkt bekommen, auch ihre Tributgelder. Es ist nicht selten, daß wenn

ein Häuptling recht viele schöne Waaren bekam, entweder im Handel für seine Jagdprodukte und Pelze, oder zur Anerkennung seiner hohen Stellung, er alle diese Dinge auf einen Haufen wirft, die Seinigen zusammenruft, und an sie alles bis auf das letzte seidene Tüchelchen vertheilt. Ja kommt er dabei ein Mal recht in Eifer, so zieht er auch sein Hemd aus, giebt es weg, und spricht: „So, Ihr seht, jetzt habe ich nichts mehr zu geben, ich bin ärmer und entblößter als irgend einer von Euch und empfehle mich Eurer Barmherzigkeit."

Ein Mann, der solche Capitalien in den Herzen der Seinen anlegte, wird dann aber auch wieder viel reicher, als hätte er alle Waaren in seine Kiste gepackt und unter Schloß und Riegel gebracht. Im Falle der Noth springen ihm alle die Seinigen bei, und folgen seinem Befehle. —

Wie wenig Habsucht in den Indianern steckt, zeigt sich auch zum Theil in dem Charakter ihrer Kriege. Die Kriege der wilden Räuberstämme der Beduinen sind fast lauter Plünderkriege. Die Indianer-Kriege meistens bloß Rachekriege. Wenn ein junger Indianer einen Kriegszug vorbereitet, so träumt er nie, wie die diebischen Gefährten des Odysseus, von den schönen Schätzen, die er erbeuten könnte, vielmehr nur von den Verwandten, die er rächen, von den Stammes- und Blutfeinden, die er bestrafen könnte. Auf dem Schlachtfelde ist es auch ihr erstes und wichtigstes Geschäft, daß sie dem Getödteten den Haarschopf nehmen. Haben sie diesen, so sind sie zufrieden, und lassen dem Leichnam gern seinen übrigen Schmuck, nach welchem ein plünderungslustiger Araber oder Afghane zuerst gegriffen haben würde.

Im Lager des Feindes zerstören sie mehr, als daß sie plündern. Um ihm wehe zu thun, verbrennen sie vielleicht Alles was sie finden. Aber haben sie Skalps, so beschweren

sie sich im Uebrigen nicht viel mit Beute. Nein sie lassen, wohl noch ein jeder etwas von ihren eigenen Sachen da, zum handgreiflichen Zeichen, daß sie da gewesen sind. Auch lassen sie wohl Taback oder sonstige Dinge im Feindeslager zurück, gewissermaßen als ein Sühnopfer für die Geister. —

Ihre Kriege, selbst die glücklichen und siegreichen, sind so weit davon entfernt, eine Quelle des Erwerbs für sie zu sein, daß sie ihnen vielmehr im Gegentheil verhältnißmäßig viel kosten. Ein Häuptling, der Krieg machen will, ruinirt sich und giebt sein Letztes weg, um seine Krieger zum Zuge auszurüsten und zum Kampfe in Stand zu setzen. Und kehren sie aus dem Kriege zurück, so kommen sie mit zerrissenen Kleidern, mit zerfetzten Mokassins, vielleicht nach dem Verluste ihrer ganzen Kanoeflotte. Bringen sie aber nur „Skalps“ mit, so ist das ganze Lager freudetrunken, und die Weiber arbeiten gern und geduldig ein paar Monate, um Alles wieder in Stand zu setzen, auszubessern und neu zu schaffen.

Die „Voyageurs“ und „Traders“ versichern mich, daß sie mitten unter den Indianern ihre Waaren meistens vollkommen sicher halten, obwohl sie zuweilen mit werthvollen Gütern und mit vollem Geldbeutel unter ihnen reisen. Soldaten und Polizei hat es hier nie gegeben, und doch ist es, so lange Europäer hier im Lande waren, nur selten vorgekommen, daß ein Pelzhändler ein Mal der Plünderung wegen gefährdet oder überfallen wurde. Die Plünderungen welche zu Zeiten vorgekommen sind, sind meistens von Europäern selbst oder auf ihr Anstiften ausgeführt, zum Beispiel in jener Zeit, als die beiden großen rivalisirenden Pelz-Compagnien, die Hudsonsbay-Compagnie und die sogenannte Nordwest-Compagnie hier neben einander existirten. Die Agenten dieser beiden Gesellschaften haben sich oft

gegenseitig ihre Posten ausgeplündert, und haben dabei auch die Indianer benutzt und aufgehetzt.

Daß hier unter den Odjibbewäs in der Nähe des Obern Sees ein Stamm ist, der den Namen „the Pillagers“ (die Plünderer) bekommen hat, beweist als eine Ausnahme nur die Regel. Dies trifft hier um so mehr zu da diese sogenannten „Plünderer“ ihren Namen keineswegs etwa wegen einer raublustigen Disposition erhalten haben, sondern nur wegen eines einzigen isolirten Faktums. Sie überfielen ein Mal einen Amerikanischen Pelzhändler, der unter ihnen weilte, und beraubten ihn seiner Waaren. Obwohl noch der entschuldigende Umstand dabei war, daß jener „trader“ ein harter Mann und ein böser Schuldner war, der den Leuten Bezahlung verweigerte, so machte doch die Sache so viel Aufsehn, daß der Stamm seitdem unter Europäern wie Indianern den Namen „die Plünderer“ gewissermaßen als eine Brandmarke bekam.

Mich dünkt, ich kann unsere eigene ganz ungewöhnliche Situation auf dieser kleinen Insel zum Beweise dafür anführen, daß Raubgier und Habsucht wenigstens nicht hervorstechende oder gefährliche Leidenschaften der Indianer sind. — Wir sind hier eine Handvoll Europäer, umgeben von mehr als Tausend mit Tomahawks, Messern und Flinten bewaffneten Indianern, und doch fällt es niemandem ein, etwas von ihnen zu befürchten. Von uns Europäern hat fast Niemand eine Waffe. Bloß die Indianer sind bewaffnet. Von einer Vorsichtsmaßregel wie in den Städten des Oestreichischen Illyriens, wo man die Montenegriner und andere Bergstämme schon beim Thore ihre Waffen deponiren läßt, bevor man ihnen den Eingang in die Stadt gestattet, ist hier keine Spur. Auch existirt nicht ein Soldat oder bewaffneter Polizeidiener auf der ganzen Insel. Und doch stecken zwei Meilen umher alle Gebüsche

mit Indianern voll. Und doch sind auch alle hölzerne Schuppen der Europäer mit den schönsten und begehrtesten Waaren gefüllt. Eine ganze Schiffsladung von Gegenständen aller Art ist angekommen. Das Holzhaus, in dem sie eingepackt sind, kann man mit einer Axt einbrechen. Ja auch die Summe baaren Geldes in neuen schönen Silbermünzen, die sich auf der Insel befindet, beläuft sich auf manches Tausend Dollars. Und doch schlafen wir bei offenen Fenstern und Thüren, und keinem fällt es ein, unsere Haus- oder Stubenthür sorgfältig abzuschließen. —

Freilich wird man darauf erwiedern, daß einen einzelnen Dieb die Indianer ihres eigenen Interesses wegen selber bald entdecken und ausliefern würden, und daß sie wohl wissen, wie eine Beraubung en masse sich später an der ganzen Nation rächen würde. Allein hierauf entgegne ich: erstlich, daß diese Gründe auch in Illyrien und Spanien Geltung haben und daß man doch weder in Illyrien noch in Spanien noch auch anderswo ohne eine Compagnie Gensdarmen weder sich selber noch auch öffentliche Gelder so exponiren würde. Und zweitens wird ja allgemein und mit Recht behauptet, daß die Indianer unbedachtsam wie die Kinder, unbekümmert um die Zukunft und um spätere Folgen seien. Wäre also Habgier und Raublust eine starke Leidenschaft in ihnen, so würde dieselbe bald mit ihrer kindisch schwachen Vorsicht durchgehen. Wir würden alle ausgeplündert und vielleicht skalpirt werden, und es andern überlassen müssen uns zu rächen.

Wie streng die Ansichten und Sitten der Indianer über den Grundsatz sind, daß man vor allen Dingen Anderen mittheilen müsse, und darnach erst an sich selbst denken könne, offenbarte sich in vielen eigenthümlichen Fällen. Es ereignet sich oft, daß ein armer Jäger trotz alles Zauberliedersingens für lange Zeit nicht im Stande ist, irgend

etwas Erkleckliches zu schießen. Er fastet, seine Frau fastet, seine Kinder schreien vor Hunger. — Endlich schießt er ein Mal ein Reh. Was wäre natürlicher, als daß sie alle, wie die hungrigen Wölfe, darüber herfielen und sich sättigten, daß sie auch ein paar gute Stücke davon zurücklegten, damit sie für morgen oder übermorgen etwas hätten. Der Indianer ist weit davon entfernt, diese Vorsichtsmaßregeln seine erste Sorge sein zu lassen. Die aus einer mildthätigen Tendenz hervorgegangene Sitte, das strenge point d'honneur verlangt es, daß er vor allen Dingen mit seiner Frau darüber zu Rathe gehe, wie das Reh unter die Nachbarn und Freunde zu vertheilen sei. Seinen Kindern und sich selbst gewährt er freilich etwas für den Heißhunger. Aber er beknappt ihre Portionen, um den Nachbarn und Verwandten desto größere Stücke senden zu können. Und für „morgen oder übermorgen" bleibt dann von dem Reh nichts übrig. Der morgende Tag muß wieder für das Seine sorgen. Allerdings nimmt der Jäger dann diese Gelegenheit wahr, sich auch der Mildthätigkeit seiner Freunde und Gönner zu empfehlen. „Ich gebe Euch," spricht er zu ihnen „das Letzte und Einzige was ich habe. Seid Ihr Eurerseits so gut, und verwendet Euch für mich beim großen Geiste, damit er mir gewähre, mehr Wild zu tödten. Steht mir bei mit Euren Träumen, und helft mir mit Eurem Fasten." *) Es giebt dann bei einer solchen Gelegenheit auch von der anderen Seite wieder Reden und Gegenreden, und es tritt wohl einer der Beschenkten hervor und spricht seinen Dank aus, indem er erwiedert, „er wolle sich bemühen sich zum Frommen seines Freundes der

*) Daß die Idee der Vermittelung beim großen Geiste, des Gebetes für andere, den Indianern sehr geläufig ist, werde ich noch wohl oft zu zeigen Gelegenheit haben.

gewichtigsten Träume zu erinnern, die er je in seinem Leben gehabt habe, und ihm mit den Gedanken an diese Träume beistehen. Er wolle auch von Neuem für ihn fasten, und den Meister des Lebens bitten, daß er Erbarmen mit ihm habe, und ferner Jagdglück gebe.“ *)

Ein gebildeter Amerikaner theilte mir ein Erlebniß mit, das auf recht rührende Weise zeigt, wie sehr die Indianer, selbst mitten in ihrer Armuth großmüthiger Mildthätigkeit fähig sind. — Einst vor mehr als 20 Jahren, so erzählte er mir, sei er mitten im wilden nördlichen Wisconsin auf Reisen gewesen. Ihm und seinen beiden Begleitern waren die Provisionen ausgegangen. Es war Winter und ein tiefer Schnee bedeckte Wald und Flur, so daß es ihnen schwer fiel fortzukommen, und auch fast unmöglich frisches Wild zu erlegen. Sie marschirten zwei, drei Tage ohne alle Nahrung, und geriethen in große Noth. Endlich entdeckten sie zu ihrer Freude eine Indianerhütte, kehrten ein, klagten den Bewohnern ihren Zustand und baten um Lebensmittel. Aber leider hatten die armen Indianer selbst nichts zu bieten, vielmehr setzten sie den Klagen der Gäste noch schlimmere Klagen entgegen. „Wir“ sagten sie, „fasten schon beinahe seit so vielen Wochen, wie Ihr seit Tagen. Der hohe Schnee hat uns nicht erlaubt irgend etwas zu erlegen. Freilich sind heute wieder unsere beiden Söhne hinausgegangen, aber sie werden wohl, wie alle diese Tage, mit leeren Händen heimkommen. Es

*) Ich habe zwar selbst eine solche Rede noch nicht gehört, aber meine Darstellung ist doch — second hand — nach der Natur. Ein Französischer Voyageur erzählte mir, er habe ein Mal einem solchem Falle beigewohnt und der dankende Redner habe versprochen: qu'il vouloit se servir en faveur de son ami de ses rêves les plus pesants, quil voulait jeuner pour lui et quil voulait dire au maitre de la vie : „Faites lui la charité !“

wohnen aber noch andere Indianer 20 Meilen von hier nordwärts. Es ist möglich, daß sie besser versehen sind, als wir.“ —

Der Amerikaner und seine Begleiter, die der Hunger auf's ärgste plagte, setzten sogleich wieder auf Schneeschuhen aus, um ihr Glück bei den bezeichneten Nachbarn zu versuchen. Kaum aber hatten sie 4 oder 5 Meilen zurück gelegt, so vernahmen sie ein Geschrei hinter sich, das gewöhnliche gellende und weit hinschallende Indianer-Geheul und sahen einen der Wilden auf den Flügeln der Schneeschuhe hinter sich. „He! Hallo! Ihr Männer, haltet! Kommt zurück!“ „Was ist's denn?“ — „Ja, unsere Burschen sind heimgekehrt. Sie haben ein Reh geschossen und es zu Hause gebracht. Wir haben nun Atzung. Und ich bin nachgekommen, Euch dies zu sagen.“ — Die Europäischen Reisenden kehrten dann zurück, und wurden trefflich abgefüttert, obgleich das Reh klein und die Familie groß war. —

Ich habe zwar selbst nie solche darbende und bis auf's Letzte herabgekommene Indianer gesehen. Doch alle hiesigen Voyageurs haben es oft genug erlebt; denn Hunger-Stillung, das ist fast Jahr aus Jahr ein die stehende Tagesfrage dieses Landes. Sie sind fast immer im Zustande von Hungersnoth. Und alle Voyageurs, die ich sprach, waren darüber einig, daß die Indianer, selbst wenn sie auf's Letzte herabgekommen sind, nicht nur nicht die Lust zum Mittheilen verlieren, sondern auch überhaupt den Muth, die Hoffnung und so zu sagen das Gottvertrauen so leicht nicht aufgeben. „Wir Voyageurs“ sagte mir einer von ihnen, „wenn es knapp zugeht, wir werden ganz „de mauvaise humeur“, wir brummen, wettern und fluchen schon, wenn der Indianer noch immer lacht und scherzt. Sogar die Indianische Frau jammert und klagt nicht,

wenn ihr Mann auch heute Abend wieder wie gestern mit leeren Händen zu Hause kommt. Ja sie fragt ihn nicht ein Mal: hast du denn endlich heute etwas geschossen? — Wenn er eintritt, so thut sie als ob sie es kaum bemerke. Er sagt auch nichts. Sie sieht es aber gleich an der Weise, wie er auftritt, wie er seine Flinte wegstellt, an der Farbe seiner Hände, an den Blutstropfen auf seinem Hemde, ob draußen ein Reh liegt oder nicht. Wenn er auch nichts bringt, wenn auch beinahe nichts mehr in der Hütte vorräthig ist, so setzt sie ihm doch sein Abendbrod vor. Denn für den Mann, für den Jäger des Hauses, und die Stütze der Famlie, hat sie doch noch immer etwas anfgespart, und hat „für ihn" mit ihren Kindern gedarbt. Er muß vor allen Dingen gesund und bei Kräften bleiben, damit er morgen wieder von Neuem schaffen könne."

Sie hatten hier am See sonst die Sitte, und die wilderen frömmeren Indianer des fernen Westens haben diese Sitte auch jetzt noch, daß alle Morgen Einer, ein Hauptjäger, ein alter Häuptling oder ein Redner des Stammes hervortritt, und eine Art Morgengebet oder Rede hält. Dieses Gebet oder diese Rede unterlassen sie nicht, wenn es auch noch so knapp bei ihnen zugehe: „Hojo! hoho!" schreit der Mann ins Dorf hinaus. „Ihr Freunde Brüder, Vettern und Oheime! Ich habe nicht nöthig Euch zu verkünden, daß wir Hunger, Noth und Elend in unserm Dorfe haben. Unsere Weiber hungern, unsere Kinder fasten, Ihr selber habt nichts zu beißen. Wir haben nichts, gar nichts! Frisch auf! Kameraden, Muth! — Es ist die Zeit des Rehes. Ich habe im Traume des Rehes Fußtapfen in jener Richtung dort gesehen. Machen wir uns dorthin auf den Weg. Vielleicht wird der große Geist sich unserer erbarmen!"

Ich schreibe dies buchstäblich einem Vovageur nach, der oft solche Reden mit anhörte. Auch gebildete Amerikaner haben mich versichert, daß die Tischgebete, welche die heidnischen Indianer zuweilen halten, wenn sie gefeierten Gästen die guten Gaben Gottes vorsetzen, oft sehr erbaulich und ganz anpassend und würdig seien.

„Ein Mal“ so erzählte mir Einer, „reiste ich im Innern des Landes und campirte eines Abend neben einem See mitten in der Wildniß und wie wir glaubten fern von allen Menschenwohnungen. Da es mehre Tage geregnet hatte, und auch jetzt noch vom Himmel strömte, so waren wir nicht im Stande, ein Feuer anzumachen, und saßen melancholisch und auch ziemlich hungrig in unsere wollenen Mäntel gehüllt, unter den Bäumen zusammen, indem wir unter einander sehr wenig geflügelte Worte wechselten. Plötzlich vernahmen wir nahende Schritte und zugleich hörte ich meinen Namen genannt“.

„Ein Indianer, Namens Kisaiasch („der schnelle Renner“) ein alter Häuptling, trat mit noch einigen anderen seiner Genossen hervor und begrüßte mich als einen alten Bekannten. Ich war früher ein Mal vor 6 Jahren im Walde, wo er jagte, mit ihm zusammen getroffen und hatte ihm einen alten Compaß und eine Laterne als Gastgeschenk hinterlassen. Er wohnte was mir nicht bekannt war, auf einer Insel des Sees an dessen Ufern wir jetzt eben campirten. Da er von seiner Insel aus, in der Dämmerung eine Bewegung im Walde bemerkt hatte, so war er mit den Seinen herübergekommen zu sehen, was es sei. Sie waren an einer entfernten Stelle mit dem Kanoe gelandet und als sie unser Lager dann umschlichen, hatte er mich seinen alten Bekannten in der Finsterniß an der Stimme erkannt, obwohl, wie gesagt, zwischen jetzt und unserer damaligen vorübergehenden Verbindung

sechs lange Jahre lagen. Er lud uns sogleich zu sich ein und wir wurden noch die Nacht unter seinem Dache in's Trockne und Warme gebracht. Den andern Morgen, als wir aufwachten, hatten seine Frauen ein vortreffliches Frühstück bereitet. Sie hatten dazu eine eigene geräumige Hütte in Stand gesetzt, und sie mit frischen Matten recht nett und reinlich austapezirt. Eine gute Bohnensuppe, mit frischem Rehfleische, dampfte in der Mitte, dazu Beeren und Süßigkeiten. Auch waren meine Geschenke, der Compaß und die Laterne, sehr wohl conservirt in der Hütte aufgehängt. Hier hieß uns mein Wirth in einer kurzen und sehr passenden Rede willkommen, erzählte den Anwesenden, wie er schon ein Mal mit mir zusammen getroffen sei, und wie er jene Geschenke als Zeichen meiner freundlichen Gesinnung empfangen habe. Dann sprach er seine Freude darüber aus, daß jetzt ein glücklicher Zufall ihm Gelegenheit zur Vergeltung böte, — ging zuletzt in ein förmliches Gebet über, in welchem er dem Geber aller guten Gaben dankte, daß er ihn in die Lage gesetzt habe, Hungrige zu erquicken, und sprach schließlich seinen Segensspruch über die Mahlzeit, so gut, wie ihn ein Prediger nur hätte sprechen können". —

„Wir ließen es uns trefflich schmecken, und einem der mich begleitenden Indianer, der trotz des besten Willens seine große Portion Bohnensuppe nicht ganz verspeisen konnte, der aber auch daran dachte, daß er den Seinen etwas in's Nest bringen möchte, wurde auf seine Bitte ohne Weiteres erlaubt, den Inhalt der Schüssel mitzunehmen, wenn er ihn ohne die Schüssel transportiren könne. „Was das Transportiren anbeträfe", sagte der Beschenkte, „so wäre das seine geringste Sorge", lief, sein Messer hervorziehend, in den Wald nnd kam nach einiger Zeit mit einem Stücke frischer Birkenrinde wieder, das er sehr bald und geschickt zu einem wasserdichten Sacke, oder einer Flasche

gestaltet hatte. Er schüttete die Bohnensuppe hinein, band sich das improvisirte Gefäß an den Gürtel und ließ es da baumeln, bis er es auf unsrer Weiterreise bei den Seinen, bei denen wir vorüberkamen, vorreichen konnte.“

„Die Amerikanischen Weißen waren dazumal noch eine sehr neue Erscheinung hier im Lande, und da ich Operationen vorzunehmen hatte, gegen welche die Indianer wohl zuweilen einige Vorurtheile besitzen, nämlich geodätische, eine präliminäre Landes-Vermessung, so war mir der Schutz und die Fürsprache meines Wirthes, des einflußreichen Häuptlings Kisaiasch nicht unwichtig. Ich bat ihn daher um ein Schreiben, oder einen Paß, an die Leute seines Stammes, denen ich begegnen möchte. Ich schrieb mir diesen Paß in Indianischer Sprache zwar selbst, und setzte darin meine freundlichen Absichten aus einander. Aber Kisaiasch setzte seine Marke darunter, ein schiefes Kreuz nebst einem fliegenden Vogel zur Rechten. Der Paß, nebenher mag ich es bemerken, leistete mir später noch sehr gute Dienste. Denn als ich nach einiger Zeit auf eine Partie von 17 Indianern stieß, die meine mathematischen Instrumente mit großem Mißtrauen betrachteten, und anfangs sich nichts weniger als freundschaftlich benahmen, da las ich ihnen den Paß vor, sie blickten mit hinein, und glaubten zu hören, daß ihr alter Häuptling selber zu ihnen rede. Auch sahen sie seine Marke und sein Totem-Zeichen *) darunter, ließen es von Hand zu Hand gehen, sagten, es wäre gut und waren mir nachher ganz zu Willen. Zu jener Zeit hatte freilich auch das Ansehn eines Häuptlings noch etwas mehr zu bedeuten als jetzt.“

Ein ähnliches Bild Indianischer Gastfreundschaft führte mir ein Mal ein Canadischer Voyageur vor: „Ich und

*) Familien-Wappen.

zwei andere Canadier," so sprach er, „waren einmal im Westen des Mississippi mit einer kleinen Heerde Vieh unterweges. Eines Abends lagerten wir an einem Flusse, an dessen jenseitigem Ufer eine Indianer-Hütte stand. Kaum hatten wir unser Feuer angemacht, so kamen die männlichen Bewohner derselber, ein Indianer und sein Sohn in ihren Kanoes herüber, angelockt von dem Glockengeläute unsrer Thiere. Da sie bemerkten, daß es bei unserm Feuer etwas knapp herging, so offenbarten sie uns, daß sie drüben in ihrem Wigwam Hülle und Fülle hätten, und fingen sehr offenherzig an, uns alle die Rehe und Enten und Prärienhühner herzuzählen, die sie in der letzten Zeit geschossen, luden uns auch zu sich ein. Wir fuhren hinüber und ihre Frauen, welche die Abendmahlzeit bereiteten, straften ihre Männer nicht lügen, denn sie tischten uns von allen den genannten Braten reichlich auf, eines nach dem andern und ließen auch noch Fische verschiedener Gattung erscheinen. Wir aßen, schwatzten und schliefen vortrefflich, und am andern Morgen banden wir unsre seidenen Tücher ab, und schmückten die Weiber damit. Damit sie aber ja nicht auf den Gedanken kommen möchten, daß wir es zur Vergeltung für genossene Gastfreundschaft thäten, machten wir die Sache scherzhaft. „Wir möchten die Tücher selber gar nicht leiden" sagten wir, „sie wären uns zu heiß. Wir könnten ihre Farbe nicht ausstehen. Sie wären von Haus aus für Frauen gemacht. Sie wären uns Männern keinen Heller werth. Und wenn die Frauen sie nicht hinnähmen, so würden wir sie ins Wasser werfen." — Ein so werthloses Geschenk durften sie sich denn nicht schämen, anzunehmen". —

Doch ich würde nicht enden, wenn ich alle Geschichten, die man mir von der Indianischen Gastfreundlichkeit erzählt hat, wieder vortragen wollte. Genug, die Leute scheinen mir alle darüber einig, daß ein Unglücklicher an der

Hütte des Indianers selten vergebens anpocht, und daß dieser meistens bereit ist, sein letztes Mahl mit dem Hungrigen zu theilen. In ihren öffentlichen Reden beklagen die Indianer sich oft darüber, daß der weiße Mann ihnen die Gastfreundschaft, welche ihm von seinem ersten Auftreten in Amerika an zu Theil wurde, schlecht vergolten, und hintendrein die armen Indianer vielfach mißhandelt habe. Wie die gesammte weiße Race undankbar gegen die gewesen ist, welche ihr hier die ersten Subsistenz-Mittel boten, so zeigt sich auch jetzt noch in einzelnen Fällen eine große Härte und Eigennützigkeit der Weißen gegen die Indianer. Nicht selten beschämen diese den Christen, indem sie Eigenschaften, die man vorzugsweise christliche zu nennen pflegt, in viel höherem Grade zeigen als er selber. Vor einiger Zeit ereignete sich hier am See Folgendes:

Ein erschöpfter und halb verhungerter Indianer kam an das Haus eines wohlversehenen Christen und bat um eine Erquickung. Der Christ verweigerte diese kurzweg und sagte barsch, er habe nichts zu geben. Der Indianer bat dann um die Verleihung eines Gefäßes, mit dem er sich etwas Wasser schöpfen könne, er habe noch einige Reste vertrockneten Brodes, die er sich im Wasser zu einer Art Suppe auflösen wolle. Der Christ, der den Indianer kaum anblickte, verweigerte auch dies, indem er sagte: die Indianer könnten das Wasser draußen eben so gut wie die Thiere ohne alle Vermittelung von Schöpfinstrumenten aus den Flüssen trinken. — Kurz der arme Indianer wurde von dem harten Manne völlig unerquickt entlassen. —

Einige Monate später kam derselbe Christ ein Mal in eine sehr üble Lage. Er verlor seinen Weg auf der Jagd, und irrte mehr als zwei Tage lang ohne Nahrung und Obdach in der Wildniß umher. Endlich eines Abends fand er zu seiner größten Freude ein menschliches Wesen,

einen Indianer: „O Freund“ sagte er ihm, „kannst Du nicht einen armen Verirrten und halb Verschmachteten helfen, ihn mit ein wenig Nahrung erquicken, und ihm den Weg zu den Seinen zurückweisen?“ — Der Indianer zeigte sich willig und sagte ihm in der wortkargen und unaffektirten Weise, mit der sie gewöhnlich ihre Dienste anbieten, er habe etwas zu Hause, sein Haus sei nicht fern, und er möge mit ihm kommen. Der Christ machte es sich in der dunklen Hütte des Indianers recht bequem, aß und trank sich satt und rastete die Nacht. In der Frühe ließ er sich auch von ihm den rechten Weg weisen. Der Indianer lief immer recht geduldig vor ihm her, und erzählte ihm dies und jenes. Endlich kamen sie an eine Stelle, wo der Wilde sagte: „So Freund, jetzt kannst du nicht mehr irren, wenn Du Dich immer längs dieses Flusses abwärts hältst. Du wirst meiner nicht mehr bedürfen, Lebe wohl!“ —

Der Christ wollte in die Tasche greifen, um seinem Wirthe und Führer eine Belohnung anzubieten. „Nein“ sagte der Indianer „behalte Dein Geld. Aber willst Du ein Mal etwas für mich thun, so sei so gut und versage mir nicht wieder Dein Trinkgefäß, wenn ich durstig bei Dir vorkomme.“ — Der Christ war wie vom Blitz gerührt. Er sah sich den Mann näher an, er erinnerte sich seiner Züge, er griff zu seinem Gewehre, denn er fürchtete einen Ausbruch der Rache bei dem „Wilden“. Doch dieser hatte sich schon ruhig gewendet, und befand sich bereits auf dem Heimwege, als jener sich endlich besann und sich zu seiner Beschämung mit der Flinte in der Hand und mit gespanntem Hahne dastehen fand, und kaum wußte, in welcher Richtung er sich bewegen sollte. Großmüthige Reue hätte ihn wohl dem Indianer nachführen sollen, allein Furcht, Scham und böses Gewissen trieben ihn schnell längs des Flusses hinab zu seinem Hause.

„Eh!“ sagte mir ein Canadischer Voyageur, mit dem ich dies Capitel der Indianischen Großmuth behandelte, „Eh! bien! Monsieur! — Donnez moi les sauvages des terres. *) Ce sont des gens d'un coeur grand, tout à fait comme il faut. Unter ihnen ist man stets gut berathen. Wenn das Reisewetter schlecht ist, oder wenn Du Dir die Füße wund gelaufen hast, so bleibst Du in seiner Hütte 8 oder 10 Tage lang, nimmst Dir jeden Tag das beste Stück, und nach der Bezahlung darfst Du gar nicht fragen. Und wenn Du ein Mal so einem „Sauvage des Terres“ eine Gefälligkeit erwiesen hast, so belohnt er Dich nachher, wenn er es hat, wie ein Grand seigneur. Ein Mal lud ich einen dieser Leute zu mir zum Abendessen ein. Er trank ein paar Tassen Thee bei mir, auch gab ich ihm, da er gerade nichts hatte, noch 25 Cents, damit er sich den andern Tag ein gutes Mahl bestellen könne. Der Mann ging weg, und da ich ihn das ganze Jahr nicht wieder sah, so dachte ich, er hätte mich wohl vergessen. Im Herbste, zur Zeit des „Payments“ (der Tributzahlung) kam er aber wieder aus dem Innern hervor, um seinen Tribut an Gelde und Lebensmitteln zu empfangen. Bei dieser Gelegenheit besuchte er auch mich wieder. Dies Mal setzte ich ihm aber nichts Besonderes vor, nicht aus üblem Willen, sondern weil es bei mir leider gerade sehr knapp zuging. Ohne daß ich ihm was sagte, merkte er meine Umstände bald, kam am andern Morgen wieder, und ohne auf meine entdeckte Dürftigkeit anzuspielen, erzählte er mir, er habe beim „Payment“ zu seinem Antheil für sich und seine Familie 5 Faß Mehl er-

*) „Les sauvages des terres“ oder „des grandes terres“ (die Wilden der großen Lande) nennen sie hier die Indianer aus dem Innern, die von den Ansiedlungen der Weißen entfernt wohnen.

halten. Es scheine recht gutes Mehl zu sein, und ich möchte doch ein Mal kommen, es mir anzusehen, und ein Gefäß mitbringen, um ein Pröbchen davon zu Hause zu tragen."

„Ich kam am andern Tage mit einer Schüssel und mein Indianer sagte: „da ist das Mehl, nimm!" — „Aber mein Onkel" sagte ich, „Dein Mehlfaß ist noch nicht aufgeschlagen, und ich habe keinen Hammer bei mir." — „Nun" erwiederte er, „ist das Faß nicht aufgeschlagen, und hast Du Deinen Hammer vergessen, so habe ich auch keinen Hammer für Dich. Dann mußt Du wohl das ganze Faß nehmen. Und wenn Du nun einmal so viel Mehl hast, so mußt Du doch auch zur Abwechselung eine Gabel voll Speck dazu haben. Da, nimm Du das auch noch mit!" Hiermit ergriff er ohne viel Wählen zwei große Speckseiten aus seinem Vorrathe und warf sie mir auf mein Faß. — Ich wollte dagegen protestiren und ihm begreiflich machen, daß er sich und seine Familie zu sehr beraube, und dann auch fing ich an, ihm meinen besten Dank sagen. „Laß das alles nur" sagte er, „Du bist ein guter Bursche. Du hast an mich gedacht, als ich durstig war. Es ist recht, daß ich nun an Dich denke, da Dich hungert," — und hiermit schob er Mehlfaß und Speck und mich selbst zur Hütte hinaus".

Auch die Canadischen Pelzhändler (Traders) haben mir manche hübsche Geschichten von den Indianern erzählt, aus denen hervorgeht, daß sie sich oft des Gefühls der Dankbarkeit und des Vertrauens fähig zeigen, und wie wenig engherzige und ängstliche Berechnung in ihrem Charakter liegt. Diese Traders creditiren, wie ich schon sagte, den Indianern oft ganz bedeutende Beträge und haben nachher meistens wenig Schwierigkeit, ihre Rechnung mit ihnen abzuschließen. Obgleich die Indianer ihre ganze Rechnung und Bilance nur im Kopfe haben, so erinnern sie sich doch gewöhnlich

aller der ihnen gemachten Vorschüsse, der für sie aufgewandten Kosten und ihrer eigenen vorjährigen Gegenleistungen so genau, daß, wenn es an ein Vergleichen ihrer Kopfrechnung mit den geschriebenen Rechnungen der Traders geht, meistens beide übereinstimmend gefunden werden. Zuweilen acceptiren die Indianer, wenn sie keinen Grund zu Mißtrauen gegen ihren „Händler" haben, die geschriebene Rechnung des Letzteren ohne weitere Untersuchung, und sagen, es möchte schon so recht sein. — Ein Pelzhändler erzählte mir folgende kleine Geschichte über die Art und Weise, wie ein Mal ein Indianer mit ihm seine Rechnung abschloß.

Er, der Pelzhändler, hatte seinem Schuldner — es war ein Häuptling vom Chippeway-Flusse — nicht unbedeutende Vorschüsse geleistet, für wollene Mäntel, für Flinten, für Pulver, für Mehl und andere Haus-Provisionen, und es wurde abgemacht, daß die Schulden das nächste Jahr in Pelzen bezahlt werden sollten. Allein die Zeiten wurden sehr schlecht. Es trat ein harter Winter ein, mit einer so unermeßlichen Fülle von Schnee, daß man kein Wild erlegen konnte, nnd daß die armen Indianer das Wenige, was sie tödteten, zu ihrer eignen Nahrung und Kleidung verbrauchten. Auch die Sioux bedrängten zugleich im Frühlinge die Gegenden am Chippeway-Flusse mit wiederholten Einfällen, und die Hälfte der Jagdzeit ging im Kriege und im Scharmützeln mit ihnen verloren. Statt mit Pelzen kamen die Indianer, und so auch jener Häuptling, mit Klagen und mit Bitten zu neuen Vorschüssen zu ihren „Traders" herab. Diese hatten Erbarmen und fütterten auch das nächste Jahr ihre Indianer durch. Mein Pelzhändler versorgte seinen Häuptling sogar mit einem Dutzend neuer Biberfallen und entließ ihn abermals wohl ausgerüstet in den Wald, obwohl er allerdings einige Besorgniß wegen

seiner Ausstände zu empfinden anfing. Denn diese beliefen sich nun schon für den einen Häuptling und seine Familie auf 500 Dollars und mehr. Das nächste Jahr war indeß ergiebiger, und es traf sich zugleich, daß die Indianer einen Ländereien-Verkauf mit den Vereinigten Staaten abgeschlossen hatten und einer Tribut- und Kaufpreis-Vertheilung, — einem reichlichen „payment“ entgegen sehen konnten. Bei solchen „payments“, wo sie erwarten dürfen, ihre Schuldner bei Cassa zu finden, legen dann die „traders“ gewöhnlich ihre detaillirten Rechnungen den mit der Auszahlung beauftragten Beamten vor, und heißt nach gemeinschaftlicher Kritik und Besprechung der einzelnen Rechnungssätze der Indianer das Ganze gut, so wird ihm der Belang an seinem Tribute abgezogen und dem Händler eingehändigt.

Das „payment“ war schon lange im Gange, und alle Indianer und Pelzhändler bereits seit Wochen versammelt aber der mit Schulden belastete Häuptling vom Chippeway-Flusse hatte sich noch gar nicht bei seinem Gläubiger blicken lassen, da sie doch sonst gewöhnlich gleich sich zu melden pflegen um die Rechnungs-Angelegenheiten mit ihnen zu besprechen. Beide, Gläubiger und Schuldner, begegneten sich wohl zuweilen, grüßten sich von weitem, aber der Indianer schien ganz unbekümmert um meinen Pelzhändler zu sein, und nahm fast keine Notiz von ihm, so daß dieser anfing mit allerlei Verdacht sich zu quälen und zu vermuthen, daß sein Mann wohl verrätherische Gedanken im Kopfe haben möge. Schon nahte die Stunde, wo dem Häuptling sein Tribut-Antheil ausbezahlt werden sollte, schon lagen die blanken Dollars fertig für ihn auf dem Zahltische, und doch war die lange detaillirte Rechnung, die einige Folio-Seiten bedeckte, noch in keinem Punkte durchgesehen und noch nicht von dem Indianer gut geheißen. Endlich als bereits der Name des Häuptlings aufgerufen wurde, damit er sein Geld in Em-

pfang nehme und als eben mein Trader sich anschicken wollte, förmlichen Protest einzulegen, da kam der Indianer zu ihm, und bat sich seine Rechnung aus. Der Kaufmann gab ihm die drei großen Folioblätter, wo nebst Jahreszahl und Datum, alle die kleinen Vorschüsse, und alle die hundert Kleinigkeiten mit Heller und Pfennig aufgezeichnet waren, die der Indianer im Laufe der letzten zwei Jahre von ihm empfangen hatte. Der Gläubiger wollte noch schnell mit ihm das Ganze ein wenig durchgehen. „Laß gut sein" sagte der Indianer, „Du hast doch die Zinsen meiner alten Schuld mit einberechnet? Ich bin Dir dankbar, daß Du mir so lange mit deinem Credite beigestanden hast, Vertraun ist Vertrauens werth. Und es wäre unschicklich, wenn ich dies Mal mit Dir rechnen und knausern wollte. Auch will ich nicht, daß die Herren dort von deiner Rechnung Notiz nehmen. Zeige mir nur, wo steht die Hauptsumme?" — Als der Händler ihm die Schlußzahl von 500 Dollars gezeigt hatte, riß der Indianer sie ab, händigte die andern großen Blätter seinem Gläubiger zurück, dem er anempfahl, sie schnell zum Pfeifenanzünden zu verbrauchen, ging mit dem kleinen abgerissenen Flicken auf dem die runde Summe von 500 Dollars geschrieben stand, zum Zahltische und sagte dem Schatzmeister, er sei diesem Manne so viel schuldig, als auf dem Papiere stände, und man möchte ihm das an seinem Tribute abstreichen. Von diesem Tribute blieb denn freilich für den Häuptling selber nicht viel mehr übrig.

Sich bei solchen Gelegenheiten, wie die soeben bezeichneten „generös" und „weitherzig" zu zeigen, und in Zeiten des Ueberflusses recht freigebig zu sein, liegt nicht nur tief in dem Charakter des Indianers, sondern aus seinem Charakter hervorwachsend, ist diese Weise so sehr in seine Sitten und Gewohnheiten übergegangen, daß am Ende ein

Gesetz und ein Zwang dazu daraus entstanden ist. Es ist daraus eine Art Socialismus oder Communismus geworden, und diese Tendenz wirkt denn sehr unheilbringend und hinderlich auf den Fortschritt ihrer Civilisirung ein. Da der geschickte, glückliche und fleißige Jäger nicht nur gern bei ihnen giebt, sondern auch geben muß, so ist dies denn ein wahrer Dämpfer auf ihre Entwickelung. Industrie und Auszeichnung wird auf diese Weise nie belohnt, und der Fleißige muß für den Faulen arbeiten. Dem unermüdlichen Jäger folgen immer ein Paar elende Schlucker, die von ihm leben. Giebt er nicht, und giebt er nicht reichlich, so bleibt es nicht dabei, daß er als ein Knauser der Verachtung preis gegeben wird. Man fängt gar an, ihn auf allerlei Weise zu necken und ihm zu schaden. Sie zerreißen seine Netze, sie werfen ihm seine Rindenhütte ein, sie tödten ihm sein Pferd. Auf diese Weise kann denn natürlich nie jemand dazu gelangen, die Früchte seiner Anstrengungen zu erndten. Aus diesem Grunde konnten sich nie wohlhabende und reiche Familien unter ihnen organisiren, und sie blieben alle gleich arm und hülflos.

Wenn man bedenkt, daß diese großmüthigen Geistes-Dispositionen und communistischen Tendenzen schon seit vielen Jahrhunderten unter den Indianern bestanden und gewirkt haben, so wäre diese Eigenthümlichkeit allein schon hinreichend, es zu erklären, wie selbst bei diesen, sonst so talentvollen aber verschwenderischen Leuten kein Fortschritt, keine Bildung in den Gang kommen konnte, und warum sie immer auf derselben Anfangsstufe stehen blieben. Hätte man ihrem Charakter von Anfang herein, statt dieser heldenartigen Großmuth etwas mehr bedachtsamen Egoismus, und dann freilich auch statt ihres unerobertlichen Freiheitssinnes etwas mehr Fähigkeit zur Unterordnung einimpfen können, so wären sie vielleicht längst weiter.

La Pointe, August 1855.

Neunter Brief.

Spiele und Geselligkeit.

Motto: „Der lebensfroh vom Felde kam,
„Ich wäre der Gesellschaft gram?
„Bin ich am meisten nicht zu sehn,
„Wo dicht gesellte Buchen stehn?“

Die Bemerkung, welche Tacitus von unsern alten Germanischen Vorvätern macht, von denen er sagt, daß sie die Hälfte ihrer Lebenszeit auf der Jagd und im Kriege verbrachten und die andere Hälfte auf der Bärenhaut und beim Spiele, paßt im vollsten Maaße auch auf diese wilden Indianer. Es ist wirklich unglaublich, wie vielerlei Arten von Spielen, sowohl reinen Glücksspielen, als auch andern Spielen, bei denen Verstand und Leibeskraft geübt und die Zeit auf eine muntere Weise vertrieben wird, sie erfunden haben. Ich habe dieser Sache hier von Anfang an meine Aufmerksamkeit gewidmet, und doch entdecke ich noch täglich andere Arten und Weisen, wie die Indianer an die Laune

des Zufalls eine Frage stellen, oder wie sie sich bemühen, den langsamen Schritt der Stunden amüsant zu beflügeln.

Die jungen Männer haben ihre Spiele, die jungen Weiber die ihrigen, — die Kinder wieder ihre eignen. Für den Sommer und Frühling haben sie besondere Spiele und auf dem Eise im Winter haben sie wieder andere. Und das Auffallendste ist mir dabei, daß ich fast alle diese Indianischen Spiele, so weit ich sie verstehe, sehr ingeniös, sehr unterhaltend und jedenfalls weit weniger einförmig finde, als zum Beispiel das stupide Europäische Spiel: „Monte", das die gesammte Spanisch-Amerikanische Welt bis zur Patagonischen Straße hinab so leidenschaftlich liebt.

Zur Bewahrheitung dieser Behauptung mag ich hier gleich des Spiels erwähnen, das die Indianer „Pagessan" nennen und das ich sie hier häufig betreiben sah. Die Canadier nennen es „le jeu au plat" (das Schüsselspiel). Es ist in der Hauptsache ein Hazardspiel. Doch haben auch Geschick und Ungeschick ihre Rolle dabei. Es wird mit einer hölzernen Schüssel und einer Anzahl kleiner Figuren, die einige Aehnlichkeit mit unseren Schach-Figuren haben, gespielt. Sie sind meistens aus Knöchelchen, oder auch wohl aus Holz oder aus Pflaumenkernen sehr nett und zierlich geschnitten, und stellen verschiedene Dinge dar: einen Fisch, eine Hand, eine Thür, einen Menschen, ein Kanoe, einen Halbmond u. s. w. Sie nennen diese Figürchen „Pagessanag" (geschnitzte Pflaumenkerne) und davon hat das Spiel selbst den obigen Indianischen Namen erhalten, den man etwa mit Pflaumen-Kern-Spiel übersetzen kann. Jede Figur hat einen Fuß, auf dem sie aufrecht stehen kann. Sie werden alle sammt in eine hölzerne Schüssel (Indianisch: „Onagan") geworfen, die eine Hauptrolle bei der ganzen Verrichtung spielt, und von der auch der französische Name

„Schüsselspiel“ genommen ist. Sie machen eine kleine Vertiefung in den Boden und stoßen die Schüssel mit den Figürchen gefüllt hinein, indem sie ihr dabei zugleich einen kleinen Ruck geben. Je mehr Figuren bei diesem Stoß auf dem glatten Boden der Schüssel auf ihre Füße zu stehen kommen, desto besser für den Spieler. Jede Figur hat ihren Werth, und einige derselben stellen gewissermaßen die Offiziere dieses Indianischen Schachspiels vor. Es sind auch andere Figuren dabei, die man gleichsam „die Bauern“ nennen könnte. Diese letzteren, kleinen runden Sternchen ähnlich, sind sich alle gleich, haben keine Piedestale, eine rothbemalte und eine ungefärbte Seite, und werden als plus oder minus gezählt, je nachdem sie auf der rothen oder weißen Seite zu liegen kommen. Bei den „Bauern“ ist alles Zufall, ob sie diese oder jene Seite aufkehren. Aber bei den „Offizieren“ hängt viel von der Geschicklichkeit ab, mit welcher die Schüssel gehandhabt wird. Manche wissen ihr den Stoß geschickter zu geben, so daß sie mehr Offiziere auf die Beine bringen als andere. Die weiteren Regeln des Spiels und die dabei vorkommenden Werthberechnungen sollen sehr complicirt sein, und die Leute betreiben es mit großer Aufmerksamkeit und Leidenschaft. Sie liegen halbe Nächte lang beim Feuer um die Schüssel herum, rucken, bald dieser, bald jener, und beobachten und zählen mit Spannung die Figürchen, die sie zum Stehen bringen. Das Spiel ist mit einigen Abweichungen bei fast allen Indianischen Völkern bekannt und in Gebrauch. Bei manchen Stämmen spielen es so wohl die Männer als die Weiber.

Wie ernst die Leute dies Spiel nehmen, und wie erregt sie dabei sind, das hatte ich an mir selber ein Mal zu erfahren Gelegenheit. Ich setzte mich zu ein paar Indianern, die „Pagessan“ spielten. Der eine von ihnen war ein

hübscher junger Mann, der die eleganteste Figur unter den Spielern machte. Er trug silberne Schilder oder breite Ringe an den Armen, an denen ich die angebrachten Eiselirungen oder Eingrabungen näher zu betrachten wünschte. Da ich mich darüber an ihn mit einer Frage wandte, so wurde er über diese Unterbrechung des Spiels höchst ungeduldig und erboßt, fand meine Frage äußerst impertinent und brach in eine laut drohende Rede aus, die mein Dolmetscher so unverschämt fand, daß ich ihn zu meinem Leidwesen nicht bewegen konnte, sie mir zu übersetzen. Er sagte bloß sie sei im höchsten Grade unartig und er fing dann seinerseits an, den Indianer wieder so herunter zu machen, daß ich Noth hatte, ihn zu beschwichtigen, obwohl ich von der ganzen Geschichte nichts weiter verstand, als daß ich einen Indianer beim „Schüsselspiel“ eben so wenig hätte unterbrechen sollen, wie einen Virtuosen mitten im Gesange.

Bei manchen ihrer Spiele üben sie zugleich die Geschicklichkeit ihrer Finger und ihrer Sinne, die ihnen bei Jagd, Fischfang ꝛc. so nöthig ist. So treiben die Kinder hier z. B. ein sehr spitzfindiges kleines Spiel mit Stecknadeln. Sie sammeln sich davon bei ihren Schwestern und Müttern so viele, als sie erbetteln können, und dann legen sie sich ins Gras, machen auf einer Stelle den Boden kahl und flach und nehmen sich die Stecknadeln in folgender Weise wieder ab: Der Eine wirft seine Nadel auf die Erde. Ein Zweiter giebt dann seiner Nadel mit dem Finger einen Schneller und sucht sie der Nadel seines Gegners so zuzutreiben, daß sie diese erreicht und niederfallend mit ihr sich kreuzt. Gelingt dies, so hat er die Nadel seines Mitspielers erobert. Wo nicht, so fängt dieser an zu schießen. Man begreift, daß zierliche Finger und Handwendungen dazu gehören, und manche der Kleinen schießen so gut mit jenen winzigen Nadeln, wie mit Bogen und Pfeilen.

Kreisel aus Eicheln oder Nüssen wissen die Indianer-Buben sich so geschickt zu machen, wie unsere Gamins. Sie sammeln auch die ovalen Steine, welche man an den Ufern der hiesigen Flüsse und Seen findet und gebrauchen sie im Winter auf dem Eise als Kreisel. Baarfuß, aber munter, auf dem blanken Eise laufend, treiben sie mit Peitschen und Stöcken diese Steinkreisel gegen einander. Und wessen Stein den des Gegners niederwirft, der hat gewonnen.

Die geselligen Franzosen scheinen mürrische Ungeselligkeit als eine Eigenthümlichkeit der Barberei zu betrachten. Denn sie nennen dies spottweise: „Sauvagerie“ und bezeichnen einen Menschen, der sich von der Gesellschaft trennt, als „sauvage.“ Diese Amerikanischen Wilden, glaube ich, können die Franzosen kaum Veranlassung gegeben haben zu der in jenem Worte ausgesprochenen Ansicht. Denn sie scheinen mir im Ganzen sehr viel Empfänglichkeit für gesellige und gemeinschaftliche Freuden und Unternehmungen zu besitzen. Ich sehe sie immer in ihren Zelten schwatzend beisammen liegen, und fast jedes Mal, wenn ich in ihre engen Wohnräume hineinblicke, finde ich dieselben so voll, wie ein Kaffeehaus bei uns. Nur wenn er Trauer hat, dann zieht der Indianer sich in die Einsamkeit zurück, und seufzt seinen Schmerz im Walde aus. Ist er munter, ist er zum Spielen und zur Freude aufgelegt, dann liebt er sich mit so vielen seines Gleichen als möglich zu umgeben. Bei ihren Ballspielen kommen oft viele Hunderte zusammen, eben so bei ihren Tänzen und Gesängen. Jedes Spiel, das nur zwei Personen spielen, lockt immer eine Gruppe von Helfern und Zuschauern herbei. Ja man kann fast sagen, der Wilde kennt fast keine andere als gesellige Freuden. Womit sollte er sich auch in der Einsamkeit amüsiren, mit Lektüre, wie unsere Bücherfreunde? mit einsamem

Violinspiele wie Paganini im Gefängnisse? Alle diese Freuden und Genüsse der Einsamkeit und hundert ähnliche, die nur eine Ausblüthe der höchsten Cultur sind, kennt er nicht. Eben die Bildung des Geistes und die Entwickelung mannigfacher Talente macht dem Menschen erst die Einsamkeit erträglich und reizend. Und wenn die Franzosen die Tendenz zu solchen einsamen Genüssen „sauvagerie“ nennen, so ist dies eine sauvagerie, die der Civilisation und nicht der Unkultur eigenthümlich ist.

Allerdings haben wohl die meisten ihrer formellen Vereinigungen eine andere Veranlassung und Tendenz als den bloßen Genuß des geselligen Beisammenseins, und der Conversation. Ihre Tänze sind fast lauter religiöse Ceremonien. Ihre Diners, zu denen sie sich einladen, sind fast lauter Zweckessen. Ein Häuptling will die Seinigen für einen Plan gewinnen. Oder ein Krieger will sich den Beistand eines großen Jossakids (Zauberers) versichern. Oder es sind Taufschmause, Beerdigungs-Mahlzeiten, und dergleichen. Daher denn auch meistens so viele Entwickelung von Medizin-Säcken, Reliquien-Kram, hochernsten Ceremoniells und Redens, und zwischendurch eben so viel ernsthaftes Verschlingen von Bohnensuppe, Maisbrei, und Büffel- oder Biberfleisch, oder gar Hundebraten, dabei ist, daß man vom „schönen Götterfunken Freude“ wenig gewahrt. Es geht dabei oft eben so steif zu, wie bei unsern Bauern-Hochzeiten. —

Auch die von den Französischen Canadiern sogenannten „Fumeries“ (Einladungen zu einem Rauch-Abend *) haben oft einen politischen oder ernsten Zweck. Der Häuptling, der die Einladung ergehen läßt, wünscht dabei eine Kriegesoder Friedens-Angelegenheit zu berathen, und sie mit seinen

*) Die Indianer nennen sie „sagassweidiwin“, was dasselbe bedeutet.

Freunden zu besprechen und zu „berauchen“. Doch veranstalten sie solche „Fumerien“ auch wohl der bloßen Geselligkeit wegen. Wenn z. B. das Wild recht rar ist, und sonst nichts besonderes den Gästen vorgesetzt werden kann, so ladet wohl Einer seine Freunde auf Taback ein, um mit ihnen die traurigen Zeiten und die Langweile zu verrauchen. Selbst aber bei einer solchen tendenz- und zwanglosen „Fumerie“ ist doch noch etwas Ceremonie und ein gewisser religiöser Anstrich. Der Hausherr oder Häuptling, der die Gesellschaft bei sich empfängt, hält gewöhnlich dabei eine kleine Anrede an seine Gäste, in der er ihnen etwa sagt, er hätte gedacht, es wäre recht gut, in diesen trüben Zeiten ein Mal beisammen zu sitzen und den Rauch „pour le maitre de la vie“ in die Luft steigen zu lassen. — Der zuletzt gekommene Gast, der seinen Platz nahe bei der Thür genommen hat, oder auch wohl der jüngste unter den Anwesenden, antwortet gewöhnlich mit ein paar Worten darauf, dankt im Namen der übrigen Gäste dem Wirthe für die Artigkeit, und sagt, daß er ganz recht habe, und daß es wirklich in diesen traurigen Zeiten nicht anders als gut sein könnte, zusammen zu sitzen, und den Rauch „pour le maitre de la vie“ in die Luft steigen zu lassen. — Gewöhnlich hat bei solchen Gelegenheiten der Hausherr seinen „Skabewis“ (Beistand) oder seinen „D r e s s e u r“ wie die Canadier eine solche Person nennen. Und dieser Dresseur hat dann das Geschäft, stets die Pfeifen der anwesenden Gäste zu besorgen, sie ihnen zu stopfen und anzuzünden. — Daß diese Rauchgesellschaften einen religiösen Anstrich haben, zeigt sich auch in der Art des Danks, den sie dem Pfeifenanzünder oder dem Wirthe geben. Sie bedienen sich dabei nicht des gewöhnlichen Wortes für: „ich danke Dir, welches „Migouetch“ ist, sondern des feierlichen Ausdrucks oder Beifallsruf: „Ho! ho!“. — Für eine an-

gezündete Pfeife, was in ihren Augen immer eine Art Opfer ist, wird niemand mit dem prosaischen „Migoueteh“ der Alltagssprache danken, sondern mit demselben „Ho! ho!“, das sie auch bei ihren ceremoniösen Verrichtungen als Ausdruck des Dankes austauschen. —

An besonderen Veranlassungen zu kleinen Versammlungen und Familienfesten fehlt es den Indianern eben so wenig oder noch weniger als unseren Bauern. Man hat mich versichert, daß sie fast jedes einigermaßen bedeutende Ereigniß in ihren Hütten durch irgend eine kleine Feier markiren. So z. B. giebt die Großmutter oder der Großvater etwas zum Besten, wenn ihr junger Enkel seinen ersten Vogel schoß. Eben so wird ein Fest veranstaltet, wenn ein Jüngling im Hause den ersten Bären, oder das erste Elenthier oder sonst ein großes Thier erlegte. Auch diese letzteren Feste sind mehr oder weniger mit mysteriösen und religiösen Ceremonien verbunden.

Ich hörte auch von Festen reden, welche zuweilen ein Indianischer Jäger „pour sa propre medicine“ gäbe. „Für seine eigene Medizin“ d. h. so viel als für seine eigene Weihe, zu seinem persönlichen Glücke, für seinen persönlichen Schutzgeist. Diese Indianischen „festins pour leur propre medicine“ sind vielleicht etwas Aehnliches wie die Feierlichkeiten, welche die Russischen Bauern wohl für ihren persönlichen Schutz-Engel zu veranstalten pflegen, und wobei sie außer dem Festessen, das sie ihren Verwandten geben, sich auch noch allein für sich selbst eine von ihnen bezahlte Messe in der Kirche lesen lassen. —

Von allen ihren geselligen Unterhaltungen interessirten mich aber am meisten ihre Vereine zum Vortrage von Geschichten und Mährchen. Ehe ich selbst in dieser Richtung einige Erfahrung machte, hatte ich schon oft von den Canadischen Voyageurs und den Amerikanischen Pelzhändlern

davon erzählen hören. Recht häufig, so hatten sie mir gesagt, versammeln sich die Familienmitglieder oder auch die Nachbaren an den langen Winterabenden, wo sonst eben nichts gethan werden kann, und bitten einen geschickten Geschichten-Erzähler, ihnen alte Sagen und Märchen vorzutragen. „Diese Sagen unserer Indianer“ so hatten mir manche behauptet, „geben den berühmten Märchen der Sheherazade nichts nach. Sie sind eben so unterhaltend, abwechselnd und phantastisch. Sie sind auch beinahe in demselben Style.“ Einige schienen sich sogar einzubilden, daß unsere Arabischen Märchen den Amerikanischen Indianern entnommen seien. Andere begründeten wenigstens auf die angenommene Aehnlichkeit der Geschichten die Vermuthung, daß die Indianer durchaus von Asiaten abstammen müßten. „Wir haben noch jetzt die „Tausend und Eine Nächte“ so sagten sie, „hier bei uns, und wie sollten sie anders hier her gekommen sein, als aus Asien?“ —

Die Canadischen Voyageurs, Pelzhändler und Coureurs des bois wußten vermuthlich schon seit den ersten Zeiten um diese geistigen Lebensquellen unter den Indianern, und erfreuten sich daran, wie die Indianer selbst. Aber es spricht nicht sehr für die poetische Empfänglichkeit und den literarischen Geschmack der alten Missionäre und der anderen zahllosen Reisenden, die über diese Länder geschrieben haben, daß das große Publikum so wenig und so spät von der Existenz jenes merkwürdigen Schatzes unter diesen wilden Stämmen gehört hat. Von den alten Schriftstellern berührt kaum einer diesen Gegenstand, den vermuthlich die Missionäre zu unheilig hielten, um sich mit ihm zu beschäftigen, und den andere Reisende aus Mangel an Sprachkenntniß und Muße nicht heben konnten. Herr Schoolcraft ist der erste, der in seinen sogenannten „Algic Researches“ (Untersuchungen über die Algonkins) einen

Versuch gemacht hat, die Sagen und Märchen der Indianer zu sammeln, und Longfellow hat dann in seinem „Hiawatha" einen schönen Kranz solcher Sagen für die Europäische Welt gestaltet.

Ich war natürlich sehr begierig, sowohl von dem Erzählertalente der Indianer als auch von dem Inhalte ihrer Erzählungen mir selbst einige Erfahrung zu sammeln, und da sich mir hiezu einige Gelegenheit bot, so war ich vor allen Dingen nicht wenig darüber verwundert, in wie hohem Grade allgemein verbreitet mir jenes Talent zu sein schien, und wie gleichförmig es auch bei Allen zum Vorschein kam. Nachdem ich einige alte Indianer hatte erzählen hören, kam es mir vor, als wenn sie alle aus derselben Schule seien. Sie sprachen und erzählten gewöhnlich alle äußerst geläufig, ohne die geringste Affektation, und auch ohne viel äußere Belebung des Vortrages. Das Leben steckte im Innern der Rede, in ihren orginellen Einfällen, in ihren erfinderischen Wendungen. Sie sprachen meistens etwas leise und gleichförmig, ohne viel Pathos und Gestikulation. Man glaubt, man höre das fortgesetzte Rieseln eines Baches oder das Säuseln des Windes. Stottern oder stocken habe ich sie nie gehört. Auch wiederholten sie sich nie. Der Faden spann immer so fort, als hätten sie die Sache perfect memorirt. Das einförmige Metrum, welches Longfellow für seinen „Hiawatha" gewählt hat, ahmt daher die cadenzlose Vortragsweise der Indianer sehr gut nach.

Ich habe häufig behaupten hören, daß bei den Indianern nur die Männer die Rolle der Erzähler spielten, und auch nur den Männern und den Knaben zuzuhören erlaubt sei. Ich weiß nicht, vielleicht mag dies bei manchen Arten von Erzählungen wahr sein. Aber gewiß ist es, daß ich selbst die alten Frauen wenigstens nicht minder redselig und geschichtenreich gefunden habe.

Wie sich diese Geschichten, die zum Theil offenbar sehr alt sind, so gestaltet haben, und wie sie sich fortpflanzten von Geschlecht zu Geschlecht, davon sich eine deutliche Idee zu machen, ist schwer. Es wäre wohl sehr interessant, wenn wir eine uralte, bald nach Columbus gemachte Blumenlese dieser Märchen mit einer neueren Protocoll-Aufnahme von ihnen vergleichen könnten, um zu sehen, was stationär und was wandelbar an ihnen sei. So viel ist mir aber selbst schon klar geworden, daß jeder Erzähler Manches von dem Seinigen hinzusetzt und Vieles nach seinem Geschmacke abändert. Ich habe mir zuweilen dieselbe Geschichte von verschiedenen Individuen und an verschiedenen Localitäten erzählen lassen und sie dann mit den größten Variationen bekommen, obgleich freilich Stoff und Färbung so wie auch Manier der Composition überall dieselben waren.

Ueber diese Indianischen Sagen, Erzählungen und Traditionen will ich jedoch später noch möglichst viel mittheilen, und hier nur noch einmal auf mein eigentliches Thema, die Spiele zurückkommen. —

Von den Indianischen geselligen Spielen das schönste und das am großartigsten betriebene ist das Ballspiel. Es ist zugleich das, was bei allen Indianischen Stämmen am meisten im Schwange ist. Ich möchte es ein nobles Spiel nennen. Und ich muß mich wundern, wie diese wilden Leute zu einer so vortrefflichen und nachahmungswerthen Uebung gelangt sind. Nirgends in der Welt, ausgenommen vielleicht bei den Engländern, und zum Theil bei den Italienern, wird das graziöse und männliche Ballspiel so leidenschaftlich und großartig betrieben. Sie ziehen dazu oft Dorf gegen Dorf, Stamm gegen Stamm, Partei machend aus. Hunderte von Spielern versammeln sich dabei und die Waaren und Güter, die zuweilen in große

Haufen vereinigt als Preise für den Gewinner ausgesetzt werden, haben oft einen Werth von 1000 und mehren Dollars. Ich werde noch Gelegenheit finden ein Beispiel, das ich bei den Sioux selbst mit ansah, zu schildern. Hier auf unserer Insel machten wir leider einen vergebenen Versuch eines in Gang zu bringen. Die Indianer waren zwar bereit genug dazu. Die Häuptlinge hatten auch schon ihre Befehle zu den Vorbereitungen gegeben. Auch waren die Leute überall in den Gebüschen dabei, sich die Raketen, Schläger und Bälle zu schnitzen. Aber unsere obersten Amerikanischen Autoritäten hintertrieben auch dieses unschuldige Spiel. Es wurde verboten. Und ich bekam bei dieser Gelegenheit nichts näher zu sehen, als jene Instrumente, die Schläger, und Bälle. Beide arbeiteten sie mit viel Sorgfalt und Zweckmäßigkeit, wie man denn überhaupt von den Indianern sagen kann, daß es ganz musterhaft um ihren Haushalt bestellt wäre, wenn auch die wichtigeren Dinge nach Proportion so gut eingerichtet wären, wie Alles, was sie zu ihren Spielen nöthig haben.

Die Raketen, — oder Schläger *) sind zwei und einen halben Fuß lang aus einem weißen zähen Holze äußerst zierlich und leicht geschnitzt, oft mit hübschen Einkerbungen geschmückt und mit einem Handgriffe versehen. Das obere Ende windet sich zu einem Ringe von 4 — 5 Zoll Durchmesser zusammen, der sehr fest und regelmäßig gearbeitet und mit einem Netzwerke von Lederschnüren gefüllt ist. Die Bälle **) sind von leichtem Weidenholze. Sie schnitzen sie mit einem Messer aus freier Hand, ganz rund, und schneiden allerlei Kreuze, Sterne und Kreise darauf aus.

*) Die Indianer nennen sie: „Pagaadowan."

**) Von den Indianern „Pikuakot" genannt.

Diese, auf die Bälle verwendete Mühe beweist allein schon hinreichend, wie hoch sie das Spiel halten. Die Franzosen nennen es das Krummstabspiel (Jeu de Crosse). Große Ballspieler, die den Ball so hoch treiben können, daß er sich wie ein Punkt den Augen entzieht, haben bei den Indianern eben solche Berühmtheit erlangt, wie große Renner, Jäger oder Krieger.

Der Name des Ballspiels ist auch in der Geographie wie in der Geschichte des Landes verewigt. Es giebt eine Prärie und jetzt auch eine Stadt am Mississippi, die „Praerie de la Crosse“ (Prärie des Ballspiels) genannt wird. In der Geschichte ist es durch mehr als eine Ballspiel-Verschwörung, — eine ächt Indianische Art von Conspiration, — verewigt. Ein Mal waren die Indianer verschworen, ein Britisches Fort, mitten im Frieden, zu nehmen. Die Verschwornen veranstalteten ein großes und feierliches Ballspiel zu Ehren der Britischen Offiziere, die geblendet von der allgemeinen geschäftigen Freudigkeit, die vor dem Ballfeste in einem Indianer-Lager zu herrschen pflegt, nichts Böses ahndeten, und weniger wachsam als gewöhnlich waren. Der muntere und jauchzende Haufen der geschmückten Ballspieler tummelte sich auf der Wiese beim Fort herum und näherte sich den Thoren desselben unvermerkt, den Ball stets vor sich hertreibend. Plötzlich flog der Ball, als nähme er zufällig eine verkehrte Richtung über die Wälle des Forts. Und die Indianer mit wetteiferndem Freudengeschrei, als geschähe es, um ihres Balls wieder habhaft zu werden, warfen sich über die Pallisaden und in die Thore und machten sich zu Meistern der Festung. — Ein anderes Mal wurde auf ähnliche Weise ein gehaßter Britischer Offizier von Indianischen Ballspielern unversehens umzingelt, und von ihnen mit ihren Krummstäben

erschlagen, und in dem Sturme des wüthenden Spieles, als geschähe es aus Zufall, zertrampelt.

Eine andere Gattung von Wurfspielen, besonders unter den Weibern üblich, ist das sogenannte „Papassikawan“ (was buchstäblich so viel heißt, als „Schleuderspiel“). Es wird im Grunde genommen eben so wie das Ballspiel, von zwei, oft recht zahlreichen Haufen, gespielt, die sich zwei Pflöcke gegenüber errichten und versuchen, den geschleuderten Gegenstand über den Pfahl ihrer Gegner hinaus zu treiben. Statt des Balls haben sie zwei lederne längliche kleine Säcke, die mit Sand gefüllt und durch einen ledernen Riemen verbunden sind. Sie schleudern diese Säcke mit einem, vortrefflich für diesen Zweck gestalteten Stab, in die Luft, und wissen ihn auch geschickt wieder aufzufangen. Der Stab ist vorne etwas gespitzt und gebogen und im Uebrigen wie die Ballkrummstäbe ausgeschmückt.

Eine sehr zierliche Miniatur-Nachahmung dieser Instrumente zum Schleuderspiele der Weiber, mit allem was dazu gehört, sah ich ein Mal an der Wiege eines kleinen Mädchens baumeln.

Auch auf dem Eise sollen sie mehre hübsche Spiele üben. Von einem dieser Eisspiele sah und untersuchte ich wenigstens die dazu nöthigen Werkzeuge, die sie „Schoschiman“ (Gleit- oder Rütsch-Stöcke) nannten. Diese Gleitstöcke sind vortrefflich auf einen weiten Rutschwurf berechnet. Sie sind sehr sauber zugeschnitzt und bearbeitet. Vorne ein wenig sanft umgebogen wie Schlittenkufen und zu gleicher Zeit auch schwer und dickköpfig, hinten allmählig spitz und leicht sich verlaufend. Sie schleudern diese Stöcke mit großer Geschicklichkeit über das glatte Eis weg. Um ihnen einen größern Schwung zu geben, bilden sie auf dem Eise eine kleine, allmählig ansteigende Erhöhung von ge-

frorenem und glattem Schnee, über welche die „Rutschstöcke" zuerst hinwegsetzen müssen. Sie erlangen dadurch einen stärkeren Schwung und springen von dem Rande der Schneescholle mit weiten Sätzen wie Pfeile ab. —

Dies ungefähr war es, was ich hier vorläufig über die Spiele und geselligen Unterhaltungen meiner Insulaner zusammen bringen konnte. Ich werde aber später noch wohl hie und da auf dies Thema zurückkommen.

La Pointe, August 1855.

Zehnter Brief.

Die gute und die böse Frau.

Eine Indianische Geschichte.

Alonso: „What harmony is this, my good friends, hark!“

Tempest.

Eine alte unansehnliche Frau war schon oft in unsere Hütte gekommen, hatte sich wohl, ihr Pfeifchen rauchend, ganz still in einen Winkel niedergelassen, ohne daß wir eben viel Acht auf sie hatten. Sie hatte sich nie in die Gespräche der andern gemischt, nnd ich hatte kaum ein halbes Dutzend Worte von ihr vernommen. —

Eines Abends schlich sie wieder herbei und da wir sonst eben keinen Besuch bekamen und mit ihr allein blieben, so forderte mein Dolmetscher sie auf, sie möchte doch auch

ein Mal eine von ihren vielen hübschen Geschichten erzählen. — Weiß sie denn welche? fragte ich etwas mißtrauisch. Und obwohl mein Canadischer Gesell dies bejahte, so protestirte doch die Alte selbst sehr eifrig dagegen. — „Sie wüßte durchaus keine Geschichten," sagte sie. „Sie sei viel zu einfältig dazu, und wenn sie einstmals auch Geschichten gewußt hätte, so sei doch jetzt ihr Kopf ganz schwach, ihr Gedächtniß völlig elend geworden." —

Doch siehe da! als wir nach geduldiger Anhörung und Abweisung solcher Bescheidenheits-Phrasen und herkömmlichen Entschuldigungen ihr erst ein Mal den Mund geöffnet hatten, da fing sie an zu reden und zu murmeln, und erzählte fließend fort wie eine tickende Uhr, die man sobald nicht wieder aufzuziehen nöthig hat. —

Die erste Geschichte, die sie uns vortrug, handelte von „der bösen und der guten Frau" — es war auch überhaupt die erste poetische Erzählung oder Sage, die ich aus dem Munde der Indianer selber vernahm. Und da ich dieselbe in ihrer Anlage, ihren Motiven und ganzen Vortragsweise ächt Indianisch finde, so will ich sie hier meiner Alten nacherzählen:

„Weit weg in einem entlegenen Walde am Ufer eines einsamen Sees wohnte einst ein Mädchen von 14 Jahren. Sie hatte niemanden auf dieser Welt als einen kleinen Bruder, für den sie sorgte, den sie kleidete und dem sie die nöthige Nahrung bereitete. Der Kleine konnte schon den Bogen spannen und schoß im Walde die Vögel und die Häschen, die er der Schwester brachte, und die sie dann für beide kochte." —

„Schwester! wie kommt es," fragte eines Tages der Bruder, da er wieder Vögel heimbrachte, „daß wir so alleine wohnen? Giebt es keine andere Menschen außer uns?

Und wo sind unsre Eltern, unser Vater und unsre Mutter?“— „Unsere Eltern sind von feindseligen Zauberern getödtet! Ob es noch andere Indianer außer uns giebt, das weiß ich nicht!“

„Als der Bruder größer wurde und zu Jünglingskraft heranwuchs, schoß er auch Rehe und andere größere Thiere, und brachte sie der Schwester. Ihn beschäftigte häufig der Gedanke, ob es außer ihm und seiner Schwester noch wohl andere Indianer auf der Welt gäbe. Und eines Abends sprach er zur letztern: „Schwester! gerbe die Rehhäute, die ich Dir brachte, und mache mir 10 Paar Mokassins *) daraus.“—

„Die Schwester that, wie ihr Bruder befohlen, obgleich sie traurig dabei wurde. „Willst Du verreisen, mein Bruder?“ fragte sie ihn. „Ja Schwester! Ich muß fort. Es treibt mich hinaus, zu sehen, ob es nicht noch andere Indianer auf der Welt giebt.“ — Am folgenden Morgen griff der junge Bursche dann zu Bogen und Pfeil, steckte die 10 Paar Mokassins in den Gürtel, und indem er von seiner guten Schwester Abschied nahm, wanderte er hinaus in den Wald“.

„Er marschirte den ganzen Tag durch Dickichte, Wildnisse und Wüsteneien, ohne etwas Besonderes zu bemerken. Er übernachtete unter einem Baume, an dem er des anderen Morgens vor seiner Abreise ein Paar Mokassins aufhing, damit er die Stelle wieder finden könne, wenn er vielleicht ein Mal zu seiner Schwester zurück zu kehren wünschen sollten“.

„Am Abende des zweiten Tages gewahrte er in der Nähe seines Nachtlagers ein paar Stumpfen umgehauener Bäume. „Ach!“ sagte er für sich, „da sind Spuren von Indianern.“ „Aber“ setzte er hinzu, indem er die Stumpfen näher betrachtete, und mit dem Fuße hineinstieß, diese Blöcke sind schon verfault, ganz weich und mit Moosen bedeckt.

*) Indianische Fußbekleidung.

Es muß sehr lange her sein daß Leute hier waren, und ich werde noch weit zu gehen haben, bis ich sie finde.“ — Am andern Morgen hing er hier wieder ein Paar Mokassins als Erkennungs-Zeichen auf, und setzte seine Reise fort“. —

„Den Abend des dritten Tages fand er wieder umgehauene Bäume, die aber schon etwas weniger bemoost und nicht so gänzlich verfault waren“.

„Auf diese Weise reiste er 10 Tage lang fort, fand an jedem Nachtlager die Anzeichen besser, die Lichtungen des Waldes größer, die Baumstumpfen härter. Endlich am eilften Tage entdeckte er ganz kürzlich und frisch umgehackte Bäume. Nun war er so guten Muthes und so voll von spannender Erwartung, daß er vor Aufregung die letzte Nacht kein Auge zuthun konnte“.

„Am folgenden Tage kam er auf einen kleinen Fußpfad. Er verfolgte ihn, — er hörte Menschenstimmen, — er sah Rauch und Häuser von weitem, und bald war er zu seiner unaussprechlichen Freude mitten unter den Bewohnern des Dorfes“.

„Er traf sie eben beim Ballspiele. Und da sie sich über die Erscheinung des unbekannten Gastes vergnügt zeigten, und ihn sehr hübsch und angenehm fanden, so hießen sie ihn willkommen, und luden ihn ein, mit ihnen Ball zu spielen. Dies that er auf der Stelle mit dem größten Eifer, und er zeichnete sich dabei durch Gewandheit und Raschheit in so hohem Grade aus, daß er allgemeinen Beifall erndtete. Nach Beendigung des Spiels führten sie ihn im Triumphe in ihr Dorf und zu einem Wigwam, vor dem der „Ogima-wateg“ *) (der Ehrenbaum), aufge-

*) Dies Wort ist zusammengesetzt aus „Ogima“ (der Chef) und „atig“ oder „watig“ (Pflock, Stock). Mein Canadischer Freund verdolmetschte das Wort immer mit „arbre d'honneur“, (der Ehrenbaum) oder auch „le bois de chefre“ (des Häuptlings Holz). „Chefre“ ist Canadisch für „chef“.

pflanzt war. Er erkannte daran sogleich, daß hier die Wohnung des Königs sei. Es war ein sehr langes Haus, voll von Menschen. Der „Ogima“ (Häuptling) empfing ihn sehr gastfreundlich, und wies ihm einen Ehrenplatz in der Mitte zwischen seinen beiden Töchtern an.“

„Aber die Namen dieser beiden Mädchen schienen dem jungen Mann sehr ominös und gaben ihm viel zu denken. Denn die eine hieß „Matschi-koué“ (die Böse) und die andere „Oschki-koué“ (die Gute).“

„Er sah sogleich, was das zu bedeuten habe, und zog eine unvortheilhafte Schlußfolgerung für den Karakter von Matschikoué. Er wandte sich während des Festes immer der „Oschkikoué“ *) zu, und erklärte sich bereit, sie zu heirathen. Aber der König und die andern machten die besondere Bedingung, daß er sie alle Beide auf ein Mal heirathen müsse.“

„Dies wollte ihm nicht in den Sinn, und er verfiel darüber in Betrübniß. Als das Fest zu Ende war, und die Zeit zum Schlafen kam, entschuldigte er sich daher für einen Augenblick und sagte, er möchte zuvor noch eine Visite bei einem der jungen Leute machen, mit denen er Ball gespielt habe. Er griff zu seinem Bogen und Pfeile, hing sich seinen Spiegel an den Gürtel, wie Jemand, der eine Visite machen will, und, indem er seinen beiden in ihn sterblich verliebten Mädchen versicherte, er käme gleich wieder, entfernte er sich aus dem Palaste.“

„Die gute und die böse Prinzessin saßen lange beim Feuer, der Rückkehr ihres Geliebten harrend. Aber er kam nicht. Da packte sie endlich die Langeweile und der Ver-

*) „Matschi“ heißt „böse,“ und „ikué“ oder „ikwé“, das Weib. „Oschki“ heißt „jung, frisch,“ und steht dann hier auch für „gut.“

dacht, er möchte entflohen sein, und sie gingen hinaus, ihn zu suchen."

„Es führten wohl ein Dutzend Fußpfade vom Dorfe in verschiedenen Richtungen hinaus: Fußpfade, wie die Jäger sie austreten, wenn sie ausziehen. Sie folgten ihnen allen bis ans Ende, bis da, wo sie sich in der Wildniß verlieren und wo man dann die einzelnen Fußtapfen jedes Wanderers erkennen kann. Endlich nach genauer Untersuchung fanden sie die frischen Spuren ihres flüchtigen Freundes, und, von heftiger Liebe zu ihm hingerissen, verfolgten sie dieselben mit der Schnelligkeit des Windes."

„Oshige-wàkon" (Otterherz) — denn so, um es nun nicht länger zu verschweigen, hieß unser Held, — hatte den ganzen Tag tapfer gewandert, und als er eben gegen Abend sich fern genug glaubte, um ein wenig zu rasten, hörte er plötzlich hinter sich Menschenstimmen, und lautes Gelächter; Es waren die beiden Mädchen, die sich freuten und laut jubelten, weil sie ihn ertappt hatten. Er war erschreckt und schwang sich sogleich in den ersten besten Tannenbaum empor. Er kletterte rasch bis in den Gipfel und war unerbittlich gegen die Propositionen der Mädchen, zu ihnen herabzukommen und mit ihnen heimzugehen zur Hochzeit."

„Oschkikoué und Matschikoué waren aber fest entschlossen ihn zu besitzen. Sie hatten ihre Beile mitgebracht und machten sich sofort daran den Baum zu fällen. Von leidenschaftlicher Liebe bewegt, hieben sie so flink wie sie gelaufen waren, und schon fing die Tanne an zu wackeln. Da, im letzten Augenblick besann sich Otterherz auf ein gutes Rettungs- und Zauber-Mittel. Er pflückte die alleroberste Nadel der Tanne ab und warf sie in die Luft, in der Richtung des Windes, hinaus, und sprang dann reitend auf das Blatt. Der Wind führte ihn 300 oder 400 Klafter weit weg zur Erde, und hurtig lief er da wieder weiter.

(Ich unterbrach hier meine alte Erzählerin und fragte sie, woher Otterherz dies Mittel empfangen habe. Sie ließ mir entgegnen: qu'il etoit inspiré par les manitous *) et qu'il avoit en dans sa jeunesse beaucoup d● visions, qui le mettaient en état, de faire de telles choses." —

„Bien" sagte ich, „je comprends, c'etoit un génie! — Continuez!") —

„Der Baum fiel um, und die Mädchen waren sehr betroffen als ihr Geliebter, den sie inmitten der Arbeit nicht hatten fortfliegen sehen, nicht mit herab kam. Sie untersuchten nun mit der größten Genauigkeit die ganze Tanne, und alle Zweige und alle Nadeln, um eine Spur von der Richtung zu entdecken, nach welcher Otterherz seinen Salto mortale ausgeführt haben könnte. Endlich bemerkten sie, daß auf der obersten Spitze des Baumes die eine kleine Nadel fehlte. „Halt" sagten sie „was bedeutet das, hier fehlt eine Nadel. Ohne Zweifel ist er mit ihrer Hülfe entronnen!" Da sie eben so gut wie er von den „Manitous„ inspirirt waren, so erriethen sie nun sogleich den ganzen Hergang, wie er diese Nadel genommen, wie er sich daraufgesetzt, und wie er mit dem Winde davon gehüpft sei; sie setzten daher schnell mit der Richtung des Windes wieder aus zu seiner ferneren Verfolgung."

„Da über die detaillirte Untersuchung aller Nadeln der Tanne aber etwas Zeit verstrichen war, so hatte Otterherz einen guten Vorsprung, und am Abend des folgenden Tages glaubte er sich sicher ganz geborgen, und dachte ans Rasten und Ausruhen. Plötzlich aber vernahm er wieder wie am Tage zuvor die Stimmen und das Gelächter hinter sich; es waren wiederum die beiden Mädchen, die ihn er-

---

*) Manitous = Geister.

tappt hatten. „Oho, Otterherz!“ hörte er sie lachend sagen, „Du glaubst Dich vor uns verbergen zu können. Gieb auf! Gieb auf! Um uns zu entschlüpfen, dazu ist die Erde Dir nicht groß genug.“ —

Dies Mal mied Otterherz die Tannen. Er wählte sich einen großen dicken und hohlen Ahornbaum. Das Holz dieses Baumes, wenn er abgestorben ist, und Wind und Wetter es lange durchzogen haben, wird steinhart. „Den werden sie nicht so leicht fällen, ihre Beile werden brechen“, dachte er, und schwang sich in den Baum, erkletterte ihn und ließ sich dann von oben in die Höhlung hinab, wie ein Essenkehrer in den Schornstein.“

„Die beiden Mädchen, die nicht genau bemerkt hatten, welchen Baum ihr Flüchtling dies Mal gewählt hatte, gingen herum und klopften mit ihren Beilen an jeden Stamm um zu erlauschen, welcher hohl sei, und riefen dabei: „Du schöner Freund! bist du hier?“ Endlich kamen sie zum rechten Baum, und machten sich sofort daran ihn umzuhauen. Aber ihre Beile machten kaum einen Eindruck in das harte Holz.“

„Indem sie ihre schwere Arbeit ein wenig einstellten, sagte die Böse zur Guten: „Laß uns sehen, Schwester, ob der Baum nicht irgendwo einen kleinen Spalt hat.“ Sie untersuchten ihn, fanden wirklich einen Spalt, und blickten hinein. Da sie nun ihren Geliebten wirklich darin sitzen sahen, so feuerte dieser Anblick sie nur zu noch eifrigerer Arbeit an. Sie hieben beide munter drauf los; aber Otterherz that in der Stille zu den Geistern einen Wunsch, daß eines ihrer Beile brechen möchte. Und kaum hatte er es gewünscht, so schrie auch die Böse: „O weh, o weh, Schwester! mein Beil ist gebrochen!“ — „Muth, Muth“ rief ihr die andere zu, das meine ist noch heil; laß uns nicht verzweifeln.“ Aber Otterherz that nun den zweiten

Wunsch, daß auch dieses Beil brechen möchte, und so geschah es."

"Nun sahen die beiden Mädchen wohl, daß sie mit Gewalt nichts mehr auszurichten vermöchten. Sie legten sich daher wieder aufs Bitten und riefen mit freundlichen Stimmen beide zugleich: "Oshige-wàkon! mein schöner Gemahl, den unser Vater, der mächtige Ogima uns gab, komme heraus, komme hervor zu mir!"

"Aber so oft sie dies auch sangen, der junge Mann drinnen rührte sich nicht und blieb unerschütterlich. "Es hilft nichts" sagte die böse Schwester dann leise zur guten, "wir bringen ihn so nicht heraus: wir müssen auf andere Künste denken. Wir wollen uns trennen, und jede ihr Bestes versuchen, eine jede auf ihren eigenen Wegen; da er nun einmal nur Eine von uns heirathen will, so mag denn die ihn behalten, die ihn fangen kann."

"Die Gute war es zufrieden, und somit trennten sich die Schwestern und zogen sich in den Wald nach verschiedenen Richtungen zurück."

"Als Otterherz hörte, daß ringsherum Alles still geworden war, blickte er zu seinem hohlen Baum heraus, und da er nichts bemerkte, so stieg er herab, und setzte seine Reise fort. Mittlerweile war er aber sehr hungrig geworden, und da er am Nachmittage endlich einen Biberteich entdeckte, so beschloß er, hier zu übernachten, und die Biber für sein Abendmahl *) zu fangen. Er legte seinen Wollen-Mantel unter einen Baum, der ihm einen hübschen Platz zum Kampiren darzubieten schien und machte sich sogleich daran, den Biberdamm durchzustechen und das Wasser abzulassen. Ein schöner fetter Biber blieb auf dem Trockenen zurück und er erlegte ihn."

*) Die Biber sind eine gewöhnliche Speise der Indianer.

„Wie groß aber war sein Erstaunen, als er mit seiner Beute zu seiner Lagerstätte zurückkehrte, und auf dem Flecke, auf dem er seinen Mantel niedergelegt hatte, eine wunderhübsche Birkenrindenhütte gebaut sah. „Ach!“ dachte er sogleich, „da sind wieder die beiden unglückseligen Weiber!“ Er wollte fliehen, doch er war so müde und so hungrig, auch sah die Hütte so freundlich aus, das Feuer schimmerte und flackerte so lockend in die finstere Nacht hinaus. Auch trieb ihn die Neugierde, nachzusehen, ob er sich nicht vielleicht getäuscht habe.“

„Er ging um die Hütte herum, und indem er durch eine Ritze der Rindenbedachung blickte, sah er nur ein Mädchen, das mit der Aufräumung und Ausschmückung des Innern beschäftigt war.“

„Vielleicht ist es,“ dachte er, „die gute Oschkikué“. Sie schien ihm hübsch zu sein, aber sehr lang, etwas mager und blaß. Er trat ein als ein Gast, und legte seinen Biber vor die Thür. „Ach“ sagte das Mädchen „Ihr seid wohl ein Reisender. Gewiß seid Ihr müde und habt Hunger. Ich werde Euch Euren Biber und das Lager zurichten.“

„Flink häutete sie das Thier, schnitt es in Stücke und bereitete ihm das Abendmahl. Indem sie aber die Fleischstücke in den Kessel rührte, kostete sie auch davon. Ja Otterherz bemerkte sogar, daß sie recht viel davon aß, und sich die besten Stücke gierig aussuchte, als könne sie doch ihrer bösen Natur nicht widerstehen. Er verlor darüber fast den Appetit und aß nur wenig. Und da er die Lieblings-Bissen, die ein Indianischer Jäger in der Schüssel seiner Frau zu finden gewohnt ist, nicht fand, so versetzte ihn dies in sehr üble Laune. Er widersetzte sich standhaft ihren gleißnerischen Liebkosungen, hüllte sich in seinen Mantel und zog sich zum Rasten in einen Winkel der

Hütte zurück, indem er ihr befahl, in dem entgegengesetzten Winkel zu bleiben«.

»Am Morgen, als er aufbrechen wollte, fand er nicht die geringste Spur vom Frühstück im Kessel nachgelassen, da es doch bei allen guten Indianischen Hausfrauen allgemeine Sitte ist, daß sie am Abend ein paar gute Bissen im Kessel neben dem glimmenden Feuer setzen, damit der Jäger, wenn er früh aufsteht und auf die Jagd geht, etwas Ordentliches zur Stärkung vorräthig finde. Seine Frau hatte selbst Alles aufgespeist. Dies empörte ihn ganz und gar, und er schalt sie nun so heftig aus, daß sie erblaßte, — daß ihre Gesichtszüge sich veränderten, ihre lange Figur zusammenschrumpfte, und sich am Ende zu einer rauhhärigen Wölfin verwandelte, die mit ein Paar Sätzen zur Hütte hinaussprang und im Walde verschwand, vermuthlich um sich vor dem gerechten Zorne des erboßten Gemahls zu retten«.

»Als Otterherz dies sah, konnte er sich nun Alles erklären. Es war ganz offenbar die böse Schwester Matschikoué gewesen. Sie hatte am Abend eine etwas veränderte und anziehende Gestalt angenommen, obgleich sie doch, mit all ihrer Zauberkunst nicht eine gewisse hagere Blässe hatte beseitigen können. Sie hatte ihm gekos't und geschmeichelt, obwohl doch ihre unüberwindlich gierige Natur stärker als ihre Liebe gewesen war. und sie dazu verleitet hatte, ihm die besten Stücke von seinem Biber wegzunaschen. Und nun endlich, da er sie jetzt einmal tüchtig angepackt, zeigte sie sich in ihrer wahren Gestalt als Wölfin. Er war nicht wenig froh, daß er keine weitere Verbindung mit ihr eingegangen war, und setzte in aller Eile seine Reise fort«.

»Am Abend rastete er wieder bei einem Biberteiche und legte seinen Mantel unter einen Baum, der ihm zu einem Lager passend schien; dann ging er den Damm zu durchstechen und Biber zu fangen. Als das letzte Wasser ab-

floß, wollten die Biber alle durch das Loch entschlüpfen, allein er paßte ihnen auf und tödtete ihrer drei."

„Wie groß war sein Erstaunen, als er, mit seiner Beute auf das hohe Ufer kommend, wiederum an der Stelle seines Mantels eine äußerst freundliche Hütte gebaut sah, aus der Rauch aufstieg und wo er eine weibliche Gestalt sich um das Feuer bewegen sah. „Ach" dachte er „was wird es wohl diesmal sein? Vielleicht ist es Oschkikué, die Gute? Ich werde in die Hütte gehen und sehen wohin sie meinen Mantel gelegt hat; finde ich ihn neben ihrem eignen Lager, dann ist sie es, und dann ist sie mir als Frau bestimmt." — Er ging hinein, fand Alles ungemein sauber zugerichtet, und sein Mantel lag neben der Rehhaut die sie für sich ausgebreitet hatte. „Schön" murmelte er bei sich „es ist meine Frau." —

„Sie war klein, und recht hübsch und zierlich, und sie bewegte sich nicht so hastig und schnell in der Hütte wie die Frau vom vorigen Abend, sondern recht bedächtig und überlegsam, was ihm sehr wohl gefiel. Sie bereitete ihm ein treffliches Abendmahl aus den Bibern, und setzte ihm die besten Stücke vor. Es schmeckte ihm vortrefflich und er forderte sie auf, doch mit ihm zu essen. „Nein" sagte sie bescheiden „ich habe schon noch Zeit; ich werde nachher essen was ich gewohnt bin zu genießen." — „Aber Oschkikoué" sagte er „ich möchte nicht gern allein essen was ich für mich geschossen habe und für — mein Weib!" — Aber sie blieb bei dem was sie einmal gesagt hatte. — „Ich werde" wiederholte sie bescheiden „nachher essen, was ich gewohnt bin zu genießen."

„Er ließ sie gewähren. In der Nacht aber weckte ihn ein Geräusch, wie wenn Mäuse oder Biber das Holz benagen: „Krsch! Krsch! Krsch!" so raschelte es in der Hütte. Zu seinem Erstaunen glaubte er beim Schimmer des glim-

menden Feuers zu sehen, daß es seine Frau sei, die die Rinde von den kleinen Birkenzweigen abnagte, mit denen er die Biber zusammengebunden hatte. Er glaubte es sei nur ein Traum und schlief wieder darüber ein bis zum Morgen. Als er erwachte, war sein Frühstück schon fertig und sein kleines Weibchen stand vor ihm und reichte es ihm dar.“

„Er erzählte ihr seinen Traum. Aber sie lachte nicht so sehr darüber wie er wohl erwartet hatte. „Halt dachte er bei sich, „sollte es vielleicht kein Traum, sondern Wahrheit gewesen sein?“ — „Höre Oschkikoué“ sagte er, komme her, sage mir, gestern als ich Dir die Biber brachte sahst Du sie so ernst an, und als Du sie zerschnittest, betrachtetest Du sie so genau und untersuchtest jedes Glied. Sprich, warum thatest Du dies?“

„Oh,“ sprach sie seufzend „habe ich denn nicht Ursache sie ernsthaft anzusehen? Ich kenne sie ja alle. Es sind meine Verwandten. Das eine war meine Cousine, das andere meine Tante und der dritte mein Groß-Onkel.“ — „Wie, Du bist aus dem Bibergeschlechte?“ — „Ja, das ist meine Familie.“

„Wer war froher als Otterherz. Denn die Ottern und die Biber sind von jeher verbündete Geschlechter gewesen. Der Charakter und die Weise der Biber gefiel ihm ganz vorzüglich. Und dazu war seine Frau so anspruchslos, bescheiden, und aufmerksam für ihn; und daß sie ihm ihre eigene Verwandtschaft zum Opfer gebracht hatte, war ja der eklatanteste Beweis ihrer Liebe. — Doch versprach er ihr, ihr wohlbegründetes Vorurtheil zu schonen, hinfüro nichts als Rehe und Vögel und andere Thiere zu erlegen, die Biber aber in Ruhe zu lassen, damit sie ihre Mahlzeiten, gemeinsam genießen könnten. Und sie ihrerseits ließ hinfüro die Birkenzweige in Ruh, störte ihn des Nachts

nicht mehr mit ihrem Knirschen und Knuppern, und gewöhnte sich an Fleischspeise."

„So lebten sie den ganzen Winter hindurch äußerst angenehm. Er war ein kühner Jäger und sie eine stille, sorgfältige Hausfrau; emsig und friedfertig nach der Weise der Biber. Sie waren ein glückliches Paar. Als der Frühling kam, und mit ihm die muntere Zeit des Zuckermachens, da zogen sie hinaus in's Zuckerlager, und im Zuckerlager gebar sie ihm einen Sohn. Er erfuhr es an dem Abende desselben Tages, an welchem er von der Jagd mit einem großen, von ihm erlegten Bären heimkehrte. Sogleich machte er nun ein großes Fest, wozu er alle seine Nachbarn einlud, und wobei jeder mit einem auserlesenen Stücke des delicaten Wildes beschenkt wurde."

„Er nahm es für ein sehr gutes Omen, daß sein Sohn eben an dem Tage, wo er auf der Jagd ein so großes Thier getödtet hatte, geboren war. Und alsbald setzte er sich den andern Tag hin und fing an, für den Kleinen Bogen und Pfeile zu schnitzen. Seine Frau lachte dazu und bemerkte ihm, daß es wohl noch lange dauern würde bis das Kind die Pfeile und Bogen gebrauchen könnte. — „Du hast wohl recht" sagte er, und zerbrach sein Product. Aber es dauerte nicht lange, so hatte er schon wieder ein Paar Bogen und Pfeile fertig. Er war so ungeduldig, seinen Sohn zu einem tüchtigen Jäger herangebildet zu sehen. Er malte es sich schon aus, wie er einst mit ihm auf die Jagd gehen würde, und wie er seinen Kleinen in allen zur Jagd nöthigen Dingen unterrichten wollte, und wie derselbe dann ein großer und weit und breit berühmter Jäger werden sollte. Er baute Luftschlösser auf Luftschlösser. Aber, aber, wie selten gehen solche schöne Träume in Erfüllung. Wie wenig gehört dazu, um das

vollkommenste Glück zu vernichten! Ein Hauch des neidischen Schicksals, das geringste Versehen reicht dazu hin!« —

„Oshige-wàkon“ und „Oschkikoué“ hatten ihre schönsten Tage durchlebt. Das Schicksal erreichte sie schon auf ihrer Heimkehr vom Zuckerlager. Da es nun völlig Frühling geworden war und alle Gewässer gelöst, und alle Flüsse und Quellen voll waren, so hatte die Frau ihren Mann gebeten, auf der Reise doch ja für sie über jeden Fluß und jedes Bächelchen eine Brücke zu bauen, damit sie trockenen Fußes hinüber kommen könnte. Und er hatte ihr dies heilig geloben müssen. „Denn“, sagte sie, „sollten meine Füße genetzt werden, so würde Dir dies sogleich zu großem Schmerze gereichen«.

»Otterherz that auch, was er versprochen. Bei jedem Flüßchen, bei jeder rieselnden Quelle baute er eine Brücke für seine Frau. Endlich kam er aber zu einer kleinen Wasserrinne, die nur 6 Zoll breit war. Nun war er entweder des beständigen Brückenbaues müde und überdrüssig oder er war in Gedanken und schönen Plänen verloren. Kurz, er schritt über den geringfügigen Bach hinweg und dachte an keine Brücke. Als er aber eine Strecke weit gegangen war, und seine Frau und sein Söhnchen nicht nachkamen, kehrte er zurück zu dem Bach, den er nun zu seinem Schrecken plötzlich zu einem mächtigen und wasserreichen Strome angeschwollen fand. Die Ahnung, was geschehen sei, traf ihn wie ein Blitz, und er bereuete zu spät seine Vergeßlichkeit«.

»Oschkikoué ihr Söhnchen auf dem Rücken, war mit kurzen Schritten ihm nachgetrippelt. An dem 6 Zoll breiten Wässerlein, das sie unbebrückt fand, hatte sie angehalten und ihren Mann um Hülfe angerufen. Da sie aber ungehört blieb, hatte sie in der Angst ihres Herzens den Sprung gewagt. Sie hatte etwas zu kurz getreten, — patschte

recht mitten in das Wasser hinein, und sowie ihr Fuß naß war, war es um sie geschehen. Sie verwandelte sich sogleich in einen Biber und ihr Söhnchen in ein Biberchen und beide schwammen mit dem Bache, der auf ein Mal mächtig anschwoll, zum Biberteiche hinab."

"Verzweifelnd folgte Otterherz, der wie gesagt, sogleich errieth, was geschehen war, dem Ufer des wilden Stromes, und nach drei langen und mühseligen Tagereisen kam er endlich am Biberteiche an. Hier wurde er eines „Wisch" *) oder Biberbaues ansichtig. Er sah dort seine Frau oben auf dem Dache sitzen. Sie flocht aus der Rinde des weißen Holzes („Bois blanc") einen Sack, und hatte ihr Biberchen an einer Schnur von Weiß-Holz-Rinde neben sich angebunden."

"Otterherz war außer sich bei dem Anblick. Er bat sie vom Ufer aus, sie möchte doch wieder zu ihm kommen. Allein sie erwiederte, sie könne nun nicht. — "Ich habe dir meine Verwandten und Alles geopfert, und ich habe nur von dir verlangt, daß du mir Brücken bauetest und mir trockenen Fußes über die Gewässer hülfest. Du hast dies grausamer Weise außer Acht gelassen. Jetzt muß ich für immer bei meinen Verwandten bleiben." — Ihr Mann bat sie, sie möchte dann doch wenigstens ein Mal die Weißholzschnur lösen, und seinen kleinen Sohn zu ihm lassen, damit er ihn küsse; allein auch dies glaubte sie ihm verweigern zu müssen. Sie blieb wo sie war. — Und "— hiermit endigte plötzlich die Geschichte meiner Alten."

"Aber was wurde denn zuletzt aus dem armen Otterherz?" fragte ich sie, nicht völlig befriedigt. "Verwandelte

*) Wisch ist die reine Odschibbewä-Aussprache und Orthographie des Wortes. Die französischen Voyageurs haben es in ihre Sprache aufgenommen, und haben „Wasch" oder „Waschi" daraus gemacht.

er sich vielleicht in einen Otter, und lebte er so, wenigstens in demselben Gewässer oder am Gestade des Sees, dem seine Frau nun angehörte? Oder kehrte er vielleicht zu seiner Schwester zurück, sie und sich selber in seinen alten Tagen über seinen zerronnenen Glückstraum zu trösten?“

Allein meine Alte wollte sich auf weiter nichts einlassen. Sie blieb dabei: „ihre Geschichte sei zu Ende.“ Die verlassene Schwester, mit der die Erzählung angefangen hatte und an die ich sie erinnerte, blieb vergessen. Und der unglückliche Oshige-wäkon blieb am Schlusse auch unbefriedigt und wie eine Salzsäule dastehen. —

Dies sind solche Schlüsse, wie die Indianischen Sagen sie oft haben. Sie klingen eine Zeitlang wie die Aeolsharfe fort und kommen dann plötzlich zum Schweigen.

La Pointe, August 1855.

Eilfter Brief

Vermischte Aufzeichnungen.

„Bringet her die letzten Gaben
„Stimmt die Todtenklag'!
„Alles sei mit ihm begraben
„Was ihn freuen mag!"
Schiller.

Beim Tode eines Kindes.

Schon ein paar Abende hatte man in einer Hütte, die eine halbe Meile von der meinigen entfernt war, und in der ein junges Indianisches Ehepaar wohnte, die Trommel geschlagen. Es war ein krankes und sterbendes Kindchen im Hause, und die Aerzte behandelten es alle Tage. Eines Abends, als ich nahe bei der Wohnung vorüberging, konnte ich der Versuchung hinein zu sehen nicht widerstehen und hob eine der losen Apakwas (Birkenrindenbedachung) der Hütte ein wenig auf, um hineinzuschauen. Ich hatte gerade die rechte Ecke getroffen. Denn ich blickte dem Arzte und seinem kleinen Patienten gerade ins Angesicht. Mich erschreckte dies plötzlich sich mir entfaltende Tableau vivant ein wenig.

Das sehr kranke und matte kleine Wesen lag in den Armen des Vaters, der erstaunlich betrübt und sorgenvoll aussah. Vor ihm kniete der Arzt und bewegte sich kriechend näher hinzu und wieder weg. Er blickte das leidende Geschöpfchen — aber freilich mit einem ganz andern Ausdruck als der Vater — beständig an, und hatte sein Auge auf das Kind geheftet, wie auf seine Beute. Es war beinahe so, wie wenn eine Katze mit der Maus spielt. Nur daß in diesem Falle nicht das Kind selbst, sondern die in ihm steckende Krankheit die zu haschende Maus vorstellte.

Das Hauptinstrument des Arztes war ein hohler, sehr weißer und sehr glatt bearbeiteter Knochen. Diesen Knochen, *) der etwa $2^1/_2$ Zoll lang und von der Dicke des kleinen Fingers war, verschluckte der Arzt zu wiederholten Malen, brachte ihn eben so oft wieder herauf, blies dann das Kind damit an, saugte durch die Röhre an der Haut des Kindes, verschluckte den Knochen wieder, und brach dann unter ziemlich fratzenhaften und schrecklichen Verzuckungen das Böse, das er eingesogen hatte, heraus in ein Becken.

Das Ganze wurde durch beständiges Trommeln, Rasseln und Singen von Seiten eines Gehülfen des Arztes begleitet, so wie durch sonstige Dienstleistungen und durch vieles Seufzen von Seiten der Mutter des Kindes. Nichts desto weniger aber ging das kleine Wesen doch einem raschen Ende entgegen.

Am andern Morgen, als ich früh wieder kam, und als theilnehmender Nachbar in die Hütte selber eintrat, fand ich den Arzt nicht mehr zugegen. Aber das Kind lag, in eine dicke wollene Decke gewickelt, dem Vater noch

*) Gewöhnlich nehmen sie dazu den Beinknochen der sogenannten Nika oder Brantgoose (einer Art wilder Gans).

immer im Schooße. Er hatte es höchst zärtlich umfaßt. Die Mutter schien von den Anstrengungen der Nacht vollkommen erschöpft, und lag auf dem Boden ausgestreckt, mit dem Gesichte in den Lagerdecken oder Fellen. Alles war mäuschenstill und nahm so wenig Notiz von mir, wie am Abend zuvor. Der kleine leidende Kranke athmete in den letzten Zügen. —

Desselbigen Tages gegen Abend kam ich noch ein Mal wieder, konnte jedoch die Wohnung nicht finden. Endlich überzeugte ich mich wenigstens, daß ich die rechte Stelle entdeckt habe. Aber die Hütte selbst war bis auf den letzten Stumpf und Stiel weggebrochen, auch die Einwohner waren verschwunden, das Feuer des Hauses ausgelöscht, und auch alle ihre Sachen und Sächelchen bis auf das Letzte weggeschafft. — Das kleine Wesen war gestorben und bereits begraben und die trauernden Aeltern hatten darauf, wie es bei den Odjibbewäs nach jedem Todesfalle Gebrauch ist, ihre Hütte weggebrochen und ihr Feuer ausgelöscht, und waren zum Trost einstweilen zu Verwandten gezogen. *)

Man führte mich zu dem Hause, in dem sie sich be-

*) Les Indiens craignent la mortalité. (Die Indianer fürchten Alles, was mit dem Tode und den Todten zusammenhängt,) das wiederholten mir meine Canadier oft genug. Daher begraben sie ihre Verstorbenenen so schnell als möglich. Sie transportiren sie nicht zur Thür der Wohnung hinaus. Vielmehr schneiden sie hinten ein Loch in das Haus und schicken da den Todten hinaus. Sie fürchten, daß der Todte, wenn er lange bei ihnen bleibe, auch noch andere Lebende nach sich ziehe. Sie brechen nachher nicht nur das ganze Haus weg, und löschen nicht nur das alte Hausfeuer aus, sondern sie hüten sich auch sehr das neue Feuer im neuen Hause mit Funken und Feuerbränden vom alten anzumachen. Es muß ein ganz neues Feuer und ganz neues Holz dazu genommen werden. Auch bauen sie das neue Haus nicht wieder auf derselben Stelle auf, sondern wählen dazu einen andern Fleck in möglichst weiter Entfernung.

fanden, und ich sah sie daselbst traurig und ernst unter den Ihrigen sitzen. Es waren aber sehr viele Menschen zugegen und erstaunlich viel Lärm und Getümmel. Es wurde gesungen und die Trommel wurde geschlagen. Es kam mir vor, als wenn Corybanten sich bemühten, den Schmerz zu ersticken.

„So ist es auch“ sagte mein Canadischer Begleiter, „diese Trommler und Sänger sind „Consolateurs“ (Tröster). Unsere Indianer engagiren bei Todesfällen solche „Consolateurs“ förmlich, und bezahlen sie recht gut. Gewöhnlich nehmen sie dazu irgend einen „vieillard parleur“ z. B. einen solchen wie unser alter „Vieux Espagnol“ (Dies war ein alter schwatzhafter Indianer, der zuweilen zu uns gekommen war). Diese „Consolateurs“ spielen dann aber gar nicht auf das stattgehabte traurige Ereigniß an. „Il chantent les chansons les plus recréatifs et racontent des histoires, pour les faire oublier leur chagrin.“ —

Eine solche „Tröstung“ dauert ziemlich lange, denn ich hörte noch mehrere Abende, wenn ich bei jenem Hause der Verwandten meines trauernden Ehepaares vorüberging, die Trommel darin ertönen, und, wenn ich nach dem Warum? fragte, so hieß es immer, es seien die „consolateurs.“

„Die Unglückspuppe.“

Sowohl bei den Odjibbewäs als auch bei andern Indianern ist es ein ziemlich allgemeiner Gebrauch, ihren gestorbenen Kindern und besonders den Säuglingen, eine Haarlocke zum Andenken abzuschneiden, und diese Haarlocke in Papierchen und bunten Bändern einzuwickeln. — Rund herum legen sie auch die Spielsachen, Kleider und Amulette des geschiedenen Kleinen. Aus dem allen entsteht

dann ein dickes längliches Packet, das mit Binden kreuzweise fest zusammengeschnürt wird und wie eine Puppe gehandhabt werden kann.

Sie nennen diese Puppe mit einem Worte, *) welches soviel als „das Elend" oder „das Unglück" bedeutet, und das man wohl am besten mit Unglücks-Puppe übersetzen kann. Dies leblose Wickelkind nimmt nun die Stelle des verstorbenen Kindes ein. Die betrübte Mutter schleppt es überall oft ein Jahr lang und länger mit sich herum, wie sie früher ihren Säugling schleppte. Sie stellt es neben sich hin beim Feuer, wie früher ihren Säugling in seiner hölzernen Wiege, und gedenkt des letztern seufzend beim Anblick seines Kleider-Päckchens. Sie nimmt es auch auf ihren Ausflügen und Reisen mit, wie sonst ihr Kind. Die leitende Idee, so sagt man mir, sei, daß das verstorbene kleine unbehülfliche Wesen, weil es noch nicht zu gehen verstand, seinen Weg zum Paradiese nicht finden könne. Durch das fleißige Schleppen seines Ebenbildes, der „Unglückspuppe" glauben die Mütter seine Seele forthelfen zu können. Sie tragen es daher so lange, bis sie glauben daß der Geist des kleinen Wesens genugsam gewachsen sei, und sich nun selbst fortzuhelfen vermöge.

Auch bei öffentlichen Festen werden diese Puppen wohl mitgenommen und producirt, und es werden ihnen dann zuweilen Geschenke oder Opfer-Gaben dargebracht. Wenn z. B. ein Kriegertanz ausgeführt wird und die unglückliche Mutter mit ihrer Puppe weinend dabei sitzt, so schneidet sich wohl ein Krieger eine Partie Haare ab und wirft sie auf das Ding: „pour faire plaisir à la pauvre mère et à son enfant." —

Wenn das Trauer-Jahr zu Ende ist, so wird ein

*) Im Objibbewä ist es: „Kité-magissiwin."

Familienfest veranstaltet, das Packet auseinander gepackt, die Kleider und andern Gegenstände werden verschenkt, die Haarlocke aber wird herausgenommen und beerdigt.

Ich hatte hier auf meiner Insel selbst ein Mal Gelegenheit eine solche Unglückspuppe zu sehen. Es war bei Indianern aus dem Innern von „Lac Vermillion“. Sie hatten von da eine Fußreise von 10 Tagen gehabt, und die Mutter hatte das keineswegs leichte Wickelkind zu allen ihren übrigen Effecten so weit auf dem Rücken mit sich geschleppt.

Als ich es zuerst gewahrte, hatte einer der kleinen Knaben aus der Familie das Ding im Arme. Er saß damit beim Feuer und hielt es, wie unsere Kinder ihre Puppen und hätschelte es, wie er früher sein kleines lebendes Schwesterchen gehätschelt hatte. Nach einiger Zeit legte er es neben seiner Mutter hin. Man ließ es mich untersuchen. Es war sehr sorgfältig und fest gearbeitet. Am Kopfende waren zur Verzierung einige Federn und Zweiglein vom Lebensbaum angesteckt. Auch war vor der Brust der Löffel befestigt, mit dem man das verstorbene Töchterchen sonst gefüttert hatte.

Benehmen der Indianer bei einem plötzlichen Trauerfalle.

Die Indianer wissen oft die kleinen wie die großen Zufälle und traurigen Ereignisse des Lebens mit viel philosophischem Anstande und mit lobenswerther Resignation ins Auge zu fassen. Dies zeigte sich unter andern bei folgendem Vorfalle.

Ein junger Mann hatte sich mit einigen andern zum „Paguessing,“ (jenem Indianischen Schüsselspiele) niedergesetzt. Er hatte seine geladene Flinte hinter sich gestellt und

sie außer Acht gelassen. Sein jüngerer Bruder, ein Knabe von 13 Jahren, hatte die Flinte in die Hand genommen, den Hahn auf und zu gemacht und ihn endlich mit sammt dem ganzen Inhalt der Flinte fahren lassen. Der Schuß war seinem Bruder in den Kopf gegangen und der junge Krieger wurde plötzlich mitten im Spiele, mit Federn und Farben geschmückt, wie er war, todt niedergestreckt.

So wie man sich von seinem Tode überzeugt hatte, entstand ein allgemeines Klagegeschrei und auf der Stelle bereitete sich Alles zur Beerdigung, die bei den Indianern dem Tode gewöhnlich unmittelbar auf dem Fuße folgt. Weiber, Männer und Kinder überließen sich der heftigsten Trauer. Die Weiber schrieen und jammerten den ganzen Tag bis tief in die Nacht, lösten sich die Haare und bestreuten sich aus beiden Händen mit Asche. Die Männer schwärzten sich die Gesichter und steckten sich Messer und Nadeln und Dornen durch die Haut und durch das Fleisch, geradeswegs hindurch durch die tiefsten Stellen der Brust und Armmuskeln.

Bei der Beerdigung trat ein alter Indianer auf, stellte sich einem großen Fichtenbaum gegenüber und hielt an die trauernde und nicht nur in Thränen sondern auch so zu sagen in ihrem Blute schwimmende Versammlung eine äußerst rührende Rede. Bei dieser Rede war das Auffallendste, daß der Redner den schrecklichen Vorfall selbst gar nicht direkt erwähnte, sondern die ganze Sache umschrieb und einkleidete.

Der Hauptgedanke seines Vortrags war, daß eine schlanke große Fichte aufrecht gestanden habe, wie die da vor ihnen. Plötzlich aber sei auf des Großen Geistes Geheiß der Blitz herbeigekommen, in den schönen Baum gefahren, und habe ihn zu Boden gestreckt. Auf den jungen Bruder, das unschuldige Werkzeug des ganzen Unglücks, wurde nicht im

allerentferntesten angespielt. — Dieser war gleich nach dem Vorfalle von Furcht und Schrecken ergriffen, schnell in den Wald entflohen. Seine übrigen Geschwister aber waren ihm nachgeeilt, hatten ihm freundlich zugeredet und ihn zurückgebracht. Kein ungeschickter Vorwurf kam weder über ihre Lippen, noch über die der Aeltern, und auch später wurde nie des Vorfalls mehr in der Familie erwähnt, obgleich dem Dahingeschiedenen noch manche Trauergedanken nachgesandt wurden. —

Wie sich die Indianer nach der Gesundheit ihrer Angehörigen erkundigen.

Die Frage über die Gesundheit aller Lieben, die die Indianer, wenn sie sich begegnen, an einander zu richten pflegen, beantworteten sich bei jenem Zusammentreffen, von dem ich oben, bei Gelegenheit des Kanoebaues, erzählte, so ziemlich von selbst, da sie sich alle vor sich sahen. Ereignet es sich aber, daß zwei befreundete Indianer einander auf der Reise treffen, so nehmen die Fragen dieser Art und die Antworten darauf fast kein Ende.

Dann wird jeder Verwandte einzeln durchgenommen, und sein Wohlbefinden und seine Lage geschildert. „Wie geht es Deiner Frau?" „Was machen Deine Kinder?" „Sind sie alle gesund und wohl genährt?" — „Ist Deine alte Mutter bei guter Gesundheit?" — „Nein sie ist ein wenig unwohl!" — „Was fehlt ihr?" — „Sie hat sich eine böse Erkältung zugezogen und liegt an einem Fieber darnieder." „Hast Du eine wirksame Medizin dafür? Wo nicht, willst Du diese versuchen? Nimm davon!" — „Wie befindet sich denn Dein Onkel? und sind die leidenden Füße Deiner Tante wieder besser?" — „Ihre Füße

sind besser. Aber sie hat nun angefangen an den Augen zu leiden.“ — Mit solchen Fragen und Antworten läßt man die ganze Verwandtschaft die Revue passiren, und nicht bloß die Personen, sondern auch alle Leiden und Krankheiten und deren Verlauf werden dabei einzeln durchgenommen. —

Liebesdienste für eine hinfällige Alte.

Wenn die Indianer, wie man ihnen oft Schuld giebt, gewöhnlich ihre Alten vernachlässigen, so ist dies wenigstens nicht immer der Fall.

Heute sah ich vor einer Indianer-Hütte recht viel Liebesthätigkeit aufgewandt für eine sehr alte Frau, die lahm, blind und halb taub war, und die nach der Sonne verlangt hatte. Die Art und Weise, wie die Töchter und Schwiegertöchter dieser Alten das Lager draußen im schönen warmen Sonnenschein bereiteten, wie sie ihr die Matten und Decken bequem zurechtlegten, und es ihr recht gemüthlich machten, und wie sie dann endlich die Alte selber vorsichtig herausführten und niedersetzten, — dies Alles zu betrachten that mir recht wohl. Sie hätten, so erzählten sie mir, ihre Großmutter 130 Meilen weit her im Kanoe herbeigeführt, weil zu Hause Niemand für sie hätte sorgen können. —

Etwas von der Vielweiberei der Indianer.

Ein sehr bekannter Schriftsteller der Indianer ist der Meinung, daß es unter den Odjibbewäs nicht für recht ehrenvoll und anständig gehalten wird, mehrere Weiber zu haben. Dieser Ansicht widersprechen meine Leute hier ge-

radezu. Sie behaupten, daß es im Gegentheil für höchst ehrenvoll gehalten wird, zur Ernährung mehrer Weiber im Stande zu sein. Je tüchtiger, braver und geschickter ein Jäger ist, desto mehr Weiber nimmt er. Ein recht ausgezeichneter und berühmter Jäger braucht auch gar nicht viel nach Weibern zu suchen. Er kann sich ihrer kaum erwähren. Ein Mann der mehre Weiber erhalten kann, gewinnt Einfluß, er wird für einen Mann von großen Gaben und von starkem Charakter gehalten und die Familien mit ihren Töchtern bieten sich ihm selber an. Gewöhnlich nehmen sie die Weiber aus derselben Familie, häufig eine ganze Reihe von Schwestern. Die erste Frau bleibt aber immer die Haupt-Vorsteherin des Haushalts „Elle est la regnante." Sie hat ihren Platz in der Hütte gewöhnlich dem Mann zur Seite. Ihr übergiebt der Jäger auch das Wild, das er erlegt hat, zur Disposition und Vertheilung. Sie erhält sich auch schon deßwegen leichter in diesem Ansehen, weil sie gewöhnlich die erstgebornen Kinder im Hause hat. Die verschiedenen Frauen haben auch ihre besonderen Indianischen Namen, von denen der für die erste so viel bedeuten soll als: „La femme de sa droite," der für die zweite: „La suivante," der für die dritte: „La petite femme." Mehr als drei Weiber haben sie wohl selten. —

Wenn sie ihr Weib verloren, so ist ihre Trauer sehr tief. Sie färben sich das ganze Gesicht kohlschwarz. Sie legen ihre silbernen oder messingenen Armbänder ab, und binden sich in Kohlenstaub geschwärztes Leder um den Arm. Eben solches schwarzes Leder legen sie sich auch statt der Wampum-Ketten um den Hals. Die Haare schneiden sie ab, und kämmen sie nicht. — Doch hat dann oft die Schwester der Vorstorbenen Mitleiden mit dem Tieftrauernden, kommt ins Haus, ihn zu trösten, der Kinder wahr zu nehmen und oft bleibt sie darauf, wie gesagt, als

Nachfolgerin ihrer Schwester in der Wirthschaft. — Die Frauen sind in der Regel nicht so streng oder wie sich ein Canadier gegen mich ausdrückte nicht so „correkt" in ihrer Trauer um ihren verstorbenen Gatten, wie denn überhaupt bei den Indianischen Frauen „Putz, Mode und Ceremonien" weniger in Anschlag kommen, als bei den Männern.

Wie ein Indianer die Häupter seiner Lieben zählte.

Ich hatte hier kürzlich Gelegenheit einen ganz eigenthümlichen Fall Indianischer Arithmetik zu beobachten.

Die Leute so wie sie hier aus dem Innern ankommen, melden sich alsbald bei dem Amerikanischen Agenten, um ihre Anspruchsrechte auf eine Theilnehmung an der Tribut-Auszahlung zu consolidiren. Der besagte Agent mit seinen Schreibern hält offene Sitzung in einem Saale oder Schoppen und da wird nun alle Tage ein anderer Stamm vorgenommen. Vor allen Dingen versammelt er die Häuptlinge und Aeltesten um sich, die am besten über die Familien-Verhältnisse, Frauen- und Kinderzahl rc. jedes Stammmitgliedes Bescheid wissen und die im Stande sind, die Angaben jedes einzelnen zu controlliren.

Der Tribut wird nämlich per capita vertheilt. Kinder, Weiber, Männer, alle sind gleich berechtigt. Und je mehr Kinder und Frauen einer hat, desto mehr Tribut bekommt er ausgezahlt. Nach dem Buchstaben des Gesetzes soll sich nun eigentlich jeder Berechtigte persönlich stellen, und die meisten kommen daher auch mit ihrer ganzen Familie angezogen. Doch ist es nicht möglich, dieses Gesetz streng durchzuführen. Es sind immer Alte und Kranke genug da, welche die Reise nicht mehr machen konnten. In manchen Gegenden haben die Weiber um die Zeit der Tribut

zahlung ihre Reis-Erndte oder sonst eine dringende Arbeit. Wenn sie Wochen lang abwesend sein sollten, würde es ihren Haushalt in Unordnung bringen. Man nimmt es daher ziemlich leicht mit der Zulassung von Entschuldigungen, und erlaubt es wohl dem Familienvater, wenn er die Anzahl der Seinen gehörig constatirt hat, und seine Angaben mit denen der Häuptlinge übereinstimmen, das Geld für sie alle einzustreichen. Auch die, welche sehr weit weg wohnen, dispensirt man wohl vom persönlichen Erscheinen. —

Ist ein Stamm an der Reihe, dessen Mitglieder noch nicht alle angelangt sind, so supplirt man die Statistik der Abwesenden einstweilen ganz aus dem Gedächtnisse der Aeltesten. Da ist es nun recht interessant zu sehen, wie gut ihr Gedächtniß ist. Diese Aeltesten haben keine andere Dorf-Register und Gemeinde-Bücher, als die, welche sie im Kopfe mit sich bringen. Sie wissen aber immer genau, wem im Stamme ein neues Kind geboren wurde, — wer mit Tode abgegangen, — ob dieser oder jener sich von Neuem verheirathet, — ob er eine zweite oder dritte Frau genommen, — ob ein Mädchen und wen und unter welchen Umständen es in einen andern Stamm hineinheirathete. Sie wissen anzugeben, ob Einer ein Halb-Indianer (Half breed) und in welchem Grade er dem Stamme verwandt sei, und in wiefern man ihn zur Theilnahme an dem Tribute als berechtigt betrachten könne.

Wer Tage lang dasitzen und diesen statistischen Aufnahmen beiwohnen und den Discussionen mit den Aeltesten über jede Familie und jedes Individuum zuhören könnte, der würde manchen Blick in das innere Haus- und Familien-Verhältniß dieser Völker zu thun und manche eigenthümliche Geschichte zu vernehmen Gelegenheit finden.

Ich fand dabei ein Mal, wie ich schon andeutete, einen eigenthümlichen Fall von Indianischer Arithmetik.

Ein Mann, der weit aus dem Innern von Wisconsin heran gekommen war, und seine Familie und Kinder selbst nicht hatte mitführen können, brachte statt ihrer einen kleinen Bündel von Holzstäben in das Registrirungs-Büreau. Als sein Name aufgerufen wurde und man ihn nach der Größe seiner Familie befragte, legte er dieses Stäbe-Bündel auf den Tisch und sagte, da wären die Seinigen alle, man möchte nachzählen. Die Stöcke waren recht sauber geschnitzt und dann mit einem purpurrothen Wollenfaden zusammengeschnürt. Zwei größere waren für seine beiden Frauen da, und 7 kleinere für seine Kinder, jeder Stab desto länger, je größer das damit bezeichnete Kind war. Er holte das ganze Bündel aus einem Tuche hervor, in das er es sorgfältig eingewickelt hielt. Er hatte es so auf seiner ganzen langen Reise von Hause vorsichtig bei sich getragen. Er hatte also die Stöcke schon zu Hause selber im Kreise seiner Familie geschnitzt und die Familien-Mitglieder hatten ihm gleichsam zu jedem Pflock als Portrait gesessen.

Dies war mithin in des Indianers Augen ein ganz unzweifelhaft sicheres Document. Es erschien ihm gleichsam als eine „Handfeste“, eine viel solidere Documentirung, als wenn er die Anzahl seiner Leute bloß auf einem Papierchen numerirt hätte, oder wenn er die Summe dem Agenten bloß mit Worten mündlich genannt hätte, obgleich nach unseren Europäischen Ansichten diese verschiedenen Weisen alle gleichviel Werth gehabt haben würden.

Auch nachher bei der wirklichen Auszahlung des Tribut-Geldes selbst beobachtete ich noch mancherlei eigenthümliche und für die Indianer charakteristische Vorfälle und Scenen. Wollte ich sie alle schildern, so könnte ich ein langes Capitel damit füllen.

Es sieht interessant genug aus, wie die armen Kerle und Weiber, wenn sie aufgerufen werden, vor den Zahl-

tisch treten, und wie jeder den Tribut empfängt und mit den ihm eigenthümlichen Manieren sich auf gar verschiedene Weise linkisch und täppisch dabei benimmt.

Der Eine kommt mit einer pelzigen Tasche den goldenen, oder wenigstens silbernen Regen aufzufangen. Der Andere hat nur einen Tuchlappen dazu. Eine arme Wittwe hat nichts als ihre Schürze, in die sie es knotet. Sie denkt, indem sie eine Handvoll blanker silberner Münzen hineinfallen sieht, es sei schon genug, und will die Knoten schließen. „Stop here!" sagen die Zahlmeister, „here is more!" und schütten ihr noch ein Paar Handvoll nach, die sie ganz verwundert hineinfliegen sieht.

Denn vom Nachzählen des Geldes von Seiten der Indianer ist hier nicht die Rede. Sie trauen darin ganz den Amerikanischen Zahlmeistern, und sie verstehen ohne dies kaum etwas von dem relativen Werthe der großen und kleinen, der weißen und gelben (silbernen und goldenen) Münzen, die man ihnen haufenweise zuschiebt. Sie quittiren den richtigen Empfang ganz bona fide.

Die Art ihres Quittirens ist die lakonischste, die ich je gesehen habe. Da sie alle natürlich nicht schreiben können, so unterschreibt der Amerikanische Sekretär ihren Namen für sie. Damit sie aber doch auch nicht ganz unthätig bei dieser Unterschrift sind, so ist es eine hergebrachte Regel, daß sie während der Sekretär schreibt, die Feder berühren. Ein bloßes Betüpfeln der Feder mit dem Finger genügt auch schon, bevor noch der Sekretär zu schreiben anfängt. Ja manche verstehen auch dies Betüpfeln nicht einmal recht oder nicht schnell genug auszuführen. Der Sekretär kommt ihnen daher schon mit der Feder entgegen und tupft sie damit selber, wie mit einem Stöckchen auf die Finger. Eine solche irgendwie ausgeführte Berührung

der Feder muß aber immer stattfinden, damit sich die Sache dem Indianer gehörig ins Gedächtniß präge. —

Da es in unserem kleinen Orte leider nicht an Vorräthen von Feuerwasser fehlte, so kamen einige der Indianer auch zu dem Zahltische in einem Zustande, der für die Abmachung von Geldgeschäften äußerst ungünstig war. — Es waren dies freilich nur sehr einzelne. Doch beobachtete ich eine Indianerin, die völlig des Bösen zu viel hatte und die Straße mit widerlichem Lärm erfüllte. Sie wurde von einem zwölfjährigen Kinde, ihrer Tochter begleitet, die mit den Anzeichen der größten Bekümmerniß und Sorge den Zustand ihrer Mutter beobachtete. Die Goldstücke, welche die Mutter bei der Zahlung bekommen hatte, hatte das kleine Mädchen in den Mund genommen, um die Hände zur Unterstützung der Taumelnden frei zu haben. Sie bedeckte sorgfältig mit dem flatternden Mantel ihrer Mutter Blößen. Da es Zeit war, sich an einem andern Platze zu melden, wo außer dem Gelde auch noch Werkzeuge, Lebensmittel und andere Dinge an die Indianer vertheilt werden sollten, so suchte sie die Mutter an Ort und Stelle zu bringen. Sie schleppte sie am Arme, sie zog sie an ihren Kleidern, und gerieth fast in Verzweiflung, daß es ihr, (auch selbst mit unserem Beistande) nicht gelingen wollte, das ganz ausgelassene Weib an den Platz zu schaffen. Da sie nicht zu bewältigen war, so ließ die Kleine ihre betrunkene Mutter endlich auf einen Stein nieder, und lief dann weinend davon zu den Lebensmittelvertheilern, um dort selbst ihre Familie zu vertreten, und ihren Antheil zu empfangen. — Ich hatte die Freude zu sehen, daß sie angenommen wurde, und daß sie mit so vielen Dingen bepackt, als sie nur schleppen konnte, zur Mutter, die auf ihrem Steine eingeschlafen war, zurückkam. Sie

ließ sich nun ruhig mit den Schätzen neben ihr nieder und erwartete ihr Erwachen. —

Bei der Vertheilung der Geräthschaften, Provisionen und Kleidungsstücke an die Indianer gab es manche komische Scenen. Sie bekamen auch neue Filzhüte, große blaue Röcke mit blanken Knöpfen, sehr zweckmäßige graue Mützen. Sie zogen Alles auf der Stelle über und in kurzer Zeit war die ganze Versammlung wie verwandelt. Manche wickelten ihre Fuchs- und Stinkthierschwänze, so wie sie sie bisher um den Kopf gewickelt hatten, nun um die Hüte herum. Manche, die eine Mütze und zugleich einen Hut erobert hatten, stülpten sich beides in sehr lächerlicher Weise zugleich auf den Kopf. Einer der den Nutzen der Mütze nicht recht begriff, oder vielleicht nichts auf dem Kopfe zu haben wünschte, füllte sie mit Taback und hing sie sich als Tabacksbeutel am Gürtel auf. Einem anderen war aus Versehen die Marke oder Adresse des Amerikanischen Rockfabrikanten auf seiner neuen Kleidung angeheftet sitzen geblieben. Er glaubte, diese bunte vergoldete Marke gehöre durchaus wesentlich zu seinem neuen Rocke. Er wollte sie sich unter keiner Bedingung abreißen lassen, und ich sah ihn noch einige Tage lang mit diesem papiernen Flicken wie mit einem Ordensschmucke herum stolziren, bis allmählich ein Regen ihn wegwusch. —

La Pointe, August 1855.

Zwölfter Brief

Vermischte Aufzeichnungen.

(Fortsetzung)

Und weiter über den Bäumen
Die goldnen Sterne glänzen,
Der Erde Schlummernächte
Mit Himmelslicht zu kränzen.
R. Reither.

Etwas von der Geographie und Sternkunde der Odjibbewäs.

Jede Karte der Vereinigten Staaten lehrt, daß die Länder, die um den Oberen See herumliegen bei uns die Namen „Wisconsin", „Michigan" rc. haben. Hier im Lande selbst haben Canadier und Indianer ganz andere Benennungen für sie in Gebrauch. Um den Leser noch etwas mehr in meiner Indianischen Lokalität zu orientiren, mag ich einige derselben aufführen.

Das Nordufer des Sees nennen sie hier gewöhnlich: „Das Andere Ufer" „L'autre bord" (im Indianischen: Agamkitchigamig. Die Gegenden im Süden des Sees heißen bei den Canadiern: „Le pays de la folle avoine" (das

wilde Reisland), im Indianischen: Manominikan von Manomin (der wilde Reis). Diese Pflanze ist in den südlichen Anlanden des Sees besonders häufig und der Name der hier wohnenden Indianer ist daher auch „Manomini" (Wilden Reis-Leute).

Die Französischen Canadier nennen diese südlichen Länder manch Mal sehr lakonisch bloß: „Les terres folles". Recht oft hörte ich sie sagen: „In den terres folles thut man dies und das." - Zuweilen sagen sie auch eben so kurz: „La folle avoine" z. B. Je veux hiverner à la folle avoine (Ich will im wilden Reise, d. h. im Lande des wilden Reises, — Wisconsin, — überwintern).

Ebenso bezeichnen sie das Land, wo die Ottáwa-Indianer wohnen, die sogenannte Obere Halbinsel von Michigan ganz kurz „Chez les Courtes Oreilles" (Bei den kurzen Ohren), weil dies der Canadische Name der Ottáwa-Indianer ist.

Die Länder im Westen an den Quellen des Mississippi werden hier gewöhnlich als: „Les bois forts" (die dichten Wälder) bezeichnet. Sie heißen auch im Indianischen so. Auch der Indianische Name für die Stämme, die dort wohnen, bedeutet etwa so viel als: „Wald-Menschen."

Ich gab mir viel Mühe, einen uralten Odjibbewä-Namen des St. Lorenzo-Flusses oder einen Gesammtnamen des ganzen Wassersystems dieses Stromes zu finden. Allein ich habe dergleichen nicht entdecken können. Jetzt und so auch vielleicht schon seit ziemlich langer Zeit, nennen die Indianer ihn: „den Montreal-Fluß", wie auch die Canadier meistens sagen: „La rivière de Montreal." — Montreal heißt in der Sprache der Odjibbewäs, die kein „r" aussprechen können, „Moneang" und Fluß heißt „ssebi". Das Indianische Wort für den St. Lorenzo wird demgemäß „Moneang-ssebi", welches die jetzt unter den Indianern gewöhnliche Benennung des Stromes ist. —

Der breite St. Marien-Fluß, der den Oberen See im Süden verläßt, heißt „Kitschigumi-ssebi“ d. h. „der Fluß des Großen Sees.“ —

Die Odjibbewäs haben auch den Himmel nicht unbeobachtet gelassen. Sie kennen alle den Nordstern, haben seine Unbeweglichkeit beobachtet und haben einen Namen für ihn: „Giwédanang“, was buchstäblich heißt: „der Stern im Norden“. Anang ist = Stern und Giwédin = Norden. Ein weitgereister Voyageur versicherte mich, daß selbst die wildesten unter den Indianern den Stern ganz allgemein unter diesem Namen kennen.

Ebenso kennen sie alle den „Morgenstern“, den sie Wabanang nennen, von „Anang“ (Stern) und „Waban“ der Osten). —

Ich sitze mit ihnen hier oft draußen vor meiner Hütte, und sie zeigen mir dabei die ihnen bekannten Gestirne. Sie haben mir noch folgende genannt und gezeigt: „den Bärenkopf“ (Makosh-tigwan) „das Bärenkreuz“ (Makojigan) „die drei reisenden Könige“ (Les Trois rois voyageurs: Odj: Adawomog). Leider bin ich aber nicht im Stande, genau zu sagen, welchen von unsern Sternbildern diese Benennungen entsprechen, weil sie mir oft andere Sterne in eine Gruppe oder einem Bilde zusammen zu fassen schienen, als wir. —

Die Plejaden nannten sie mir „Madodisson“ d. h. „die Schwitzsteine“. Bei ihren Schwitzbädern gebrauchen sie erhitzte in einen Kreis zusammengelegte Steine, ungefähr in der Figur, in welcher die Plejaden zusammenliegen.

Nicht weit vom Nordstern zeigten sie mir drei Sterne, die sie Noadji-manguet, d. h. „der welcher hinter dem Loon *) herläuft“ nannten.

*) Der Loon ist ein großer Vogel, von dem ich später noch mehr zu berichten haben werde.

Sie haben auch verschiedene Ausdrücke für die verschiedenen Phasen des Mondes, oder wie sie ihn nennen „der Nachtsonne". *) Den Vollmond nennen sie: „die runde Nachtsonne. **) Und mit Ausdrücken, welche mit den unsrigen correspondiren, bezeichnen sie auch den „abnehmenden", den „zunehmenden" Mond. Auch haben sie besondere Worte für den sogenannten „Hof des Mondes", für „Doppelsonnen" und andere Erscheinungen am Himmel, ein Umstand, der beweis't, daß sie den Ereignissen am Firmament eine ziemlich große Aufmerksamkeit gewidmet haben.

Fast jeder einigermaßen intelligente Indianer weiß auch zu allen Zeiten des Jahres, wenn er den hellen Himmel anblickt, die Tageszeit zu bestimmen, wo die Sonne den Meridian passirt und genau die Mittagsstunde anzugeben. Für die übrigen Stunden haben sie Ausdrücke wie diese: „Es ist halbwegs bis Mittag", oder: „es ist noch die Hälfte von Mittag bis Sonnen-Untergang." —

Besser noch als am Tage, wissen sie in der Nacht, wenn sie sternenhell ist, die Zeit zu bestimmen. Ueber die Zeit eines nächtlichen Aufbruchs können sie sich sehr genau besprechen. Sie verabreden sich über diese Zeit „nach dem Untergange dieses oder jenes Gestirnes", oder sagen: „wenn der oder jener Stern da und da steht". —

Die größeren Zeit-Abschnitte des Jahres und der Monate bestimmen sie wie wohl alle Völker der Welt nach den Bewegungen der Sonne und des Mondes.

Ich habe hier unter den Odjibbewäs von einem Monate sprechen gehört, „in dem die Leute das Laster verwerfen" (une lune, ou ils rejettent le vice). Das erste Mal, so erzählte man mir, wo die Leute, besonders die Jungen

---

*) „Tibik-gisis" von „Tibik" = Nacht und „gisis" = Sonne, —

**) Wawuijesi-tibik--gisis.

den Mond im Februar sehen, sagen sie: „Je rejette ma mauvaise maniére de vivre." — Dies war leider Alles, was ich über diesen interessanten Umstand erfahren konnte. Steckt hinter dieser Sitte vielleicht eine Feier des wiederkehrenden Jahres, oder ist ein Rest sonst eines alten traditionellen Festes darin? Manche haben mir behauptet, es wäre wirklich der Anfang des Jahres damit bezeichnet. —

Sie theilen auch das Jahr in zwölf Monate, und haben für diese Monate ihre eigenen festen, Indianischen Namen. Es ist daher wohl wahrscheinlich, daß diese Eintheilung bei ihnen sehr alt ist, besonders da sie auch alle Paar Jahre einen dreizehnten namenlosen Monat hinzusetzen, um wieder mit der Sonne zurecht zu kommen. —

Bei meinen Odjibbewäs am Obern See haben die Monate folgende Namen: Januar = „der Geister-Monat."

Februar = „der Monat der Schildfische („Sucker"), die dann anfangen in den Flüssen hinaufzugehen.

März = „der Monat der Schneekruste," weil dann die Sonne den Schnee oben gemeiniglich mit einer festen Kruste bedeckt und in dieser Zeit gut zu reisen ist.

April = „der Monat des Zerbrechens der Schneeschuhe," weil dann wie die Schneekruste selbst so auch die Schneeschuhe beim Gebrauche leicht zerbrechen.

Mai = „Blumen-Monat."

Juni = „Erdbeeren-Monat."

Juli = „Himbeeren-Monat."

August = „Heidelbeeren-Monat."

September = „der Monat des wilden Reises."

October = „der Monat des Blätterfalls."

November: „der Frier-Monat."

December: „der kleine Geister-Monat." —

Freilich wissen nicht Alle um die richtige Berechnung und Bestimmung der Monate bescheid. Und es soll oft

recht komisch sein, den Alten zuzuhören, wie sie sich darüber streiten, welchen Monat man denn nun eigentlich gerade jetzt habe.

Indianische Reisende.

„Der Titel „Odgidjida" (ein Braver, ein Held) ist für die Indianer das Höchste auf Erden. Um ihn zu verdienen, laufen sie bis ans Ende der Welt."

Kriegs- und Mord-Expeditionen sind nicht das einzige Mittel zur Erlangung dieses Prädikats. Viele Indianer haben auch zu anderen Mitteln gegriffen, nicht selten wie es scheint, zu friedlichen Expeditionen, namentlich zur Ausführung weiter und gefährlicher Reisen, zu denen sie oft die Neugierde eben so gut, wie der Durst nach Ruhm und Auszeichnung gereizt haben mag.

Wir finden solche neugierige Indianische Reisende, die aus weiter Ferne herankamen, schon zuweilen in den ersten Berichten der Europäer über die Indianer erwähnt. Die Choctas haben, wie ich schon erwähnte, das Andenken eines berühmten Reisenden ihres Stammes aufbewahrt, der eine große Reise nach dem Westen unternahm, um das Meer zu finden, in dem die Sonne beim Untergang verschwinde.

Aehnliche Traditionen von berühmten Reisen und Reisenden unter den Wilden finden sich bei andern Stämmen. Man erzählte mir hier von einem Indianer, der sehr weit aus der Nähe der Rocky Mountains, (von einem ihrer nördlichen Zweige), hergekommen und hier am Obern See erschienen sei. Er habe, so sagte man, eine dem Odjibbewä ähnliche Sprache gesprochen, habe sich hier Alles neugierig angeschaut, und sei dann wieder in sein Land zurückgegangen.

Weit mehr Aufsehen als dieser Reisende machte hier aber die Erscheinung eines jungen Sioux, der vor einigen Jahren am See war. Er war der Sohn eines Häuptlings der Sioux, der nach Auszeichnung verlangend, und zugleich begierig zu sehen, wie die Erzfeinde seines Volks, die Odjibbewäs, unter sich lebten, beschloß, einen friedlichen Ausflug in das Land derselben zu machen. Er reiste allein, und nur mit seiner Jagdflinte bewaffnet, von Dorf zu Dorf unter den Odjibbewäs am See herum. Diese waren über seine Kühnheit erstaunt. Viele rotteten sich zwar zusammen und sagten, man müsse diesen Feind ihres Blutes tödten. Doch standen wieder Andere auf, und nahmen ihn in Schutz, lobten ihn seiner Keckheit wegen, und sagten, man müßte so etwas gastfreundlich respektiren. Diese Ansicht behielt überall die Oberhand, und der junge Sioux manövrirte so geschickt, daß er unversehrt und ungekränkt einen ganzen Winter unter den Odjibbewäs reiste und lebte.

Als der Frühling kam, zur Zeit der Ahornzucker-Ernte — „au temps des sucres“ wie die Canadier sagen, — reiste er wieder heim und die Odjibbewäs entließen ihn mit Ehrenbezeugungen.

Die Canadischen Voyageurs haben mich versichert, daß sie auch unter den Sioux solche reisenden und abenteuernden Odjibbewäs gefunden hätten. — Diese Sache ist zum Theil auch deßwegen interessant, weil wir uns daraus erklären können, daß wir Europäer schon bei unserm ersten Einmarsche in die Neue Welt so manche geographische Kenntnisse von entfernten Gegenden so weit unter den Eingebornen verbreitet fanden, z. B. die Kunde von der Existenz des Oceans bei tief im Innern wohnenden Nationen.

Indianische Läufer.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß die Indianer bei ihren Leuten Schnellfüßigkeit eben so hoch schätzen, wie die Griechen bei ihrem Achilles, und daß sie in ausdauerndem Laufe Außerordentliches vollbringen. —

Viele fast unglaubliche Leistungen der sogenannten „Indian runners" (Indianische Renner), welche die großen Pelz-Compagnien als Postboten benutzten, sind auch sonst bekannt genug geworden. Hier aber theilte man mir über diesen Punkt noch manches Interessante mit. —

Da die dünne Bevölkerung des Landes über weite Strecken vertheilt ist, so kommen oft genug Fälle vor, in denen ein tüchtiger Läufer durch schnelle Hülfe eine Familie vom Verderben retten kann und man begreift es daher schon deßwegen leicht, daß sie aus ihm einen eben so preiswürdigen Heroen machen, wie aus einem kühnen Krieger oder Jäger.

Früher ehe sie Pferde hatten, muß die Schnellfüßigkeit wohl noch höher in Ansehen gestanden haben. Da sie — wenigstens einige berittene Stämme, — alle wilden Thiere auf der Jagd zu Fuße erreichen mußten, so war das sogenannte „Niederrennen des Wildes" etwas ganz Gewöhnliches. Sie üben dasselbe aber auch noch jetzt zuweilen. So sollen sie es z. B. häufig mit dem Elenthiere thun. Vorzugsweise freilich nur im Winter, wo das Elenthier im Schnee schwer fort kommt, und durchbricht, während der Indianer auf seinen Schneeschuhen leicht darüber hingleitet.

Ein hiesiger Jäger erzählte mir ein Mal von einem solchen „Niederrennen des Elens" Folgendes. Er habe, sagte er, ein Mal einen halben Tag lang hinter einem

Elen hergerannt. Mehre Male habe er es fast erreicht und ganz nahe bei sich gehabt. Doch, sagte er, er habe es nicht tödten wollen, um die Mühe des Zuhauseschleppens zu sparen. Er ließ sich daher jedes Mal in einiger Entfernung von dem ermatteten Thiere nieder, gab ihm Zeit, neue Kräfte zu sammeln und verschnaufte sich auch selbst bei dieser Gelegenheit ein wenig. Nach einigen Minuten fing er das sonderbare Treibjagen wieder an und richtete es so ein, daß das Thier dabei auf möglichst abgekürzten Umwegen näher und näher zu seinem Hause herzugetrieben wurde. Gegen Abend hatte er es endlich ziemlich nahe bei seiner Station. Er näherte sich ihm darauf wieder, zog sein Messer, schlachtete es ab, und hatte nun gleich den Körper nahe bei Keller und Küche.

Ich hielt anfänglich diese Erzählung für eine á la chasseur ausgeschmückte Rodomontade, bis ich noch mehrere ähnliche Geschichten vom „Niederrennen“ oder „Heimtreiben anderer wilder Thiere“ hörte. Die merkwürdigste und am besten erzählte von allen fand ich in einem Amerikanischen Journale, „dem Dakota-Freunde“, *) und da sie meine eigenen Referate bestätigt, mag ich sie diesem Journale hier nacherzählen: „Ein Sioux-Indianer, „der Mann des Himmels“ (Man of the Sky) genannt, setzte sich, als er eines Tages von erfolgloser Jagd heimkehren wollte, auf einem hohen Punkte am Rande einer flachen Prärie nieder, um seine Pfeife zu rauchen. (Die Indianer ziehen immer, wenn es das Wetter erlaubt, einen erhabenen Punkt zum Ausruhen und Rauchen vor, und ihre Sommerwege laufen gewöhnlich über die Höhenrücken hin, wo sie sich

*) Dieses Journal wurde einige Jahre hindurch in St. Paul in Minnesota herausgegeben.

dann und wann Zeit lassen um anzuhalten, das Land zu überschauen und Beobachtungen zu machen.)

„Während Meister „Himmelmann“ nun so da saß, rauchend, schauend, Indianische Gedanken denkend, fiel sein aufmerksames Auge plötzlich auf einen schwarzen Bären, der ganz gemächlich geradeswegs in der Richtung auf seinen Hügel zutrabte. Der junge Indianer, der sich rühmen kann, ein Mal einen Bären „niedergerannt“ zu haben, fühlt sich später stolz wie ein Englischer Boxer. Himmelmann hatte sich längst eine Gelegenheit zur Auszeichnung dieser Art herbeigewünscht, und nun dachte er, sei die Zeit gekommen. Wäre es ihm bloß um Erlegung des Bären zu thun gewesen, so hätte er sich verstecken nnd das Thier aus dem Hinterhalte niederschießen mögen. Aber das hätte Jeder thun können, der es verstand, den Hahn der Flinte abzudrücken. Er beschloß, lieber mit Meister Braun ein rühmliches Wettrennen zu wagen. Das Blut fing in seinen Adern an zu wallen, indem er sich in der Stille aller seiner Kleider und anderen hinderlichen Dinge entledigte und Alles bei Seite legte, mit Ausnahme seiner Mokassins, seiner Pfeife und seiner Büchse. Der Bär kam herbei, und Himmelmann erhob sich. Beim Anblick seines Gegners sprang der Bär mit ein Paar mächtigen Sätzen zur Seite, und war bald weit vorauf. Aber seine vermehrte Schnelligkeit war nur momentan, und nach einiger Zeit war die Bewegung etwas langsamer, und der Indianer fühlte seinen Muth wachsen, je mehr die Distanz sich minderte. Als er dem watschelnden Bären sehr nahe kam, that dieser wieder mit ein Paar Sätzen sein Möglichstes, doch ließ er wieder etwas früher nach, als das erste Mal, und in wenigen Augenblicken hatte die ausdauernde und behende Bewegung des Jägers die Entfernung fast wieder auf Null gebracht.

„Bei häufiger Wiederholung desselben Experiments wurden die ungewöhnlichen Anstrengungen und plötzlichen Ausgriffe des Bären allmählich „schwächer“, und der Jäger sah offenbar, daß das Thier anfing zu schwitzen, wie die Indianer von Jemandem zu sagen pflegen, der müde wird. Zu gleicher Zeit aber bemerkte er auch zu seinem Schrecken, daß die weite flache Prärie zu Ende ging, und daß ein dichtes Gebüsch und Gehölz nahe zur Hand war. Die Sache mußte sich nun entscheiden. Braun ließ alle vier Beine fleißig spielen, um das nahe Gebüsch in directester Linie zu erreichen. Gelang es ihm, so war es aus mit der Jagd, denn er würde bald einen hohlen Baum oder ein nur für Vierfüßer durchdringliches Renversi *) gefunden haben. Himmelmann hätte jetzt noch das Thier bald genug durch seine Büchse zum Stehen oder Liegen bringen können. Aber das, wie gesagt, war eben nicht, was er wollte. Des Niederrennens eines Bären hätte er sich dann doch nicht rühmen mögen. Er strengte alle seine Kräfte an, schwenkte sich mit übernatürlicher Schnelligkeit um den Bären herum, verrannte ihm den Weg zum Dickicht, und drängte ihn so zu sagen in die offene freie Prärien-Fläche zurück.

„Einen Augenblick stand er still, that einen langen, tiefen Athemzug, und sagte dann: „Nun mein schwarzer Freund, nun zeige Dich. Zwei Beine gegen vier! — Du mußt nun „schwitzen“ oder ich, bevor wir uns trennen. — Beide hüpften, stampften und dampften nun durch die Ebene hin wie zwei Renn-Pferde. Aber es wurde schnell genug offenbar, daß Braun bald um Quartier und Pardon bitten würde, denn sein schwankender Zickzacklauf gab dem Indianer, der stets standhaft wie ein Peil dahinschoß, das Uebergewicht. Das Rennen war nun entschieden. Braun

*) Renversi nennt man in Canada eine Waldgegend, in der viele Bäume niedergeworfen über einander liegen, ein Bärenversteck.

war lahm und marode, sein Verfolger noch hurtig und munter. Er konnte ihn nun fast mit der Hand bei den Haaren zausen. Jetzt griff er daher zu seiner Büchse und blies dem armen gehetzten Thiere das Leben aus. Nach dem Genuß einer gemüthlichen Pfeife warf er sich den zottigen Leichnam auf die Schultern und brachte ihn ins nahe Dorf, wo die delikatesten Bissen bei einem Feste verzehrt und dabei auch dem Geiste des Bären die üblichen religiösen Ehren bezeugt wurden.

„Der alte Man of the Sky, der jetzt 70 Jahre alt ist oder mehr, erzählt noch jetzt diese Renn-Geschichte aus seinen jungen Jahren oft mit großer Genugthuung.“ —

Sogar die Indianischen Mädchen träumen zuweilen davon, daß sie große Läuferinnen werden sollen, und setzen einen Ruhm darin, in dieser Kunst wie die Männer zu excelliren. Ein Fall dieser Art kam während meines Aufenthaltes auf unsrer Insel La Pointe vor. Es erschien dort plötzlich ein kriegerisches Mädchen, die sich rühmte, einen Sioux-Scalp erobert zu haben, und die man dort von Hütte zu Hütte im Triumpfe herumführte. Man erzählte mir, daß diesem Mädchen, welches jetzt 19 Jahr alt war, vor einigen Jahren zur Zeit ihrer großen Fasten und Lebensträume *) ein übernatürliches Weib erschienen sei, das zu ihr gesprochen und ihr prophezeit habe, sie würde die berühmteste Rennerin ihres Stammes werden, und würde zugleich durch ihr Rennen sich einen der besten Krieger zum Mann erringen. Es ist dabei zu bemerken, wie es freilich auch Jeder im Voraus erwarten wird, daß die Fastenträume der Indianischen Mädchen sich meistens um

*) Von diesen „großen Fasten und Lebensträumen“ der Indiarer werde ich unten reden.

die Erringung eines Bräutigams drehen. Drei Mal, so sagte die prophetische Stimme, würde sie einen Kriegszug gegen die Sioux mitmachen, und drei Mal siegreich aus diesen Kriegen durch ihre Schnellfüßigkeit sich retten. Beim Zuhauselaufen würden die Krieger ihres Stammes mit ihr wettrennen. Aber sie würde bei den beiden ersten Feldzügen ihnen allen zuvorkommen (Man kann dabei bemerken, daß auch auf der Heimkehr aus dem Kriege Schnellfüßigkeit eine große Auszeichnung unter den Indianern giebt). Beim Rückzuge aus dem dritten Kriege aber würde ein junger Odjibbewä mit ihr wettrennen und dieser würde sie besiegen, und sie sollte alsdann ihm vermählt werden.

Das junge Mädchen hatte nun eben dieses Jahr ihren ersten Feldzug ausgeführt. Sie hatte sich selbst mit den Kriegern ihres Volkes ins Lager ihrer Feinde begeben, hatte sich mit unglaublicher Geschwindigkeit mitten auf's Schlachtfeld geschwenkt, hatte dort einem verwundeten Sioux den Scalp geraubt, und war mit demselben straks in einem Laufe von mehren Tagen in ihr Heimaths Dorf geeilt, wohin sie die Nachricht des Sieges zuerst brachte, und wo sich dann ihr Ruhm verbreitete.

In La Pointe wurde dann dieses kühne Mädchen wie gesagt von Hütte zu Hütte herumgeführt, mit Vortragung des von ihr eroberten Scalps, als Fahne. — Sie wurde allen als die Heldin des Tages und der Insel gezeigt, und vermuthlich hatte schon längst ein junger Krieger sein Auge auf sie geworfen, und ist es ein tüchtiger, so wird wohl bald das Scharmützel geliefert werden, bei dem sie sich von ihm im Rennen überwinden läßt und sich ihm ergiebt.

Es ist überhaupt gar nichts so sehr Seltenes, daß Weiber und Mädchen an den Beschäftigungen der Männer und sogar an ihren Kriegen Theil nehmen. Daß das „Mulier taceat in ecclesia“ bei den Indianern nicht so

streng durchgeführt wird, als z. B. bei den Juden, habe ich schon oben bei Gelegenheit der Schilderung des großen Medicin-Tanzes angedeutet. Die Weiber werden volle Mitglieder des großen Midé-Ordens, tanzen mit den Männern im Tempel vor, singen mit ihnen, haben wie sie den mysteriösen Sack und verrichten wie sie damit Wunder. Es hat auch berühmte Prophetinnen und Zauberinnen unter den Indianern gegeben. Auch bei den Kriegstänzen nehmen die Weiber immer gewissen Theil, indem sie dieselben mit Gesang begleiten, und sogar auch, wie ich eben zeigte an dem Handwerke des Krieges selbst. Eine der sonderbarsten Kriegesthaten eines Indianischen Mädchen, die man mir hier erzählt hat, war folgende:

Eine arme Frau lebte mit ihren Kindern und ihrem siechen und invaliden Manne ein kümmerliches und unbeschütztes Leben. Ihre einzige Hoffnung war ihr ältester Sohn, ein Knabe, der jetzt eben ins Jünglingsalter trat, und der schon angefangen hatte für seine Mutter und Geschwister auf die Jagd zu gehen und ihnen ein Erwerber und Hausvater zu werden.

Es traf daher die armen Leute wie ein vernichtender Blitz, als dieser hoffnungsvolle Jüngling auf einem seiner Jagdzüge von verrätherischen Sioux überfallen, gemordet und skalpirt wurde. Die ganze Familie verfiel in tiefe Trauer und schwärzte sich die Gesichter. Sie geriethen in große Hülflosigkeit, — aber vor allen Dingen lechzten sie nach Rache. Der arme kranke Vater sang den ganzen Tag Trauerlieder um seinen gemordeten Sohn und beklagte seinen lahmen, elenden Zustand, der ihn verhinderte, selber auszuziehen und Rache an den Feinden seines Volks und seiner Familie zu nehmen. Er stand mit den Seinen ziemlich allein in der Welt und hatte wenige Verwandte, die sich seiner annehmen konnten. Alles war in seinem Hause Jammer, Klage und ungehört verhallendes Rachegeschrei.

Da trat denn endlich die erwachsene Tochter des Hauses, ein Mädchen von 17 Jahren hervor, fing an die Kriegstrommel zu schlagen, wilde Lieder zu murmeln und das Schicksal zu befragen oder wie sie sich ausdrücken „zu träumen“. — Sie hatte einen Traum, durch den es ihr offenbart wurde, daß das einzige Mittel, um den Ihrigen Trost, Heiterkeit und Glück d. h. Rache zu bringen, sei, daß sie ihnen ihren eigenen Geliebten opfere.

Dieser Geliebte ihres Herzens war nämlich ein Jüngling aus dem Stamm der Sioux, den sie in schönerer und friedlicher Zeit kennen gelernt hatte, und den sie trotz des allgemeinen Stammeshaders unendlich liebte. Beide hatten sich schon oft im Geheimen gesehen und besucht, wozu sich, da ihre Heimathsdörfer an den Grenzen ihrer Volks-Gebiete lagen, oft Gelegenheit bot. Er war von derselben Bande, von welcher der Mord des Bruders verübt war, und da das rachesüchtige Mädchen nicht wußte, wie sie sonst einem andern Krieger aus diesem Lande beikommen sollte, so beschloß sie der Traum-Eingebung gemäß ihren Geliebten als Opfer zu wählen. Diese Indianer betrachten ihre Feinde für die verübten Gräuelthaten als solidarisch verantwortlich, und ihre Rache ist daher auch gekühlt, selbst wenn sie nicht das Haupt des Uebelthäters selber, sondern nur einen seiner Angehörigen und Verwandten trifft.

Das Mädchen zog aus über Berg und Wald in's benachbarte Grenzland der Sioux. In der Nacht erschien sie mitten im Lager derselben, wo sie still und unbemerkt zu der Hütte und der Schlafstelle ihres Geliebten herankroch. Sie steckte ihm ein Liebeszeichen zu. Sie flüsterte mit ihm durch die Fugen der luftigen Rindenhütte und lud ihn heraus in's Freie. Der junge Mann, von Sehnsucht ergriffen,

kam heraus, mit seinem Mädchen im Walde zu kosen. Aber mitten in den Umarmungen verwandelte sich plötzlich sein Lebens-Engel in seinen Mörder. Das wilde Mädchen stieß unvermerkt und plötzlich ihrem Freunde den Dolch in das Herz und erwürgte den Wehrlosen, zog ihm Haut und Haare vom Kopfe und rannte flüchtigen Fußes mit dem Skalp zu den Ihrigen zurück, wo sie dann als eine Wohlthäterin ihrer Familie, als eine Heldin des Stammes, empfangen und hoch gefeiert wurde. —

Wie der Skalp eines Feindes von Hand zu Hand wandert.

Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß ein frischer „Buanisch-Tigwan“ (ein Sioux-Skalp) auf der Insel angekommen sei, und da ich ihn zu sehen wünschte, so machte ich mich auf ihn zu suchen.

Ein Paar Odjibbewäs hatten im Innern, wahrscheinlich einige hundert Meilen von hier, ein Gefecht mit den Sioux gehabt, und hatten ihnen einen Skalp abgenommen. Sie hatten ihn in der herkömmlichen Weise ausgeschmückt und, auf einen Holz-Ring gespant, einigen Bekannten, die nach La Pointe reisten, mitgegeben, um ihn allen den zahlreich daselbst versammelten Freunden und Verwandten der glücklichen Helden zu zeigen. —

Wir fragten die Leute, denen wir begegneten, wo der Skalp sei. Sie zeigten uns eine Hütte, in der er, wie sie genau wüßten, am Morgen gewesen sei. Als wir aber in dieser Hütte nachfrugen, fanden wir ihn nicht. Sie wiesen uns zu einer andern weit entlegenen Hütte, wohin sie ihn gebracht hätten. Doch auch da war der Skalp schon weg, und nach vielen vergeblichen Kreuz- und Quer-

wegen fanden wir dann endlich gegen Abend das rechte Haus, in welchem wirklich der gesuchte Gegenstand vorhanden war.

Ein kleiner Knabe, der mit vielen andern Kleinen und Großen beim Feuer saß, hielt ihn an einem langen Stock. Als ich das abscheuliche Ding näher betrachtete, war es mir auffallend, daß es nicht ganz so widerlich aussah, wie ich mir gedacht hatte. Der Skalp war recht sorgfältig auf einem Holzringe ausgespannt, und mit einer so großen Menge von Federn, bunten Bändern, klingenden Schellen, Fuchs- und Otterschwänzen ausgeschmückt, daß die blutige Haut und die Haare fast davon verdeckt waren. Der Knabe hielt ihn in der Weise im Arme, wie die kleinen Mädchen ihre Puppen halten. Die Großen besprachen dabei die Geschichte des Kampfes und die Erlangung dieser Trophäe. Doch wurde diese letzere noch denselbigen Abend zur Zeit unserer Anwesenheit von anderen Leuten abgeholt, die auch das Glück genießen wollten, ihn ein wenig bei ihrem Feuer zu hätscheln, mit Kenneraugen zu untersuchen, und die genauen Umstände der ganzen That dabei zu vernehmen.

Die Pelzhändler und die Indianer.

Unter den Menschen, die hier versammelt sind, und mit denen ich Umgang pflege, habe ich schon in einem früheren Briefe die Indianischen Pelzhändler oder die sogenannten „Indian traders" flüchtig genannt. Unter allen denen, die mit dem Indianer auf intimem Fuße leben, bilden sie eine der wichtigsten Classen. Sie stehen in Bezug auf Bildung auf einer viel höheren Stufe als die sogenannten „Trappers" (Biberfänger) — „Voyageurs" (Kanoeführer) ꝛc. ꝛc. Ja sie haben sogar mehr praktische und vorurtheils-

freie Kenntniß und Erfahrung vom Charakter der Indianer als die „Missionäre". Und da ich von einigen unter ihnen sehr viel Interessantes über die Urbewohner vernommen habe, so werde ich ihrer noch oft zu erwähnen Gelegenheit haben.

Manche von diesen „Traders" haben das Gewerbe des Pelzhandels schon seit Generationen im Lande betrieben und haben daher bedeutenden Einfluß bei diesem oder jenem Stamme erlangt. Man kann ihr Verhältniß zu den Indianischen Jägern mit dem unserer Lehnsherrn zu ihren Bauern, oder mit dem des Arbeitgebers zu seinen Fabrikleuten vergleichen.

Der „Indian Trader" ist meistens ein Capitalist, auf dessen Kosten oder durch dessen Vorschüsse der Indianische Jäger lebt. Er versieht diesen letzteren mit Flinten, Pulver, Provisionen und Waaren mancherlei Art, und debitirt ihn dafür. Wohl ausgerüstet und wegen des Unterhaltes seiner Familie einigermaßen außer Sorgen, geht der Schuldner auf die Jagd, oft viele hundert Meilen weit in die Wälder und Prärien hinein. Mit seinem Creditor und Brodherrn, dem Trader, kommt er erst nach Jahresfrist wieder zusammen, um die Pelze abzuliefern, seine Schulden zu bezahlen und neue Vorschüsse zu erlangen. —

Zuweilen gehen die Traders mit den „Häuptlingen" solche Handels-Verbindungen ein und treten durch sie dann mit ganzen Dörfern oder Stämmen in das Verhältniß des Creditors zu seinem Schuldner. Sie erlangen daher zuweilen einen nicht geringen politischen Einfluß, und da dabei nicht selten ziemlich bedeutende Summen auf dem Spiele stehen, so kann man sich denken, daß ein Trader sein Geschäft nur vortheilhaft betreiben kann, wenn er ein Mann von Vorsicht, Umsicht und gutem Urtheil ist. Man hat mir oft gesagt, und ich habe selbst wohl so etwas bemerkt,

daß der Umgang und die schwierigen Verhandlungen mit den Indianern, die selbst oft schlau genug sind, unter den Traders Leute von großer Capacität, wahre Diplomaten erzeugt, welche die „ars rerum gerendarum“ mit großem Geschick und Takte betreiben, und sich namentlich auf die Abschätzung des Charakters des schwer zu fassenden Wilden am besten verstehen. —

Zum Beweise dessen zeigte mir ein Mal ein Freund, der als Missionär gleichfalls viel Erfahrung über die Indianer gesammelt hatte, einen kleinen Codex von Regeln für den Umgang mit den Wilden, die von einem „Trader“ in Französischer Sprache abgefaßt und zu Papier gebracht waren. Ich übersetzte mir diesen kleinen interessanten Codex und da er für die Indianer sowohl als für ihre Brodherren auf gleiche Weise charakteristisch ist, so mag ich ihn hier mittheilen.

Die Grundsätze und Ansichten des diplomatischen Pelzhändlers über den Verkehr mit den Wilden waren folgende:

„Achte in ihren Gebräuchen Alles, was Achtung verdient. Es giebt bei ihnen Allen hie und da sehr gute Gewohnheiten.“

„Lobe überall, was wirklich des Lobes werth ist. Der Wilde ist nicht weniger für Lob empfänglich als andere Menschen.“ —

„In den Geschenken an sie sei aufmerksam auf ihren Geschmack und ihre Bedürfnisse. Gieb nur da, wo es recht angebracht ist. Verschwende Deine Geschenke nicht.“

„Willst Du einen Gebrauch bei ihnen einführen, der ihrer Sitte geradezu entgegen ist, so warte, bis sie anfangen die Nothwendigkeit davon einzusehen, und bis sie Kraft und Neigung gewinnen, sich der Sache zu unterziehen. — Directen Zwang wende nie an. Du wirst auf Widerstand stoßen. Aber bahne die Wege. Entferne die Hindernisse.“

„Handelt es sich um Abschaffung religiöser oder abergläubiger Praktiken, so schicke eine Belehrung vorauf, wie sie ihrer Einsicht entspricht.“

„Setzest Du ihre großen Männer, ihre Häuptlinge und Priester in Bezug auf ihre Kraft in den Indianischen Zauberkünsten herab, so laß sie eine Entschädigung finden in um so höherer persönlicher Achtung die Du ihnen zollst.“

„Bekümmre Dich nicht so sehr um die Menge. Wende Dich vielmehr an einzelne einflußreiche und hervorragende Männer. Verrichte durch die Vermittelung der Häuptlinge Alles, was Du nur immerhin durch sie verrichten kannst. Laß sie die Dispositionen treffen, laß sie die Reden halten. Es schmeichelt ihrer Eitelkeit, und selbst die größten Männer glauben noch immer bei der Abhaltung einer Rede nicht nur Ehre einzulegen, sondern auch noch Profit zu machen.“

„Ein Geschenk von einiger Bedeutung, das Du einem Häuptlinge machst, hat immer viel mehr Einfluß, als hundert kleine Geschenke, die Du an hundert kleine Leute verschwendest. Der Wilde bemißt die Güte und den Werth eines Menschen nach seiner Generosität, und seine Generosität bemißt er nach der Größe, nicht nach der Mannigfaltigkeit der Geschenke. Zudem hängt die öffentliche Meinung ganz von der Ansicht der Häuptlinge ab. Ein Häuptling ist immer entweder besser unterrichtet, oder muthiger, oder großmüthiger als die andern.“ —

„Wenn ein Wilder Dich begleitet, Dir einen Dienst leistet oder für Dich arbeitet, sieh vor allen Dingen darauf, daß er so genährt, und so behandelt sei, wie er es wünscht und eben bedarf. Du giebst ihm zehn Mal den Werth der Nahrung, wenn er ihrer bedarf und wenn er Hunger hat. Und giebst Du ihm etwas, was er nicht liebt, so machst Du ihn nur unzufrieden.“

„Schiebe Deine Bezahlung oder Deine Belohnung nicht auf die lange Bank. Beim Wilden vor allen Dingen ist ein gutes „Da hast du!“ mehr werth als drei „Du sollst haben!“—

„Verlange nie vom Indianer erniedrigende Dienste. Hast Du aber einen ehrenvollen Auftrag für ihn, so wende Dich an ihn. Er wird Dich gut bedienen. Laß Dich nicht zu Familiairtäten mit ihnen herab. Laß sie nie wie Deines Gleichen mit Dir essen. Spiele immer etwas den großen Herren mit ihnen. Sie wünschen auch selbst meistens als große Herren zu erscheinen. Welchen Handel Du auch mit ihnen abschließen mögest, füge immer nachher aus eigenem Antriebe ein kleines Geschenk hinzu, als ein Zeichen Deiner Zufriedenheit und als einen Beweis Deiner Großmuth. —

„Trachte nie irgend etwas durch Gewalt zu erlangen. Alles durch Unterredung, Gründe, Geschenke.“ —

„Verheiße ihnen nichts, was Du nicht ganz gewiß bist, erfüllen zu können. Täusche, hintergehe und belüge sie nie! und wo möglich richte es so ein, daß Du Dich nie irrest. Sich irren, sich täuschen, nicht in Erfüllung bringen, was man versprochen oder auch nur prophezeit hat, heißt beim Wilden so viel als: „lügen.“ Und wenn Du in ihren Augen erst ein Mal als Lügner giltst, so ist es mit dem Vertrauen auf ewig vorbei.“ —

„Wahrheit und Herzensgüte das schätzen sie am meisten. Aber wie die Herzensgüte sich bei ihnen nicht ohne Generosität denken läßt, so kann die Wahrheit nicht ohne ein bestimmtes, sicheres und entschiedenes Urtheil bestehen.“ —

„Sagst Du ihnen: „ich liebe Dich,“ so habe auch gleich ein Geschenk in der Hand, Deine Liebe klar zu beweisen. Erfolgt kein Geschenk oder gar keine handgreifliche Artigkeit auf eine solche Versicherung, so verlierst Du in ihren Augen. Doch ihnen gleich darauf den Teller artig hinzureichen, von dem Du gegessen hast und auf dem ein

Brocken für sie geblieben ist, genügt oft schon und vertritt die Stelle eines Geschenks.“ —

Mich däuchte, ich hörte hier einen Machiavell über den diplomatischen Umgang mit Menschen reden. Nur eines nimmt mich Wunder, daß in diesem trefflichen Codex nicht auch noch eine Regel berührt ist, die ich als in dem Umgange mit Indianern äußerst wichtig oft habe preisen hören, nämlich folgende Regel:

„Sei ja immer recht geduldig und gleichmüthig mit ihnen. Zeige keinen Zorn, keine heftige und leidenschaftliche Bewegung. Sei nie empfindlich bei Beleidigungen. Thust Du es, so bist Du bald in ihrer Achtung verloren“.

Von einem stillen und geduldigen Menschen sagen sie: „Er ist brav, Er hat ein solides und starkes Herz.“ Weisest Du heftig eine Beleidigung zurück und sagst zum Beispiel lebhaft und auffahrend: „Das ist nicht wahr!“ oder dergleichen, so flüstern die Indianer sogleich unter einander: „Bei dem ist keine Gefahr!“

Das „Nil admirari!“ ist ein anderes großes Prinzip bei ihnen. Selbst wenn die Bewunderung sie selbst betrifft, und ihrer Eitelkeit schmeichelt, so zeigen sie sich doch wenig mit einem Menschen zufrieden, der jenes Organ, was die Kraniologen als den Sitz des Enthusiasmus oder der Neigung zur Bewunderung erkannt haben, in hohem Grade besitzt. Ich fand hier kürzlich einen Jäger, der von seiner Jagdstation aus dem Innern der sogenannten Oberen Halbinsel mit ungewöhnlich reicher Beute zurückgekehrt war. Er hatte in anderthalb Monaten ganz allein nicht weniger als 55 Rehe erlegt. Ich rief aus: „Du bist ja ein ausgezeichneter Jäger!“ — Ich fragte ihn, wie viel Rehe er gefehlt habe. Er sagte, er habe 60 Schüsse auf jene 55 Thiere verbraucht. Darauf machte ich ihm ein ganz besonderes Compliment über seine Geschicklichkeit und nannte

ihn einen „Nimrod“! Er hörte mich aber fast kaum an, erwiderte nichts, und schaute ganz gleichgültig sogar etwas verächtlich darein.

Jüdische Abstammung der Indianer.

Recht merkwürdig ist es mir, daß ich hier so viele Leute treffe, die noch fest an die Jüdische Abkunft der Indianer glauben, nicht nur unter den Amerikanischen Geistlichen, sondern auch sehr viele unter den Indianischen Pelzhändlern und Agenten. Manchen kann man diese wunderliche Idee gar nicht aus den Kopf bringen. Sie scheint mir indessen unter den Anglosächsischen Protestanten fester zu wurzeln als unter den Französischen Katholiken. Vielleicht kommt dies zum Theil daher, daß jene sich so viel mehr mit der Lektüre des Alten Testaments, mit der Geschichte der Juden, und insbesondere mit dem Mysterium von dem Endschicksale der zehn verlorenen Stämme beschäftigen. Diese letzteren wollen sie nun durchaus hier in Amerika finden, und sie entdecken daher bei den Indianern überall Aehnlichkeiten mit den Juden, die wohl nichts weiter sind als Aehnlichkeiten mit allen andern Völkern, die unter ähnlichen nomadischen Verhältnissen lebten. — Mir sagte hier neulich ein Trader, daß eine Stelle im Jesaias vorkäme, in der Amerika ganz deutlich hochgepriesen und als das Land der Zuflucht für die vertriebenen Juden bezeichnet sei. Die Stelle, sagt er, laute: „O! thou Land, shadowed with wings like an eagle!“ was er ungefähr so interpretirte: „O wohl dir! Du Land, das den Schatten seiner Flügel weit hin wirft. wie ein Adler!“ — Mit diesen Adlerflügeln, so meinte er, habe der Prophet Süd- und Nordamerika gemeint, welche beide Halbinseln in der Mitte wie Adlerflügel zusammengelöthet seien. Auch

habe der Prophet damit deutlich genug andeuten wollen, daß die Juden zu diesem schönen Lande auswandern sollten. — Ich habe jene Stelle zwar in der Englischen Bibel nicht gefunden. Ich habe vielmehr eine gefunden, wo einem weithinschattenden Lande „Wehe!“ zugerufen wird. — Allein das Referat und die Meinung meines Traders darüber, dem ich noch andere ähnliche an die Seite setzen könnte, zeigt doch, was die Leute hier aus der Bibel heraus oder in sie hinein interpretiren wollen.

Muschel-Handel.

Recht große Dinge nach ihrer Art erzählen mir die hiesigen Canadischen Pelzhändler von dem Handel mit Conchilien, den sie hier ehemals unter den Indianern betrieben haben, und von dem hohen Werthe, den die Indianer den Seemuscheln beizulegen pflegten. Wenn sie, die Traders, eine große schöne Seeschnecke brachten, und sie den Indianern ans Ohr hielten, so staunten diese und sagten, sie hörten den Ocean darin kochen, und zahlten dann wohl für eine solche Wundermuschel Pelze bis zum Werthe von 30 bis 40 Dollars und mehr. Es gab auch gewisse Arten und Formen von Muscheln, die sie besonders hochachteten. So war zum Beispiel eine gewisse längliche, fingerlange Muschel im Indianerhandel gangbar, die viel höher als Silber geschätzt wurde.

Jetzt hat dies zwar aufgehört. Die Indianer zahlen nicht mehr so viel für einzelne Muscheln, wie denn freilich mit Veränderung der Sitten, der Anzahl und des Pelzreichthums der Indianer auch die Weise des alten Canadischen Handels sich verändert hat. Aber in mancher Hinsicht werden die Muscheln auch heutigen Tages noch immer hoch gehalten. Ich erwähnte schon der kleinen Seemuscheln,

die in ihren religiösen Ceremonien, nicht nur bei den Odjibbewäs, sondern auch bei den ganz im Innern wohnenden Sioux eine so große Rolle spielen.

Auch der geschätzteste Schmuck, den sie haben, der sogenannte „Wampum“ besteht aus Muscheln. Es sind kleine längliche Röhrenstücke, die aus gewissen Muscheln geschnitzt oder gedrechselt werden. Es sollen in Jersey-City bei Newyork mehre Fabriken sein, in denen vorzugsweise von deutschen Arbeitern diese Wampum-Muscheln für die Indianer bearbeitet werden. Es giebt bläulichen oder grauen Wampum, der vorzugsweise bloß als Schmuck gebraucht wird. Einflußreiche und angesehene Häuptlinge oder Jossakids haben zuweilen schwere Massen von diesen Muschelschnüren um den Hals. Die Schnüre aus weißen Muschelröhren werden meistens bei Friedensunterhandlungen gebraucht, und indem sie diese Schnüre selbst an einem Ende halten und das andere Ende dem Gegner geben, deuten sie dabei an, daß der Verkehr zwischen ihnen beiden so glatt, weiß und eben sein soll wie diese Wampumschnur. — Sowohl diese Muschel-Friedensschnüre, als auch jener Muschelschmuck, und ferner jene Muschel-Heiligthümer, und endlich selbst jene einzelnen großen und allgemein bewunderten Muscheln, mit einem Wort jene gesammte See-Conchilien-Verehrung fand man schon in den frühsten Zeiten bei den Indianern. Die Europäer brachten dies nicht Alles erst mit sich ins Innere, vielmehr folgten sie darin nur dem Geschmacke und einer seit alten Zeiten etablirten Handelsbranche der Indianer. Wir finden keinen Indianerstamm, wo immer er auch im Innern wohnen mochte, von dem die ersten bei ihm anlangenden Europäer nicht berichten, daß Seemuscheln bei ihm in hoher Achtung gestanden hätten. Es ist wohl kein Zweifel, daß mit diesen von den Küsten durch vielleicht sehr langsame Handels-

Operationen und Bewegungen ins Innere geführten Seemuscheln auch immer Ueberlieferungen vom Ocean ins Innere kamen. Vielleicht verbanden sich selbst alte historische Erinnerungen mit diesem Muschel-Cultus, Erinnerungen an das große Wasser, aus dem die Vorfahren der Indianer und ihre Religionsstifter vielleicht ans Land stiegen. Daß ihr Land Amerika vom Ocean umgeben sei, daß ein großes Gewässer rings um ihre Welt oder Hemisphäre herumging, scheinen diese Indianer eben so gut gewußt zu haben, wie die Griechen es in ihrem kleinen Griechenland wußten. Es ist z. B. bei den Odjibbewäs sehr gewöhnlich, Amerika „eine Insel" zu nennen und es scheint, daß dies bei ihnen eine sehr alte nicht erst von den Europäern importirte Idee ist. — Bei den Choctas und nicht bloß bei ihnen, sondern auch bei anderen Mississippi-Völkern findet man die Sage, daß einst ein Jüngling sich nach dem Anblick des Wassers gesehnt habe, in das die Sonne beim Untergange hinabtaucht, und daß er dann eine mühsame jahrelang Reise nach Westen von Volk zu Volk unternommen und den Stillen Ocean entdeckt habe. —

La Pointe, August 1855.

Dreizehnter Brief.

Zeichensprache.

„I cannot too much muse
„Such shapes, such gesture, and such sound expression
„(Although they want the use of tongue) a kind
„Of excellent dumb discourse." —
Shakespeare's Tempest.

Einer der interessantesten Gegenstände, denen ein unter den Indianern reisender Ethnograph seine Aufmerksamkeit zuwenden kann, ist ohne Zweifel die bei diesen Völkern verbreitete Zeichensprache und Bilderschrift.

Diese Sache hängt mit so vielen andern merkwürdigen Fragen zusammen, daß man, um sie zu erschöpfen, ein umständliches Werk schreiben müßte. Ich will mich darauf beschränken, meine eigenen kleinen Erfahrungen, die ich unter den Odjibbewäs darüber machte, klar und deutlich vorzulegen.

Der Anfang zur Bilderschrift ist vermuthlich in der Zeichensprache zu suchen. Die Indianer stellten erst mit

Fingern und Händen das, was sie andeuten wollten, mimisch dar, adoptirten dabei in der Unterredung gewisse, oft wiederholte Zeichen und Gesten und suchten dann diese nachher auch auf Birkenrinde (ihrem Papiere) mit Strichen nachzuahmen und bleibend zu machen.

Ich will daher mit der Zeichensprache beginnen, mich jedoch auf einige Bemerkungen beschränken, weil man davon unter den Bewohnern am Oberen See selber weniger gewahrt, als unter den mehr westlichen Wanderstämmen der Prärien. Die Odjibbewäs als Fischer und Waldjäger an ihrem See hausend, kommen nicht so viel mit Mitgliedern fremder Stämme und Zungen zusammen, als die westlichen Nomaden und Büffeljäger, die über unermeßliche Räume ziehen. Bei jenen ist daher die Zeichensprache weniger cultivirt, als bei diesen, die sich überall mit ihr verständlich machen.

Jedoch auch selbst bei den Odjibbewäs und bei den Sioux am St. Peters-Flusse, hatte ich einige Gelegenheit, die natürliche, sinnige und bezeichnungsvolle Mimik, mit der diese Indianer ihre Reden begleiten, zu bewundern. Selbst unter Genossen desselben Stammes und derselben Sprache, bedienen sie sich derselben, wie alle Völker dies mehr oder weniger thun, theils um mit einer Fingerbewegung oder einem Kopfnicken anzudeuten, was die manchmal etwas träge Zunge nicht sagen will, oder um den Eindruck, den der Mund durch das Ohr machte, auch noch durch eine, dem Auge gegebene Darstellung zu verstärken.

Sehr lebhafter Gestikulationen bedienen sich die Indianer zwar nicht. Aber ihre Mimik ist desto mehr „ad rem", äußerst natürlich, sehr bezeichnend und daher auch leicht verständlich.

Wenn sie z. B. vom Großen Geiste reden, so werfen sie dabei gewöhnlich ein Mal einen ehrfurchtsvollen oder

scheuen Blick nach oben, fahren auch wohl ein Mal mit dem Zeigefinger perpendikulär, aber leise, zum Himmel auf.

Wenn sie von der Sonne, oder was meistens, da die Sonne ihre Uhr vorstellt, einerlei ist, von der Zeit reden, und wenn sie die Stelle bestimmen, wo die Sonne bei dem in Rede stehenden Ereignisse stand, so weisen sie mit dem Finger auf diesen Punkt des Himmelsgewölbes hin, und da sie eine Zeitlang in der angenommenen Stellung aushalten, kann man ihre Arme und Finger recht gut als Uhrweiser benutzen.

Wenn sie von dem Zeitabschnitt eines Tages sprechen, so fahren sie mit dem Finger über das ganze Himmelsgewölbe langsam hin, fangen dabei am Ost-Horizonte an, streichen über den Zenit weg und lassen die Hand wieder am West-Horizonte sinken. Dies ist das Zeichen oder der Gestus für: „einen Tag."

Fällt ein Schuß in der Erzählung, so stoßen sie gewöhnlich ein Mal mit dem Rücken der rechten Hand in die flache Linke, daß es ein wenig klatscht. Aber nicht sehr laut.

Ist von einer Reise zu Pferde die Rede, so setzen sie wohl die zwei Vorderfinger der rechten Hand reitends auf den Zeigefinger der Linken, und lassen beide die galloppirenden Bewegungen des Pferdes machen. Ist es eine Reise zu Fuß, so spazieren dabei die besagten beiden Vorderfinger allein einige Male durch die Luft.

Beim Zählen werden natürlich vor Allem die zehn Finger angewandt, und die Zahl nicht nur genannt, sondern auch an den Fingern gezeigt, wie denn wohl alle Völker bald bemerkt haben, daß ihre zehn Finger nicht nur das natürlichste Rechenbrett sind sondern auch ihnen das natürlichste Zahlen-System an die Hand geben.

Auf diese Weise, sage ich, und mit vielen hundert andern ähnlichen Gesten ergänzen und unterstützen sie ihre mündlichen Vorträge. Und es ist schon aus den gegebenen Beispielen klar, wie in vielen solchen Fällen die Zunge sich ganz ihrer Mühe entheben mag und wie die Gesten als allgemein verständliche Ausdrücke für sich allein bestehen bleiben könnten.

Gesetzt den Fall, ein Indianer wolle dem andern erzählen, daß er einen Ritt von drei Tagen über die Prärien gemacht habe, so braucht er zuerst nur mit dem Finger auf seine eigene werthe Person zu deuten. Das hieße „Ich". Dann ließe er die Vorderfinger der rechten Hand in der so eben angegebenen Weise durch die Luft über das Gras galoppiren. Das vervollständigte den Gedanken zu: „Ich reiste zu Pferde". Weiter führe er ein Mal mit der Hand über das Himmelsgewölbe, das gäbe den Begriff „Tag" und endlich hielte er seinem Gesprächsgenossen drei Finger vor Augen, um anzuzeigen, daß es „drei" Tage gewesen.

Man sieht, sage ich, auf diese Weise, wie aus der die Rede begleitenden Mimik eine besondere, auf eigenen Füßen stehende Zeichensprache sich ablösen konnte.

Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß so erstaunlich verschieden auch die mündlichen Sprachen der Indianer sind, diese ihre Zeichensprache auf weiten Strecken überall dieselbe ist. Alle weitgewanderten Prärien-Reisenden sagten mir, daß es durchweg nur eine Zeichensprache gäbe, daß alle Indianer sie verständen, und daß, wer sie gut eingeübt hätte, damit von einem Ende Amerika's zum andern reisen könne.

Bei solchen Zeichen, wie in den von mir gegebenen Beispielen, bei der Bezeichnung der Sonne, des Tages, der Zahl, eines Reiters u. s. w., wo man fast nichts Natürlicheres und Besseres wählen konnte, ist dies freilich leicht

begreiflich. Aber die Zeichensprache entwickelte sich auch weiter. Sie ließ sich auch auf sichtbare Darstellung abstrakter Begriffe ein. Und da mußte denn natürlich Vieles conventionell werden. Wollte man z. B. den Begriff „schön" ausdrücken, so ließ sich das nicht nachahmen wie z. B. ein Flintenschuß mit dem Schlage der Hand. Man konnte aber über ein Zeichen für den Ausdruck dieses Begriffes sich verabreden. Wunderbarer Weise sind die Indianer-Völker alle über die Annahme desselben Zeichens einig geworden. Wenn sie andeuten wollen, daß sie ein „schönes" Weib sahen, so fahren sie dabei ein Mal mit der flachen Hand sanft und leicht durch die Luft, als wollten sie die Wellenlinien nachahmen. Selbst das Geschlecht, ob Mann oder Weib, ließ sich gewiß ganz verschieden andeuten. Allein es ist ganz allgemein, daß sie, wenn von einer Frau die Rede sein soll, sich mit den flachen Händen ein Mal über das Gesicht und den ganzen Körper hinabfahren, als wollten sie lange wallende Kleider? oder die schönen Contouren des weiblichen Körpers bezeichnen. Dieses Streichen übers Gesicht steht überall für ein — „Mitglied des schönen Geschlechts."

Man könnte über die Zeichensprache der Indianer eine recht interessante Grammatik componiren, und man müßte diese Grammatik von einem Chodowiecky, wie unser alter Philosoph Engel seine treffliche „Mimik", illustriren lassen. Wie reich und mannigfaltig diese Grammatik ist, mag man daraus abnehmen, daß nicht selten Indianer von zwei ganz verschiedenen Stämmen, die kein Wort von ihren mündlichen Sprachen verstehen, halbe Tage lang nebeneinander auf demselben Flecke sitzen und mit einander schwatzen, durch Finger, Blicke, Kopf- und Fußbewegungen sich allerlei Geschichten erzählen und allerlei Neuigkeiten mittheilen. Man sieht sie oft dabei laut auflachen, oft ganz ernst und traurig

werden, und es scheint, daß sie die komischen sowohl wie die dramatischen Pointen ihrer Geschichten äußerst effektvoll durch die Finger mittheilen können.

Zu dem Entwurfe einer solchen Grammatik ist hier freilich nicht Raum genug. Doch mag ich allerdings zur ferneren Erläuterung des Gegenstandes noch einige allgemein übliche Zeichen für einzelne Dinge und Begriffe anführen, so wie ich sie mir hier gesammelt habe. Zum Beispiel die verschiedenen Zeichen für verschiedene Arten der Rede.

Daß überhaupt Rede gemeint ist, wird dadurch angedeutet, daß die bezeichnenden Gesten dicht vor dem Munde ausgeführt werden, und für die verschiedenen Gattungen der Rede wird die Bewegung vor dem Munde gemodelt. Wird die Hand mehre Male vor den Lippen hin und her bewegt, so bedeutet dies ganz einfach: „reden“, und insbesondere „reden vor dem Volke“ (haranguer)

Werden die Finger der beiden Hände von beiden Seiten her, dicht vor dem Munde wie zwei Scheeren gekreuzt, so bedeutet dies: „ein Zwiegespräch“ — „sich mit einander unterhalten“: (causer)

Wird die flache Hand auf die Lippen gedrückt und dann von da aus zum Himmel hinauf bewegt, so ist damit ein Reden zu Gott, ein Gebet angezeigt.

Läßt man einen Finger vom Munde weg gerade vor sich hinausfahren, so heißt dies „eine gerade Rede“, oder „die Wahrheit reden“.

Spreizt man dagegen die beiden Vorfinger der rechten Hand auseinander, und läßt sie, wie die gespaltene Zunge einer Schlange vom Munde wegfahren, so bedeutet dies „lügen“. Dies Zeichen ist in der Zeichensprache sämmtlicher Indianer adoptirt, so wie auch das ihm zum Grunde gelegte Bild: „mit gespaltener Zunge reden“ (statt „lügen“) in die Redeweise aller Indianer Völker aufgenommen ist. —

Deutet der Redner mit dem Zeigefinger nach dem Ohr, so heißt es: „ich habe gehört, ich habe verstanden". Fährt er aber mit der flachen Hand rasch beim Ohr vorüber, so heißt es: „ich habe nicht gehört" oder „verstanden". Mit derselben Bewegung kann er aber auch andeuten: daß er nicht verstehen wolle, daß die Bitte an seinem Ohr unerhört vorüberstreiche. Unter Umständen kann es auch heißen: daß die Rede an seinem Ohr vorübergehe, weil er sie für unwahr halte. Etwas modificirt kann jene Handbewegung übers Ohr weg so viel heißen, als: „Du machst mir Flausen vor".

Eine hohle Hand mit der Bewegung des Wasserschöpfens, bedeutet: „Wasser". Wenn der Finger Serpentinen über den Boden hinzeichnet, so ist dies ein Fluß. Die in der Luft auf und ab fortbewegte Hand, deutet ein Gebirge an.

Die verschiedenen Thiere haben natürlich auch alle ihre Zeichen. Es wird dabei gewöhnlich nur ein sehr charakteristischer Theil des Thieres nachgeahmt, z. B. die Hörner. Die Hörner des Büffels werden anders bezeichnet, als die des Elens, und mit dieser Bezeichnung des Horns wird dann das ganze Thier gemeint.

Der Begriff von großer Zahl oder „viel", wird durch ein mehrmaliges Ausgreifen mit den Händen in die Luft angedeutet. Die Bewegung dabei ist ähnlich der Bewegung der Hände unserer Tänzerinnen, wenn sie die Kastagnetten schlagen.

„Wenig" oder „gar nichts" deuten sie dadurch an, daß sie die eine Hand über die andere wegstreichen lassen.

Ganz sonderbar, aber ganz allgemein ist das Zeichen der Verwunderung bei den Amerikanischen Indianern. Sie halten nämlich dabei die hohle Hand vor den Mund den sie eine Zeitlang dahinter verbergen. Dies ist aber

vermuthe ich, nur ein Qui pro quo, das eigentliche Zeichen, nämlich der, vor Verwunderung aufgesperrte Mund steckt dahinter. Die Hand führen sie zum Munde und das Gesicht wird dahinter verborgen, weil es überhaupt unschicklich ist, Emotion oder Verwunderung zu zeigen. Aber ich sah sie alle Mal, wenn es etwas gab, was bei ihnen große Verwunderung erregte, mit ihrer Hand das Gesicht und in specie den Mund verdecken.

Die Gesten und Mimen bei der Unterredung, sagte ich, werden zuerst erfunden und gehen dann nachher in die Bilderschrift, die zum Theil nur eine Copie der Bilder-Rede ist, über. Die Wellen-Linien, die der Finger zur mimischen Darstellung des Flusses in die Luft hinausschlängelte, zeichnet nachher die mit Farbe versehene Hand eben so auf das Papier hin und es wird eine Hieroglyphe daraus, welche „Fluß“ bedeutet. Der Halb-Bogen, den der Zeichen-Redner mit der Hand am Himmel beschrieb, wird als Halb-Zirkel-Linie auf das Papier gesetzt, und hat auch hier die Bedeutung von „Himmel“ oder „Tag.“ Und Aehnliches geschieht mit andern Gesten und die Rede begleitenden Zeichen.

Es scheint uns jetzt zwar kein außerordentlicher Schwung des Geistes dazu von nöthen, um diesen Schritt zu thun. Es scheint kein großes Genie zu erfordern, um die Erfindung zu Stande zu bringen, daß man dieselben Dinge, die man dem gegenwärtigen Freunde mit so vielem Geschick in die Luft malte, dann auch zum Besten eines Abwesenden, statt in die Luft, vermittelst derselben Finger-Bewegungen auf ein Papier oder eine Birkenrinde hinsetzt.

Allein die Geschichte lehrt uns, daß dieser, scheinbar so leichte Schritt allen Völkern doch äußerst schwer geworden ist, und daß viele gar nicht darauf gekommen sind, ihn zu thun. Auch unsere Indianer unterhielten sich vielleicht

schon lange von Mund zu Mund, von Auge zu Auge auf sehr ingeniöse Weise, bevor sie die Entdeckung machten, daß sie mit einer kleinen Zuthat von Farbe ihre schnell verschwindenden mimischen Darstellungen fixiren oder so zu sagen, verewigen, und daß sie dann die in ihnen dargestellten Ideen auch Abwesenden oder Späternachfolgenden durch Bilderschrift überliefern könnten.

La Pointe. August 1855.

Vierzehnter Brief.

Proben Indianischer Bilderschrift.

„Es schläft des Schreibers Sinn
„noch im geschlossenen Brief".

Ueber die Stoffe und Dinge, die sie mit Bilderschrift schmücken.

Der Stoffe und Gegenstände, auf welche die Indianer ihre Bilderschrift fixiren, giebt es verschiedene.

Mit den Baumstämmen im Walde selber fing wohl die ganze Sache zuerst an. Die ersten rohen Zeichen hackten oder schnitten sie in die Bäume. Es mochten anfänglich kaum andere Zeichen sein, als solche, wie sie noch jeder Jäger im Walde macht, um seinen Weg zurückfinden zu können, oder um anderen ein Wahrzeichen zu geben, in welcher Richtung er selber gegangen sei.

Nachher aber schnitten sie auch anderweitige Zeichen in die Bäume, längere Botschaften und so zu sagen Briefe. Auch hat man wohl große dicke Bäume gefunden, die mit Bilderschriften anderer Art, mit Zaubersprüchen oder wenn man will mit heiligen Hieroglyphen, bedeckt waren. Bekanntlich haben sie auch große Felsen und Steinblöcke mit

Inschriften bedeckt, insbesondere auch die Wände der Höhlen die ihnen wie anderen Völkern als etwas Wunderbares und Heiliges erscheinen, und die noch dazu gewöhnlich ein lockeres Gestein darbieten, in dem es nicht schwer fällt, etwas einzugraben. Fast alle die am Ufer des Mississippi so zahlreichen Sandsteinhöhlen sind daher mit Bilder-Inschriften gefüllt.

Häufiger aber als die Inschriften in freiem Felde und auf Naturgegenständen sind aus sehr begreiflichen Gründen die auf Kunstprodukten, auf ihren Geräthschaften, Kleidungsstücken u. s. w. Auf den Prärien im Westen haben zuweilen die Häuptlinge die ganze Außenseite ihres Zeltes mit Bildern und Schriftzügen bedeckt, die zum Theil Darstellungen ihrer Heldenthaten, zum Theil ihre Familien-Wappen, oder auch wohl Anspielungen auf ihren heidnischen Glauben und auf ihre Zaubermittel enthalten.

Wie auf ihren Zelthäuten, so haben sie auch oft auf ihren Kleidern, auf dem Leder der Pelzmäntel, oder auf den langen wollenen Decken, in die sie sich hüllen, dergleichen Bilder aufgetragen. Man sieht bei ihnen Mäntel, die ganz mit Figuren und Hieroglyphen, wie die Kleider von Zauberern, bedeckt sind. Zuweilen sind es wieder die von ihnen ausgeführten Heldenthaten, die sie auf diesen Pelzen darstellen. Auf den Büffelhäuten, auf denen sich leichter schreiben läßt, als auf den wollenen Decken, sind es mitunter ganz lange Geschichten und Bilderreihen. Auf den wollenen Decken (oder den sogenannten „Blankets“) sind es aber meistens nur ihre Totems-Bilder, Wappen, oder sonstige persönliche Wahrzeichen. So sieht man z. B. den einen mit dem Bilde der Sonne, in rothen plumpen Strichen hinten auf den Rücken seines Mantels geziert. — Der andere hat die grobe Figur eines Bären, oder eines Vogels mit blauen Fäden in den Zipfel seines

Mantels eingenäht, und thut so groß damit, wie ein Römischer Patrizier mit dem Purpurstreifen seiner Senatoren-Toga.

Von ihren Geräthschaften bemalen sie keine häufiger mit bedeutungsvollen Bildern, als die Pfeifen und die Stiele ihrer Tomahawks, die wichtigen Embleme und Werkzeuge des Friedens und des Krieges. Selten findet man eine Pfeife oder einen Beilstiel im Besitze eines Indianers, auf dem er nicht irgend etwas verzeichnet und bildlich dargestellt hätte, sei es seine „Lebensträume", oder die Anzahl der Kriegszüge, denen er beiwohnte, oder der Feinde, die er erlegte.

Man sieht auch selbst in den phantastischen Linien, Verschlingungen und Blumengewinden, welche die Frauen auf die Mokassins, Beutel und Taschen ihrer Männer sticken, dieselben Thier-Figuren, Vögel-Zeichnungen und Hieroglyphen-Schnörkel wiederkehren, die aber dann nur müssige Ausschmückung und bloße Arabesken geworden sind. —

Zuweilen haben sie auch wohl unser Europäisches Buchstaben-Alphabet in ihren Katalog von Ziermustern aufgenommen. Ich sah einen Indianer, dem seine Weiber das ganze Alphabet der Engländer längs des Randes seines Mantels gestickt hatten, und einen andern, der sich dasselbe Alphabet, aber schlecht nachgeahmt, grausam entstellt und verschnörkelt um seine Jagdtasche herumgemalt hatte. Freilich war dies in ihren Augen denn doch wohl etwas mehr als eine bloße müssige Verzierung, ohne Zweifel etwas Ominöses und Magisches.

Das vornehmste und eigentliche Schreibmaterial aber — (bei unseren Odjibbewäs, so wie überhaupt bei allen Nordischen Wilden, die nicht in den kahlen Prärien leben) ist der den Indianern in hundert Fällen so nützliche Stoff, der ihnen überall da dient, wo wir Leder, Pappen-

deckel, Sackleinewand benutzen, — die Birkenrinde. Wahrscheinlich ist es das allerbeste Schreibmaterial, was die Natur ohne alles Zuthun der Kunst bietet. Man braucht nur die Rinde vom Baume zu nehmen, ein wenig zuzustutzen und das Blatt ist fertig. Die innere Seite der Rinde, ist mit einer weißen seidenartigen Membran bedeckt, und diese Haut nimmt äußerst leicht jeden feinsten Eindruck an, den man mit einem Knochen, einem Stachel, oder einer Nadel auf sie macht.

Sie nennen ein Birkenrindenstück, das zum Schreiben dienen soll, „Masinaigan." Das Wort kommt vom Verbum: „nin masinaige" (ich mache Zeichen), und heißt so viel als: „ein Ding worauf man Zeichen macht". Sie geben auch unserem „Papier" und auch unserem „Buch" den Namen: „Masinaigan".

Die Form in die sie ihre „Masinaigans" bringen, ist sehr verschieden. Zuweilen sah ich bloße viereckige Tafeln. Zuweilen haben sie eine Art Tasche daraus gemacht. Gewöhnlich aber ist es ein längliches Blatt, das sie in der Mitte zusammenknicken und falten, so daß zwei Klappen entstehen. Und das Ganze sieht dann aus, wie einer unserer länglichen Bücherdeckel, aus dem das Buch selbst heraus gerissen ist. Die Schrift steht inwendig und die rauhe Rindenseite deckt nach außen. —

Ich habe mich auf meiner Insel bestrebt, so vieler Indianischer Birkenrindenschriften als möglich habhaft zu werden, und sie zu copiren und zu sammeln. Ich habe mir dieselben zugleich von den Besitzern erklären lassen, und ich will es hier nun versuchen einige Proben aus meiner Sammlung zu geben. Ich will auch das Verhör, das ich dabei mit den Indianern anstellte, und überhaupt alle begleitenden Umstände schildern. Und wenn man auch die erlangten Dokumente selbst nicht eben für sehr wichtig

halten möchte, so hoffe ich doch, daß der Leser in der Darlegung jener „begleitenden Umstände“ manches für die Indianer Charakteristische finden wird.

Der Stammbaum eines Indianers.

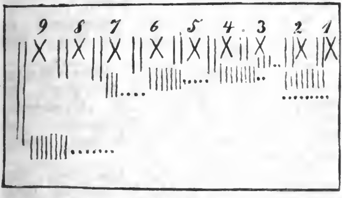
Einer der Häuptlinge, mit denen ich hier verkehrte, hieß „Loonfoot“ (Loons-Fuß). *)

Dieser Mann zeigte mir mit viel Bereitwilligkeit seine Dokumente, Papiere und Birkenrinden. Unter andern hatte er ein von zwei Regierungsbeamten ausgestelltes Certificat über die Rechtmäßigkeit seiner Installirung als Häuptling der Objibbewä-Bande von Fond du Lac. Dies Certificat ist sehr kurz und lautet so: „This is to certify, that the Chief Shingoop, the Speaker Nanganop, the Headman and Warriors of the Fond du Lac-Band of Chippewas have this day requested, that Mangusid be hereafter recognized as their Chief-Pacificator and they have solemnly promised to refer to him all difficulties, that may arrise hereafter between them and to abide by his decision.“ („Das Gegenwärtige sei gegeben als ein Certificat, daß der Häuptling der Bande der Chippewäs von Fond du Lac, Shingoop, und der Sprecher der besagten Bande Nanganop und auch die Hauptmänner und Krieger der Bande heute verlangt haben, daß „Loon-Fuß“ hiernach anerkannt werde, als ihr Hauptvermittler, und sie haben alle feierlichst versprochen, sich in allen ihren Schwierigkeiten und Streitigkeiten, die unter ihnen entstehen möchten, an ihn zu wenden, und es bei seiner Entscheidung bewenden zu lassen.“)

---

*) Im Objibbewä ist dies „Mangusid“ zusammengesetzt aus „Mang“ = der Vogel „Loon“ und „usid“ = sein Fuß. Mangusid also buchstäblich = Loon — sein — Fuß.

„Loon-Fuß“ sagte mir, daß seine Vorfahren schon oft solche hohe Stellen bekleidet hätten. Er kenne sie bei Namen für 8 oder 9 Generationen aufwärts. Und er holte eine alte, ziemlich ehrwürdig, schmutzig und räuchrig aussehende Birkenrinde hervor, auf der eine Menge Striche, Kreuze und Punkte in folgender Weise eingegraben waren:



Loon-Fuß nannte mir die Namen aller der Männer die mit diesen Strichen bezeichnet sein sollten.

Nr. 1. sagte er, sei sein Vater, „Kadawibida“ (l'homme qui a les dens percées — der Mann mit durchbohrten Zähnen).

Nr. 2. sein Großvater: „Bajasswa“ (l' homme qui fait secher, — Ein Mann, der Andere trocken macht).

Nr. 3. sein Urgroßvater: „Matchiwaijan“ (l'homme qui porte une grande Peau — „die große Haut,“ oder „der große Pelz.“) „Er war ein großer Jäger,“ setzte Loon-Fuß hinzu. (Matschi heißt in Odjibbewä, „groß“ waian = die Haut :)

Nr. 4. sein Ururgroßvater: „Wajawadaschkoa à cause, qu'il avait la peau bien rouge, = weil er eine sehr rothe Haut hatte.

Nr. 5. des Vorigen Vater: „Waschki". Ich bekam von Loon-Fuß keine Erklärung dieses Wortes. Doch heißt Waschki etwa so viel als, „der Junge" oder „der Anfangende."

Nr. 6. des Vorigen Vater: „Schawanagijik" (le ciel du Sud = oder Himmel des Südens) „Schawan" heißt der Süden, und gijik = der Himmel.

Nr. 7. des Vorigen Vater: „Mitiguakosch" (le Bec de Bois = der Holzschnabel) Von Mitig = Holz und okoj = Schnabel.

Nr. 8. des Vorigen Vater: „Miskwandibagan" (l'homme à la téte rouge = „das Roth-Haupt" oder „Roth-Haar") Von „Miskwa" = roth. „Nin miskwandibe" = ich habe rothes Haar, „Miskwandibed" = eine Person die rothes Haar hat. Die Endigung: „bagan" kann ich nicht erklären.

Nr. 9. des Vorigen Vater: Gijigossekot. Von diesem Namen gab mir Loon-Fuß die wunderliche Uebersetzung: Le ciel qui a peur de l'homme = der Himmel, der Furcht vor dem Menschen hat. Soll dies vielleicht eine Art Himmelstürmer sein? Ich kann das Wort nicht auflösen. Doch steckt allerdings etwas von den Worten, welche „Himmel" = (gijig) und „fürchten" (agoski) bedeuten, darin.

Mit diesem letzteren Namen verlor sich der Loon-Fußische Stammbaum in den Wolken.

Ich fragte meinen Häuptling woher er die Namen habe, und wie er sie von dem Blatte ablesen könne. Er sagte: „Sein Großvater sei ein großer Jossakid (Zauberer — Gelehrter) gewesen. Ein Mal sei eine Frau ganz paralysirt, beinahe todt gewesen, sein Großvater habe sie mit seinem Odem („en soufflant") wieder lebendig gemacht. Dieser sein Großvater nun habe ihm die Namen der Vor-

fahren alle genannt. Und obgleich die Namen selbst nicht auf dem Blatte geschrieben seien, so könne er sich doch genau jedes Namen erinnern, wenn er die Zeichen, Kreuze und Punkte ansähe. Das Kreuz erinnere ihn an die Person, und die Punkte und Striche an das Alter, das sie erreicht hätte."

Da weder die Punkte noch auch die Striche auf der Birkenrinde über die Anzahl 10 hinausgehen, und diese jenen vorangehen, so vermuthe ich, daß die Punkte einzelne Jahre, und die Striche Jahrzehnte bezeichen sollen. Vielleicht half bei der Verfertigung des Stammbaums ein Europäer mit der Bezeichnung der Zahlen nach dem Decimal-Systeme. Daß Loon-Fuß das Dokument für etwas sehr Wichtiges hielt, war ausgemacht, und daß er die Namen seiner Vorfahren auch äußerst geläufig auswendig wußte, das erfuhr ich gleichfalls mit Augen und Ohren.

Mir war dabei damals das Faktum schon interessant genug, daß eine Indianische Familie ihre Genealogie bis in das neunte Glied hinaufführte, oder doch wenigstens glaubte, dies thun zu können.

Loonfoot sprach mir bei dieser Gelegenheit so hoch von dem „Totem" (Geschlecht oder Clan) der Loons, und erzählte mir so viele große Dinge von diesem, daß ich damals glaubte, der Loon-Totem sei der älteste und edelste im ganzen Lande.

Ich hatte aber später noch oft Gelegenheit wahrzunehmen, wie groß die Indianer immer von dem Totem reden, dem sie selbst oder dem ihre Frauen angehören, und ich war erstaunt zu sehen, wie tief bei ihnen das aristokratische Element wurzelt. So machte ich hier in La Pointe z. B. die Bekanntschaft eines Halb-Indianers, der etwas französisch sprach, und der dabei eine sehr gute Kenntniß der Sprache und Sitten der Indianer, (seiner Seitenver-

wandten), hatte. Seine Sprachkenntniß war sogar ein Mal bei der Composition eines berühmten Odjibbewä-Lexikons benutzt worden. Nichts desto weniger gehörte er doch seiner Lebensweise und seinen Verbindungen nach mehr der rothen als der weißen Raçe an.

Er lebte ganz wie ein Waldmensch und hatte zwei Meilen von unserm „Fort" auf einem der Vorgebirge unsrer Insel seine Hütte aufgeschlagen. Und ich besuchte ihn daselbst oft, theils des hübschen Waldspazierganges dahin und der schönen Aussicht über die Gewässer, die am Ziel lohnte, theils auch wegen der vielen Belehrungen über Indianische Verhältnisse, die ich bei ihm schöpfte. Seine Frau, eine Indianerin, gehörte dem Totem der „Kraniche" an. Und auch seine Mutter war aus demselben Geschlechte gewesen. Er brachte mir ein Mal alle die Wappen-Bilder oder wie die französischen Canadier sagen „les marques des Totems" der bekanntesten Geschlechter und Häuptlinge der Odjibbewäs zu Papier.

Als wir zum Wappen der „Herren von Kranich" („la marque des Grues") kamen, ließ mein Freund über dies Geschlecht sich also vernehmen: „La marque des Grues" sagte er „est la plus noble et la plus grande marque, parmi les Odjibbewäs. Les Grues montent jusqu'au déluge. On trouve leurs noms déjà dons les livres des Romains".

Als er mich geneigt sah ein wenig zu lächeln, bemerkte er ganz ernsthaft: „Non, non Monsieur, sérieusement on a trouvé déjà à la destruction de la tour de Bable tous les noms, qui sont á presant ici parmi nous!"

„Sie scherzen!" —

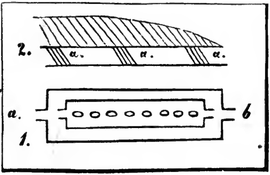
„Monsieur" antwortete er noch ernster, „je suis tout à fait serieux." Les Grues ont pris posession

de ces terres aprés le deluge. C'est bien connu. Pour des siecles les Grues avoient le nom le plus haut. Ils sont écrits dons les grands et plus anciens livres. Ma mêre étoit une Grue. Ma femme est une Grue. Dans les derniers temps ils sont un peu timbé *) Màis il ya escore den Grues 1) a la Pointe, 2) au Saut de Stc. Marie, 3) A la folle Avoine (Wisconsin) 4) prés de Detroit, 5) à la Baye de Hudson. Enfin, Monsieur, les Grues ont été et sont encore partout les hommes les plus remarquables du monde!" (Sic!)

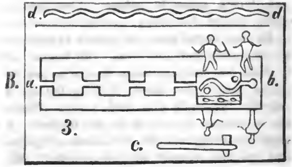
Bildliche Darstellung religiöser Gegenstände.

In der Hütte desselben oben genannten Häuptlings „Loonfoot" fand ich auch noch zwei andere Zeichnungen, die auf den beiden Seiten einer Birkenrinden-Tasche eingegraben waren, und von denen ich hier eine möglichst treue Copie einschalten will. —

A



*) „timbé" Canadische Aussprache für: „tombé".



A stand auf der einen, B auf der andern Seite der Tasche.

Wie die Zeichnungen selbst, so will ich auch die Erklärungen, die mir mein „Jossakid" dazu gab, so genau und wörtlich als möglich wiedergeben: Natürlich wurde mir nicht Alles verständlich, theils in Folge der lakonischen Art und Weise meines Mentors, der wohl ohne dies auch nicht alle Geheimnisse enthüllen wollte, theils weil sich überhaupt die ganze Sache wohl nicht vollkommen klar machen läßt. Ich glaube aber, daß auch das Wenige, was ich faßte, interessant genug ist, zu einer Mittheilung an diesem Orte.

Als ich Loonfoot fragte, was Nr. 1. sei, erzählte er mir natürlich zuerst die Geschichte der Schöpfung der Welt und als ich ihn wieder auf den eigentlichen Punkt, auf „die Erklärung von Nr. 1." brachte, ließ er sich dann also vernehmen: „Das ist das große Wasser, Kitschi-Gummi oder der Obere See. Dieser See und die Länder umher bilden einen großen „Wigwam" (Wohnung, Distrikt). „Das breite Quarrée rund um den See herum stellt den Lebensweg dar, auf dem die Menschen zu reisen haben," (vielleicht in specie den alltäglichen Lebens-Wandel und Reiseweg, den Schauplatz der Leiden und Freuden der Od-

jibbewäs?) „Die Auslässe oder Löcher zu beiden Seiten, bei „a" und „b" sind die Thüren, die aus dem großen Wigwam in die Welt hinausführen". (Vielleicht rechts der St. Marys-Fluß, der zum Huronen-See, und links der St. Louis-Fluß, der von Fond du Lac zum Missisippi hinüberführt?) „Die Punkte oder Kreise in der Mitte des Wassers sind die Fußtapfen der großen Otter, die bald nach der Schöpfung durch's Wasser oder über die Welt lief." „Beim ersten Schritt trat sie auf Eis, beim zweiten in den Sumpf, beim dritten in's Wasser, beim vierten sproßten Blumen hervor," (Loonfoot sprach auch noch Verschiedenes von den andern auf dem Bilde verzeichneten Fußtapfen der Otter, was ich aber nicht verstehen konnte).

Für Nr. 2. gab mir Loonfoot keine weitere Erklärung als diese: „Die Striche" sagte er „bezeichneten den kalten Odem der Geister des Nordens. Im Norden wohnten, sprach er weiter, 4 große Geister, die nach der Erde blickten, und daß ihrer vier seien, wäre auf der Zeichnung mehre Male, durch die vier vortretenden Striche (bei a, a, a, angedeutet. — (Angenommen, daß Nr. 1. der Lake Superior sei, mit seiner Hauptlänge von Westen nach Osten gerichtet, so würden die Striche in Nr. 2. ungefähr aus Nord-Westen kommen, und wäre, wie Loonfoot sagt, der „Odem aus Norden" damit bezeichnet, so möchten sie wohl den, bei den Odjibbewäs so berühmten Nordwest-Wind, den sie den Homewind (den Heimathswind) nennen, andeuten sollen.

Auf der anderen Seite der Birken-Rinden-Tasche (Nr. 3.) sagte Loonfoot, wäre ein Manito-Wigwam, ein „Geister-Wigwam" oder „Spirit lodge, mit einem Worte ein Odjibbewä-Tempel dargestellt. Der Eingang wäre von links (bei a). Die verschiedenen kleinen Quadrate bezeichneten die verschiedenen Abtheilungen, die ein Medä-

Ordensbruder durchwandere, oder die verschiedenen Grade der Weihe, die er empfange. Das letzte Quarrée zur Rechten, (bei b) eine Art Allerheiligstes, bezeichne den letzten und höchsten Grad. (Ich muß dabei daran erinnern, daß die Odjibbewäs in ihrem sogenannten Medä-Orden wirklich verschiedene Grade der Weihen haben. Es giebt gewöhnliche Mitglieder, Obere und Oberste Medäs. Die ganze Zeichnung ist also symbolisch, und in dem großen, die kleinen Quarrees umfassenden Viereck ist daher auch wohl nicht etwa ein Tempel vorgestellt, sondern vermuthlich der Tempel oder das ganze kirchliche Gebäude in dem Sinne gedacht, in welchem wir das Wort „Kirche" nehmen, wenn wir z. B. sagen: „Die Kirche hat verschiedene Stufen der Priesterweihe.")

„Die vier menschlichen Figuren zu den Seiten des Allerheiligsten, sind die vier großen Geister, die nach Norden, Süden, Westen und Osten sitzen." — (Diese vier großen, die Welt verwaltenden Nord-, Süd-, Ost- und West-Geister kehren sehr oft in den Bildern, Reden, Sprüchen, Zauberformeln, Mythen und Gebeten der Indianer wieder. Ob damit aber gerade die vier Hauptwinde personificirt und angebetet werden sollen, wage ich nicht zu behaupten. Man kann mit Bestimmtheit weiter nichts sagen, als daß sie vier Weltgegenden erkennen, und daß sie in jede Gegend einen großen mächtigen Geist versetzen).

Die drei kleinen Zeichen unten im Allerheiligsten hielt ich anfangs für Vogelfiguren. Allein Loonfoot sagte mir, es wären die Tatzen des „großen Löwen." (Was ein großer Löwe hier aber zu thun hat, weiß ich wieder nicht).

Die Figur unten (bei c) sieht so aus, wie der Trommelstock, mit dem die Medäs im Tempel bei ihren Ceremonien die große Tempel-Trommel schlagen. Loonfoot sagte aber, es sei kein Trommelstock, sondern „ein Emblem des Lebens,"

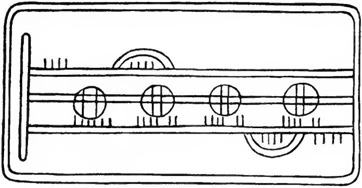
„der Baum des menschlichen Lebens“ sei damit gemeint. „Wie Bäume“, sagte er, „wachsen wir auf und wie Bäume vergehen wir wieder.“ Ich erinnerte mich dabei bemerkt zu haben, daß wenn die Leute im Tempel den Trommelstock ergriffen, sie auch einige Anspielungen auf den Lebensbaum gemacht hatten. Wie Alles bei diesen Indianern emblematisch oder symbolisch ist, so ist es denn wohl möglich, daß sie auch in ihren Trommelstock eine solche Bedeutung legen. Die geschlängelte Doppellinie (bei d), die parallel neben und über dem Tempel-Viereck hinläuft, deutete Loonfoot als eine Anspielung auf die Rede. „Es ist der Fluß der Worte“, sagte er. In der That fehlt es bei ihren religiösen Ceremonien nicht an einer Fülle von Worten, Reden, oder wenn man will, Predigten.

Ein dem vorigen ähnliches Beispiel von religiöser Bilderschrift.

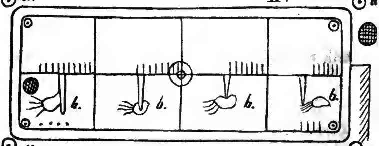
Unter den Birkenrinden-Papieren eines anderen Häuptlings oder Jossakids fand ich eine Zeichnung, die der so eben beschriebenen von Loonfoot etwas ähnlich war. Der Besitzer erlaubte mir zwar eine Copie davon zu nehmen, war aber, da ich ihn um eine Erklärung bat, noch lakonischer und zurückhaltender als Loonfoot. Obgleich er mir äußerst wenig darüber mittheilte, und die Figuren mir daher in hohem Grade mysteriös geblieben sind, so will ich sie doch hier einschalten. Vielleicht wird ein Anderer benutzen und deuten können, was von mir nicht verstanden wurde. —

Auf der einen Seite des Buchs, war die Figur Nr. I und auf der andern Nr. II.

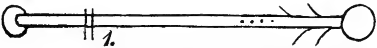
I.



II.



2.



Die interpretirenden Brocken, die der Indianer fallen ließ, während ich zeichnete, bestanden in nichts weiter, als in Folgendem:

„Das Ganze“ sagte er „sei eine Darstellung der großen Medizin“, („de la grande Medicine“) das heißt hier wohl eine symbolische Versinnbildlichung des religiösen Systems der Indianer, ihres Ceremonien-Wesens und ins-

besondere ihrer Medä = Weihe und nebenher auch ihrer Hierarchie. „Die Figur bei 1. in II, das ist der Weg, den wir wandeln, bevor wir eintreten.“ (Ich mußte damit zufrieden sein, zu erfahren, daß überhaupt eine Art Vorschule oder Disciplirung der Einzuweihenden existire. Worin die Prüfungen dieses Weges, die vielleicht durch die Punkte und Querstriche angedeutet waren, beständen, das erfuhr ich nicht).

„Die Figur 2. ist wiederum der große Tempel=Wigwam mit den Abtheilungen der Weihe=Grade. Die vier kleinen Kreise und Punkte auf den vier Ecken a, a, a, a, bedeuten die vier Weltgegenden. (Hier war also wohl mit Kreisen angedeutet, was auf dem früheren Bilde als Figur erschienen war).

Ins Innere des Tempels wollte mich mein Mentor nicht führen. Er sagte bloß, „ich sähe da die Grade. Und bei b, b, b, b, das wären die Bärentatzen die diese Grade markirten. Der erste Grad verursache eine Auslage von 10 Dollars. Der zweite koste wohl doppelt so viel und der dritte und vierte noch mehr. Wenige aber“ setzte er hinzu, „hätten Waaren („butin“) genug um den höchsten Grad zu erreichen und zu bezahlen. Derselbe koste einen ganzen Haufen Güter. Er habe aber doch ein Mal in seinem Leben auch diese Weihe und diesen Grad genommen. Aber nur ein Mal.“ (Ich sollte darnach vermuthen, daß man dieselbe Weihe sich mehre Male geben lassen könne.)

Was die Kreise, Abtheilungen und Strichelchen in Nr. I. bedeuteten, wurde mir nicht verrathen.

Wenn ich indeß auch weiter nichts bei dieser Sitzung erlangt hätte, als eine Bestätigung dessen, was ich schon anderswo geahnt, nämlich daß das religiöse und hierarchische System der Indianer ein ziemlich complicirtes ist, so hätte mir diese Belehrung schon meine heutige Mühe

gelohnt. In der That, die Indianer sind nicht bloß einfache, nackte, unwissende Wilde. Sie wissen vielmehr in mancher Hinsicht nur leider allzuviel. Hätten sie gar nichts im Kopfe, wären sie unbeschriebenes Papier, so könnte unsere Religion und Civilisation vielleicht leichter hinein getragen werden. Aber man sieht wohl, daß sie Allerlei zu verlernen haben. Und das mag ihre Bekehrung eben so schwierig machen. —

Ein Zauber-Gesang.

Ich hörte daß Leute vom Lac Vermillon (vom Rothen See) aus den Bois forts (aus den „dicken Wäldern") angekommen seien: rechte Wilde und große Zauberer, die auch Birken-Rinden und Bilder-Schriften hätten.

Ich suchte ihre Hütte auf, die sehr lang und mit 20 halbnackten Leuten angefüllt war. Sie nahmen mich nach ihrer Weise freundlich auf und einer der Jäger, dem ich vorgestellt wurde und dem ich viel Tabak schenkte, ließ sich auch mit mir auf einer Matte in einem Winkel nieder, holte seine Birkenrinden hervor, und legte mir die darin enthaltenen Zeichen vor. —

Weil ich trotz aller Mühe, die ich mir gab, fast gar nichts von seinen Auslegungen und namentlich nichts von dem Zusammenhange der Bilder verstand, so könnte ich mich beinahe der Mühe überheben, sie hier zu registriren. Da mir diese ganze Sache aber so äußerst interessant schien, da die Zeichen, zum Theil freilich willkürlich und individuell, zum Theil aber typisch und von hier bis Mexico hin im Gebrauch sind, und häufig wiederkehren, so will ich doch auch die bei dieser Gelegenheit gewonnenen Zeichen hier copiren, und was der Indianer sagte hersetzen. Diese

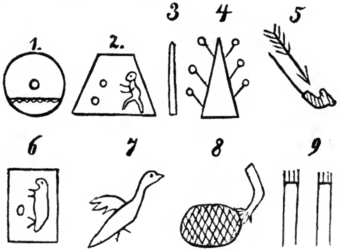
ganze Angelegenheit der Schriftsprache der Nordamerikanischen Indianer ist noch sehr neu. Die als typisch, symbolisch und allgemein verständlich zu betrachtenden Schriftzeichen sind noch nicht alle gesammelt und gesichtet. Vielleicht sind in meiner Zeichnung einige neue Buchstaben dieses großen weit verbreiteten Alphabets enthalten?

Zuerst mag ich bemerken, daß mein Mann seine Schriftzeichen von der Rechten zur Linken angeordnet hatte, und sie auch in dieser Richtung las, während andere mir wohl von der Linken zur Rechten gelesen hatten, und wieder andere im Kreise um das ganze Blatt rings herum. Vielleicht gehört der Punkt, wo man zu lesen anfangen und in welcher Richtung man weiter lesen muß, zu den Geheimnissen ihrer Kunst, die sie verbergen, damit andere Uneingeweihte die Zaubersprüche nicht so leicht benutzen können.

Der Jäger erzählte mir, er habe 4 schöne Biberfelle für den Gesang bezahlt. Er nannte ihn eine „Chanson magicale“ (Wabana-nagamunam *) = Zaubergesang). Mir schien es als sähe ich darin einen Gesang auf die Jahreszeiten. Wenigstens erkannte ich eine gewisse Reihenfolge von Anspielungen auf Winter, Frühling, Sommer darin. Doch der Leser urtheile selbst. Er muß sich meinen Indianer, der mir die Sache erklären sollte, der aber zu einer solchen Erklärung entweder nicht Intelligenz genug besaß oder nicht dazu aufgelegt war, das Rinden-Buch in beiden Händen haltend, und dann den zu jeder

*) „Wabana“ ist von Nin wabanow — ich bin ein Zaubermann. Gesang heißt in dem Dialekte der Odjibbewäs des Oberen Sees: „Nagamowin“. Mein Mann von Lac Vermillon sprach aber deutlich: „Nagamunam. Vielleicht ist dies eine dialektische Variation auf „Nagamowin“?

Hieroglyphe gehörigen Vers, so wie er ihn auswendig gelernt hatte absingend denken.



Zu No. 1. sang er: „L'hiver est venu du Nord" (Der Winter ist vom Norden gekommen).

Zu No. 2. „L'enfant, qui court dans le Wigwam" (Das Kind, das in der Hütte spielt.) (Winterfreuden?) —

Zu No. 3. „Il a une belle voix, la tonnère de l'Orient" (Er hat eine schöne Stimme, der Donner des Ostens). (Vielleicht ist die Figur eine Art Donnerkeil, und vielleicht deutet sie auf die ersten Frühlingsgewitter hin).

Zu No. 4. „L'Esprit nous donnera des fruits" (Der Geist wird uns Frucht geben). (Das Zeichen soll einen Baum mit Früchten vorstellen). (Sommer?)

Zu Nr. 5. „l'homme, qui fume la pipe, et l'enfant, qui tire la Fléche" (Eine Pfeife für den Mann, und ein Pfeil für den Knaben).

Zu Nr. 6. L'ours, qui cherche une place, ou la riviere n'est pas profonde“ (Der Bär, der eine Furt im Flusse sucht) (Rückkehr des Bären im Herbst aus den Prärien zu den nördlichen Wäldern?)

Zu Nr. 7. L'oiseau s'envole, pour chercher sa pature“ (Der Vogel erhebt sich, seine Nahrung zu suchen) (Rückkehr der Wandervögel aus dem Norden um im Süden Nahrung zu suchen?)

Zu Nr. 8. „la femme a preparé le plat pour son mari, et le presente a lui“ (Die Frau hat ein Gericht für ihren Mann bereitet, und präsentirt es ihm.) (Heimkehr des Jägers zu seiner Frau?)

Zu Nr. 9. L'Esprit a inspiré le sauvage avec cette invention, pour devenir plus poli.“ (Der Geist hat dem Wilden diese Erfindung eingegeben, um klüger zu werden).

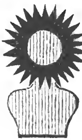
Ich sage, etwas „Jahreszeiten-Gang“ schien mir in dem Ganzen zu sein. Allein mit dem letzten Zeichen oder Spruche wußte ich nichts anzufangen.

Sonne und Himmel auf einem Indianischen Grabe.

Auf einem der Gräber des hiesigen Indianischen Kirchhofs fand ich folgende Zeichnungen:



1.



2.

Die eine (Nr. 1) war eine Darstellung des Himmels, die andere (Nr. 2) ein Bild der Sonne.

Der untere Theil des Himmels war, wie gewöhnlich blau oder grün. Die Einfassung oben aber schwarz.

Die Sonne war inwendig roth gemalt. Die Strahlen aber schwarz. Man sagte mir, — und es war freilich auch ohne dies offenbar genug, — es sei dies zum Zeichen der Trauer geschehen. Die Idee eines mit Trauer umflorten Himmels und einer zu Kohlenschwarz verblaßten oder verdunkelten Sonne ist für einen Indianer wirklich merkwürdig, ich möchte sagen großartig genug. Man kann sich die Sache auf zweierlei Weise vorstellen. Entweder so, daß man sich denkt, es sollte angedeutet werden, daß dem Verstorbenen, als sein Auge brach, Sonne und Himmel dunkel geworden seien, oder mit Beziehung auf die Hinterbleibenden, daß ihnen, den Betrübten, nun die Sonne nicht mehr helle glänzende Strahlen, sondern dunkle Trauerflöre auszusenden, ja daß der ganze blaue Himmel ihnen schwarz eingefaßt zu sein scheine.

Alle aus Holz construirten Grabdeckel hatten auf der Seite ein kleines Loch eingeschnitten. Die Verwandten stecken dahinein die Speisen für ihre Todten. Auch legt ein Freund oder Verwandter, wenn er vorübergeht, wohl etwas Tabacl hinein, zuweilen sogar auch Flinten, damit der Verstorbene auf seinem langen Wege zum Paradiese etwas schießen und sich nähern könne. Freilich sieht wohl später ein Anderer nach, ob etwas darin ist, was er brauchen kann, und nimmt es für sich wieder heraus. Doch wird dies nicht so genau genommen. Wenn die Speisen oder der Taback nur eine Zeitlang ruhig darin liegen blieben, so sind sie schon zufrieden. Diese Dinge selbst genießen die Verstorbenen doch nicht, sondern, wie soll ich

sagen, gleichsam nur das Bild, den Geruch oder die Ausdünstung von ihnen. Und diese konnten denn doch schon nach einigen Tagen zu ihnen ins Geisterreich gelangen.

Eine Indianische Grabschrift.

Auf dem hiesigen Kirchhofe fand ich einen Grabstein oder vielmehr ein Grab-Brett, mit einer Zeichnung, von der das beifolgende Bild eine möglichst treue Copie giebt:



Die drei, ins Brett eingeschnitzelten Striche, die mit rother Farbe überschmiert waren, deutete man mir als drei blutige Heldenthaten, die der Verstorbene vollführte, — als drei Feinde, die er erlegt hatte.

Die drei, sich die Hand reichenden Figuren, erklärte man mir als die an seinem Grabe trauernden oder sein Beerdigungsfest feiernden Verwandten, und das umgekehrte Thier, ein Bär, sollte das Familien-Zeichen oder der Stammesname des Verstorbenen sein.

Wollte man dies also ablesen, so würde es in unserer Weise heißen: „Hier liegt der Häuptling Von Bär. Seine Verwandten und Freunde trauern um ihn. Aber er war ein Held, denn er erlegte drei unserer Todfeinde.“

Urwald-Leute.

Ein Amerikanischer Schriftsteller, der in Egypten und Arabien reiste, und einen Vergleich zwischen den halbwilden Beduinen und den Indianern der Neuen Welt anstellte,

bemerkte nicht ohne Grund, daß der Araber ganz und gar nichts für einen anderen thue ohne Bezahlung. Für die geringste Dienstleistung müsse ein Baktschisch (ein Trinkgeld) gegeben werden. Die Amerikanischen Indianer, so arm sie sind, kennen diese Gier nach Geldbelohnung noch nicht. Sie betteln selten darum, und thun Vieles auch unbelohnt.

Nur in einem Punkte aber, so scheint es, machen sie eine Ausnahme von dieser Regel. Alle ihre Mittheilungen über ihre religiösen Dinge, jeden Austausch von Zaubermitteln, jede Copie und Auslegung einer Bilderschrift lassen sie sich bezahlen, ja und verlangen hohe Bezahlung dafür. Für ein mit Zeichen bekritzeltes Rinden-Stück geben sie oft ein Pferd, oder eine schöne Jagdflinte, oder ein Pack Biberfelle dahin. Freilich wie wenig ist ein Pack Biberfelle im Vergleich mit einem Zaubergesange, auf den alle Biber der Welt lauschen und bei dessen Anhörung sie nothgedrungen in die Falle gehen müssen.

Ja es scheint fast, daß sie in diesem Falle sogar nicht großmüthig sein dürfen. „Wir müssen“ sagen sie, „auf Bezahlung, und auf hohe Bezahlung für unsere religiösen Geheimnisse bestehen. Der große Geist würde böse werden, wenn wir seine Gaben verschleudern wollten.“ Sie denken, daß der große Geist, der Urquell aller Mysterien, Geheimnisse und Wunderkräfte es als eine Beleidigung ansehen würde, wenn man diese Mysterien für ein Geringes verrathen wolle. Es ist nicht immer nur der Große Geist, dessen Zorn sie in solchen Fällen fürchten, sondern auch andere Geister, denen sie die Zauberformel zuschreiben. Ein Indianer, den ich ein Mal um die Mittheilung einer solchen Formel bat, erwiederte mir: „Ich darf es nicht, sie gehört dem Bären“ — „Dem Bären?“ fragte ich verwundert, „wie so?“ — „Ja“ erwiederte er,

„ich kann Dir das nicht weiter erklären. Aber sie gehört dem Bären, und der Bär würde mir sehr böse werden, wenn ich Dir die Rinde gäbe. Es sei denn, daß Du mir ein bedeutendes Geschenk machst und wir so dem Bären ein großes Opfer darbringen können."

Mit einem Worte, eine schöne reich geschmückte Pfeife kann man wohl zuweilen ohne alle Wiedervergeltung von einem Indianer zum Geschenk erhalten, satt essen kann man sich bei ihm, und zuweilen will er sogar nichts dafür annehmen. Er läuft für Dich 10 Meilen weit für eine Kleinigkeit. Aber willst Du ein Stück beschriebener Birkenrinde von ihm und die nöthige Auslegung der Geheimschrift dazu, so mußt Du das mit Silber aufwägen. Der Bruder hält vor dem Bruder, der Sohn vor dem Vater solche Geheimnisse verborgen und giebt sie ihm nicht heraus, als gegen Bezahlung.

Ich machte darüber selbst hier eine tragikomische Erfahrung, die ich zur ferneren Charakteristik meiner Indianer hier mittheilen mag. Ich hatte gehört, daß aus dem hintersten Dickicht der Wälder, aus den „Bois forts" wie die Canadier sagen, vom Obern Mississippi her, ein neuer Indianer angekommen sei, der nicht nur ein großer Jäger und Krieger, sondern auch ein großer „Medezin-Mann" sei. Er war vom wilden Stamme der sogenannten „Pillagers" (oder Plünderer) und ein mich zuweilen besuchender Mulatte Namens Williams, der uns das verrieth, sagte, dieser Mensch stecke voll von tiefer Zauber-Wissenschaft, er könne mir gewiß manches mittheilen, und hätte ohne Zweifel auch noch viele solche beschriebene Birkenrinden, nach denen ich so begierig sei. Ein Weihgeschenk von ein wenig Tabak oder Zucker würde ihm schon den Mund öffnen.

Ich bat Williams daher, den Mann am Abend zu unserm Feuer freundlichst einzuladen, und ihn herzu-

führen, ihm zugleich zu verstehen zu geben, daß ich gern beschriebene Birkenrinde sähe und mir erklären ließe, und daß, wenn der Pillager-Häuptling dergleichen hätte, er sie doch mitbringen möchte. Ich würde mich erkenntlich beweisen.

Zur bestimmten Zeit öffnete sich denn auch mein Wigwam-Vorhang. Der Mulatte Williams trat herein, und hinter ihm der Pillager-Häuptling aus den „Bois forts“. Er kam aber nicht allein. Ein zweiter Landsmann war in seiner Begleitung. Die Indianer gehen selten gern allein auf Besuch in den Wigwam eines Andern. Und namentlich die Häuptlinge nehmen sich gewöhnlich ihren „Skabewis“, d. h. ihren Adjutanten oder Redner und Unterhändler mit, den sie für sich sprechen lassen, oder den sie zu Botschaften benutzen, wenn sie selbst zu bequem sind, oder wenn sie es unter ihrer Würde halten sich in eigener Person in Bewegung zu setzen.

Still und stumm, ohne „Guten Abend“ zu wünschen, oder ohne unsere Einladung zum Niedersetzen abzuwarten, nahmen beide auf der Stelle mir gegenüber auf einer Matte Platz. Ich reichte ihnen gleich Taback und sie fingen sofort an zu schmauchen. Und das flackernde Feuer beleuchtete dann zwei Figuren, die in der That wild genug aussahen. Ihre Gesichter waren schwärzer, als das unseres Mulatten. Sie mußten kürzlich Trauerfälle in ihrem Stamme gehabt haben, denn sie hatten sich über und über mit Kohlenruß beschmiert. Und als wenn dies noch nicht genug gewesen wäre, so hingen auch noch ihre schwarzen struppigen Haare über die Stirn herab und die Augen blitzten kaum dann und wann zwischen diesem dichten Haarschleier hindurch. Physiognomie und Mienenspiel konnte man in dem starren, harten und wilden Ausdrucke ihres Angesichtes kaum entdecken. In ihren wollnen Decken dicht verhüllt, saßen sie wie zwei vermummte und maskirte Vehmgerichts-Gehülfen

da. Daß Athem und Leben in diesen fleischenen Statuen stecke, gewahrte man nur an den Tabacks-Wolken, die zu Zeiten ihren dicken Lippen entquollen.

Ich hatte mir ein Pfund Taback und ein Pfund Zucker gekauft, und hatte dies, so wie der Kaufmann es mir in Papier gewickelt, mit einem Schnürchen umbunden, gegeben hatte, gleich zum Weihgeschenk vor ihnen auf der Matte hingelegt.

Ich brach endlich das Stillschweigen und sprach: „Es ist schön, daß Ihr gekommen seid, und ich freue mich, daß Ihr an unserm Feuer und unserer Abendsitzung Theil nehmen wollt. Seid mir willkommen! Was meine Hütte an Taback, Aepfeln, Zuckerwerk bieten kann, sei zu Euren Diensten. Und dann habe ich auch noch extra ein Pfund Taback und ein Pfund Zucker gekauft, das ich Euch als ein kleines Geschenk präsentire. Ich erwartete nur einen von Euch. Ich freue mich zwar, daß Eurer zwei sind. Hätte ich es aber vorher gewußt, daß ich die Ehre von Euch beiden haben würde, so hätte ich zwei Pfund Zucker und zwei Pfund Taback gekauft."

Keine Antwort, kein Beifallszeichen, keine Bewegung. Nur Tabacksrauch und die unveränderten aus Holz gemeißelten Gesichter! Nach 10 Minuten wandte sich der Häuptling, der ein wenig taub zu sein schien, zu seinem Adjutanten, und fragte ihn, was ich gesagt hätte. Dieser murmelte ihm etwas zu, und der Häuptling ließ ein schwach intonirtes „Ho!" (eine Art Beifallsruf) vernehmen.

Nachdem ich eine gehörige Zeit hatte verstreichen lassen, nahm ich wieder das Wort und sagte: „Ich höre, daß Ihr einige beschriebene Birkenrinden besitzt. Ich bin begierig, mich in der Weise Eurer Birkenschrift belehren zu lassen. Könntet Ihr mir nicht Eure Schriften mittheilen,

und mir die Zeichen ausdeuten? Habt Ihr sie vielleicht dort in Euren Säcken mitgebracht, so zeigt sie uns gefälligst.“

Allgemeines Verstummen und Regungslosigkeit wie in einem Museum von Statuen oder schmauchenden Automaten.

Endlich plötzlich, nachdem sie sich untereinander wieder, ich weiß nicht was, in's Ohr geraunt hatten, setzte der Adjutant seine Pfeife bei Seite, that den Mund auf und hielt eine lange Rede. Sie dauerte mit der Uebersetzung des Dollmetschers wohl eine halbe Stunde. Er fing mit Adam und Eva und mit der Schöpfung der Welt an, und dann erzählte er mir umständlich, wie der große Geist ihren Medä-Orden gestiftet habe, und wie ihnen ihre Religion aus dem fernen Osten gekommen sei. Weiter sprach er von den Grundsätzen und der Heiligkeit dieser Religion und von Menaboshu (dem Indianischen Prometheus), und von Matschimanitu (dem bösen Geiste) und von den Geistern in der Luft, im Wasser und in den Pflanzen, von Wurzeln und Kräutern und von Muscheln und von der Wirksamkeit der Zaubertrommel und den Klapper-Kalabassen.

Obgleich ich dies freilich Alles schon oft vernommen hatte, so hörte ich es doch noch ein Mal geduldig wieder an, in der Hoffnung, daß es eine Einleitung zu den bewußten Birkenrinden sein sollte, und daß man nun endlich mit diesen hervorrücken würde. Freilich war es mir etwas auffallend, daß mein kleines Päckchen Zucker und mein Päckchen Taback während der ganzen Zeit ganz unberührt und scheinbar unbeachtet auf derselben Stelle, auf der ich es hingelegt hatte, liegen geblieben war. Die Indianer hatten es noch nicht angerührt, schienen es auch nicht ein Mal angeblickt zu haben. In diesem letzten Punkte, wie ich bald sah, täuschte ich mich jedoch. Sie hatten es durch ihre struppigen Haare hindurch nicht nur angeblickt, sondern auch ganz richtig nach seinem Werthe abgeschätzt.

Mein Indianer nahm nach einiger Zeit wieder das Wort und ich dachte, er würde nun endlich zum Punkte und zur Sache kommen. Dies geschah auch, aber es war nicht der Punkt, den ich erwartet hatte. Statt zu seinem Medizin-Beutel und den darin enthaltenen Birkenrinden-schriften zu greifen, bückte er sich und hob das Taback-Päckchen in die Höhe. Er hielt es bloß mit zwei Finger-spitzen, als scheue er sich es anzurühren, an dem Schnürchen, mit dem, wie ich sagte, der Kaufmann es eingeschnürt hatte. Dann hielt er eine kurze Rede darüber und legte es vorsichitg wieder an seine Stelle zurück. Darauf nahm er eben so das Päckchen Zucker in die Höhe, hielt auch darüber eine Rede und legte es auch wieder an seine Stelle nieder. —

Mir kam dies gleich ein wenig verdächtig vor, und ich war ganz neugierig, welche Uebersetzung ich von meinem Dolmetscher empfangen würde. Dieser sagte mir endlich, „der Indianer hätte viel von doppelläufigen Jagd-flinten, von kleinen schwarz und weiß gestreiften Pferden, von geblümten Kattun-Stücken für ein paar Dutzend Hemden ein jedes, von wollenen mit rothen Fäden einge-nähten Decken, und von mehren andern schönen Dingen gesprochen, wie die abergläubischen Indianischen Herren sie Andern zu schenken pflegen, von denen sie „starke" Zauberge-sänge zu erlangen wünschen. Sie hätten, so habe er weiter versichert, aber schon gleich beim Eintreten in meinen Wigwam auf den ersten Blick gesehen, daß solche Dinge hier nicht zu finden wären, und daß sie nicht an den rechten Ort gekommen seien. Was mein Päckchen Zucker und mein Päckchen Taback beträfe, so hätte er, indem er dieselben zum Lichte des Feuers gehalten, zu verstehen gegeben, daß so Etwas nur eine höchst kleinliche und pitoyable Figur mache im Vergleich zu den auf Birkenrinden geschriebenen

Zauberliedern und Wundersprüchen, mit denen man so viele Biber, Rehe, Elenthiere, Vögel, Bären, Fische ins Netz locken könne, als man wolle.«

Meine andern Indianischen Bekannten und Freunde in La Pointe, dies mag ich dazwischen bemerken, waren bisher immer ganz zufrieden und dankbar gewesen, wenn ich ihnen das schenkte, was ich auch hier den beiden Pillagers bot, und hatten mir oft dafür erlaubt, mir ihre Birkenrinden zu kopiren, und mir auch noch eine freundliche Erklärung dazu gegeben. Aber es scheint, aus je dickeren Wäldern die Leute kommen, desto höheren Werth legen sie auf ihren Aberglauben und desto weniger auch verstehen sie es wohl, daß ein Europäer, der doch keine Biber damit fangen kann, nicht im Stande ist, so viel dafür zu bezahlen, wie einer ihrer Landsleute, der nicht bloß seine Kenntnisse, sondern auch seine Haushaltung dabei bereichert. Ich hätte dies freilich vorher bedenken sollen, und hätte dann vielleicht eine so arge Beschämung, wie mir nun zu Theil wurde, ganz vermieden. Ich mußte mich aber so gut als möglich aus der Affaire zu ziehen suchen, und sprach daher zu den Leuten:

»Seid nicht ungehalten über mich. Indem ich Euch diese geringe Gabe zum Austausch für eine Birkenrinde bot, habe ich dabei durchaus nicht die Absicht gehabt, den Werth dieser letzteren herabzusetzen. Ich muß gestehen, ich wußte gar nicht, wie viel sie Euch werth sein möchte. »Die kleine Elster«, »Loon-Fuß«, »die graue Wolke« und mehre Eurer andern Stammeshäuptlinge, die Ihr wohl kennt, haben immer bisher solche Geschenke von mir angenommen und haben mir Birkenrinde dafür gegeben. Ihr wollt nicht! Gut! Ich will Euch nicht überreden. Ich habe daher nichts weiter zu Euch zu sagen, als, verlaßt meinen Wigwam oder bleibt bei uns zu unserer

Fumerie, den ganzen Abend so wie Ihr wollt. Nehmt diese beiden Päckchen oder laßt sie liegen so wie Ihr wollt. Zeigt mir dafür Birkenrinde oder nicht, so wie Ihr wollt. Es ist mir Alles recht und Ihr seid zu allem willkommen. Thut was Ihr Lust habt!“

Darauf kehrte ich mich gleich zu den anderen Anwesenden und unsere Unterhaltung wandte sich andern Dingen zu. Unsere beiden Schwarzen, die zu steif waren, um gleich wieder einlenken und bonne mine a mauvois jeu machen zu können, fühlten sich nun auf diese Weise selber ein wenig bei Seite und auf den Sand gesetzt, und sie wußten sich aus dieser Lage nicht anders zu retten als, indem sie urplötzlich stumm sich erhoben und ohne Gruß und ohne Dank aus der Hütte hinaus marschirten. Sie ließen mir dabei indeß noch den kleinen Triumph, daß sie im Hinausgehen sich einer nach dem andern bückten und die beiden kleinen Päckchen aufnahmen und beisteckten, der eine das Zuckerpäckchen, der andere das Pfund Taback. Es war offenbar, daß meine „Medizin“ doch am Ende stärker war, als die ihrige; denn sie hatten mehr Habsucht und weniger Großmuth als ich gezeigt. Dies mochte sie nachher bei nüchterner Ueberlegung doch wohl etwas wurmen. —

II.

Die Bai.

„Entleg'nes Thal, von Fichtenhöhn begrenzt,
„Mit Erlenreih'n umhegte flache Matten!
„Betrachtung sinnt, wo sich der Quell ergießt,
„In Deinem Hain saust der Begeist'rung Flügel.
Salis.

Von der Anse, September 1855.

Erster Brief.

Herreise.

„Arm in Arm und Kron' an Krone
„Steht der Eichenwald verschlungen;
„Heut' hat er bei guter Laune
„Mir sein — altes Lied gesungen. —
Keller.

Es war eines schönen Septembermorgens früh 4 Uhr, als uns einer der eleganten Dampfer, die jetzt neben den Indianischen Kanoes und den alten braunen „Makinac-Barken" *) den Oberen See befahren, an das sandige Ufer der großen „Halbinsel" Keweena oder Keeweenaw aussetzte.

Wir landeten hier in der Absicht, dies wilde Land zu durchwandern und die Indianischen Missionen am Süd-Ende der großen spitzen Bucht zu erreichen, welche jene Halbinsel mit dem Festlande bildet, und welche die Canadier „L'Anse" (die Bucht) nannten. Die Engländer geben ihr den pleonastischen Namen „L'Anse-Bay" oder wie sie dies

*) Makinac ist bekanntlich ein in der alten Geschichte des Landes sehr berühmter Ort in der Nähe des Süd-Endes des Oberen Sees, und von ihm hat eine dort häufig gebaute Gattung von Barken obigen Namen.

aussprechen „Léonse-Bay". Zuweilen wird sie auch nach der Halbinsel „Keweena-Bay" genannt.

Die Spitze der Bai liegt so tief im Innern des Landes versteckt und so abseits von den großen See-Straßen, daß ein größeres Schiff nur selten (alle Jahre ein Mal) es der Mühe werth findet, die dortigen Missionen aufzusuchen. Wer wie wir von jenen breiten Seestraßen aus das Versteck erreichen will, ist daher gezwungen, die besagte Halbinsel „à la voyageur" zu durchreisen, d. h. theils zu Fuß, theils mit Benutzung einiger Flüsse und Seen per Rinden-Kanoe.

Die Amerikanischen Krämer, die sich bei unserm kleinen Landungsplatze, „Adler-Fluß" („Eagle-River") genannt, eingenistet hatten, konnten uns dabei nicht helfen, und wir verfügten uns daher sogleich in die Birkenrindenhütte des Canadischen Voyageurs Du Roy, der zwar in jener oberen Mission ansässig war, jetzt aber des Fischfangs wegen aus dem Innern zur Küste herabgekommen war. Er stieg mit uns so zu sagen gleichzeitig ans Land, wie wir von unserer nächtlichen Dampfschiffreise, so er von seiner nächtlichen Fischernachen-Fahrt. Er brachte einen Haufen schöner „Weißfische" nach Hause, und indem seine Indianische Frau uns diese zum Frühstück bereitete, rüstete er sich sogleich zur Weiterfahrt mit uns, als wir ihn baten, für unsere Inspections-Reise der Missionen an der „Anse" unser Voyageur und Dolmetscher zu sein.

Um unseres guten Du Roy's „Paqueton" — so nennen die Voyageurs ihre Tornister, — so klein und leicht als möglich zu machen, berechneten wir jedes Papierchen, jedes Paar Strümpfe, das wir allenfalls entbehren konnten und legten dann unsere sonstigen Reise-Effekte bei seiner Frau und seinen halbindianischen Kindern „en cache."*) Sie

*) Ins Versteck oder Depot.

versicherte uns, daß das Alles da in ihrer überall durchlöcherten Rindenhütte so sicher wäre, wie in einem Felsengewölbe, und betrog uns darin nicht, denn als wir nach zehn Tagen wieder kamen, zählte sie uns alle Stücke mit der größten Gewissenhaftigkeit wieder zu.

Du Roy schlug alle unsere kleinen durchaus unentbehrlichen Siebensachen in seine blauwollene „Couverte“, knotete es mit seinem ledernen „Collier“ (Nacken-Band) zusammen und hing sich das Ganze auf den Rücken, indem er sich das „Paqueton“ mit dem breiten Mittelstück des Leders vor der Stirne befestigte. Denn wie unsere Ochsen — sans comparaison sei es gesagt, — mit dem Vorderkopfe ziehen, so schleppen und tragen diese Voyageurs mit der Stirne und dem Nacken. Die Last ruht nur halb auf dem Rücken.

Du Roy, obwohl mit einer braunen Indianerin, die fast wie seine Großmutter aussah, verheirathet, war noch ein junger und fast hübscher Mensch. Er war stark gebaut und schritt uns, mit einem knotigen Waldstecken bewaffnet, leichten und elastischen Ganges voran, obwohl wir ihm ein doch noch am Ende ziemlich bedeutendes Gewicht an die Stirn geheftet hatten. Es ist zum Bewundern, was für Lasten diese Voyageurs tragen können. 150 Pfund ist das gewöhnliche und fast gesetzmäßige Gewicht, was einem Jeden in diesen Ländern aufgepackt wird. Es ist dies auch das Maaß für jeden Träger, das in allen den weitläufigen Hudsonsbay-Ländern angenommen ist. Doch bürden sie sich manch Mal noch viel mehr auf, und schreiten damit auf Wegen einher, auf denen ein Europäisches Geschöpf, wenn es den Eichhörnchen oder Vögeln keine Qualitäten abborgen kann, Noth und Mühe genug hat, sich allein fortzubringen. Die Kanoes haben oft große Ladungen von Pelzen, Provisionen, Mehl, gesalzenem Fleisch

und anderen schweren Waaren. Bei den verwickelten und kataraktenreichen Stromsystemen dieser Länder kommt man mit ihnen alle Augenblicke an eine „Portage," oder an eine Stelle an, wo sowohl die Ladung als auch das Schiff selbst, zehn oder zwanzig Meilen weit durch die Wälder und über die Felsen getragen werden muß. Da heißt es dann: „zugreifen" und die Frage ist, wer am besten schleppen kann. Der tüchtigste Schlepper wird am meisten gelobt. Und die Voyageurs erheben einen starken, tüchtigen Schlepper zu einer Art von Heroen, indem sie aus der Noth eine Tugend machen, eben so wie die Indianer, die so oft fasten müssen, Einen, der 10 Tage ohne zu klagen hungern kann, als Helden preisen. „Ha, mein Herr!" so sprach Du Roy zu mir, „Ich habe Jean Pierre Roquille gekannt. Das war ein Voyageur! Er war stark, „leste! de bonne constitution! Und ein Schlepper ersten Calibers! Wenn andere schon marode waren, und wenn es darauf ankam, sich zu zeigen, dann griff er zu, und schwenkte sich doppelte Ladungen auf die Schultern. Et pourtout il ricanoit toujours, il n'y a personne, qui avoit tant de qualité pour la gaité, que lui. Il étoit le plus fameux voyageur entre le Lac Superieur et la Baye de Hudson." — Aber leider übernehmen sich diese heroischen Schlepper dann zuweilen in ihrem von den Pelz-Compagnien begünstigten Wetteifer und brechen oft zusammen, werden frühzeitig alt, fangen an, an der Brust zu leiden, und ziehen sich auch eigenthümliche Muskelkrankheiten zu. So z. B. verlieren ihre Waden- und Lendenmuskeln oft bei der großen Ueberspannung ihre Elasticität, schwinden dahin und ziehen sich in Knoten und Auswüchsen zusammen, wie man dergleichen auch bei unsern Steirischen und Tyrolerischen Alpensteigern, Jägern und Trägern findet, wenn sie sich übernommen haben.

Wir waren bald mitten in den Wäldern und wanderten in südlicher Richtung fort, in der Hoffnung gegen Abend noch das Ufer des „Lac du Flambeau“ (Fackel-Sees) zu erreichen, auf dem wir uns für die Mission einzuschiffen gedachten. Obwohl unser Weg sehr gelobt wurde, als eine große Verbesserung der Neuzeit und als eine Wohlthat, die man den Kupferbergleuten verdanke, die ihn durch den Wald gehauen hätten, um eine Central-Comunication durch die ganze Halbinsel herzustellen, so war es uns doch manch Mal schwer, in all dem wässerigen knietiefen Schmutze, den wir durchwateten, zwischen allen den halb-faulen oder ganz-faulen Baumstämmen, über die wir hinwegkletterten, überhaupt nur einen Weg zu erkennen. Aber freilich, wenn wir an einen wilden Bach oder an einen Sumpf kamen, und dann hier einen großen ästigen Klotz neben dem andern hingelegt fanden und wir ohne Lebensgefahr von einem zum andern hinüberspringen konnten, dann fühlten wir wohl, daß wir jener Wegverbesserungs-Commission der Kupferbergleute allerdings etwas zu verdanken hätten.

Wir waren bald bis über den Gürtel eingeschmutzt, und ich konnte nicht ohne Neid die hübschen, reinlichen, buntgefiederten Waldfasane ansehen, die von Zeit zu Zeit ganz dicht vor uns her auf demselben Wege liefen. Sie hatten einen so eleganten, fast stolzen Gang, bewegten sich wohlgefällig mit dem Halse, hoben die Füße so hoch wie Pfauen und traten ohne sich die Zehen zu netzen leichten Schrittes von einem umgefallenen Baum auf den andern, von einem trockenen Rasenstück auf das andere, über die tiefen Schmutzlachen hinweg, die wir schwerfälligen Menschen allesammt eines nach dem andern mit den Füßen sondiren mußten. Dabei waren sie so zahm, kamen uns so nahe, und blickten uns an, als thäten sie es uns zum

Spotte. Sie nennen hier diesen Vogel auch wohl „das Canadische Rebhuhn". Aber er ist so groß nnd schön wie ein Fasan. Wenn diese Thiere in einiger Entfernung auffliegen, machen sie ein Geräusch, das frappant einem dumpfen entfernten Donner gleicht. Die Aehnlichkeit ist so groß, daß, als ich es zum ersten Male hörte, ich mich nicht entschließen konnte zu glauben, daß wir nicht überall von hinter unsern Urwaldungen versteckten Gewittern umlauert seien. Doch behaupteten unsre Leute steif und fest, es sei kein anderer Donner gewesen als der des Flügelschlages jener großen Waldhühner oder Fasane. Hat die Sache ihre Richtigkeit, so begreife ich, wie die Indianer in ihrer Mythologie darauf gekommen sind, die Entstehung des Donners dem Flügelschlage eines großen Vogels zuzuschreiben. Auf den ersten Blick war mir diese Idee immer sehr sonderbar erschienen. —

Zu Mittag kamen wir bei ein Paar Ansiedler-Familien aus Irland an, die in einer kleinen Lichtung des Waldes hausten und uns sehr gastlich aufnahmen. Sie erquickten uns auch mit einem eigenthümlichen Urwäldlergetränk, das sie mit dem Namen „Bier" beehrten. „Spruce-beer" (Fichten-Bier) nannten sie es. Die Franzosen nennen es, indem sie den Ursprung verschweigen, noch artiger, „La petite Bierre" (das kleine Bier oder dünne Bier). Die Indianer, die es vermuthlich erfunden haben, nennen es ganz prosaisch beim rechten Namen: „Dschingobabo" d. h. Fichtenzweig-Wasser. Es ist ein Getränk, das hier am Obern-See, wie in ganz Canada, und auch in Neufoundland und Neubraunschweig, oder was sie hier zuweilen noch nach alter Weise: „the Lower Provinces" (die Untern Provinzen) nennen, bekannt zu sein scheint. Denn eine unserer Irländerinnen, die uns damit regalirte, war aus Neufoundland hierhergekommen, und sagte mir, sie hätte von dort

ein viel besseres Recept zur Bereitung dieses Getränkes mitgebracht, als die Leute hier besäßen. Sie führte mich auch in eine kleine Wirthschaftskammer ihres Häuschens, wo sie mir eine Menge frisch geschnittener und in einer bräunlichen Sauce eingepöckelter Fichtenzweige zeigte und mir den ganzen Brau-Prozeß erklärte. Aber ich darf das Geheimniß nicht verrathen. Denn die gute Irländerin verbot es mir: „To be sure, your honour," sagte sie mir, „I am very glad, to show it you, indeed! how I make my spruce beer, but I would not show it to any body else. Sie sind hier so ungeschickt und weil sie mein Zweigwasser so viel besser finden, als ihr eigenes, so zahlen sie mir immer ein Paar Cents mehr."

Von diesen guten Tannennadel-Bier-Brauern südwärts fanden wir dann bis zu unserm „Fackel-See" keine Spur von Menschen mehr. An diesem See aber, der ungefähr so groß wie der Vierwaldstätter-See ist, wohnen denn wieder drei Menschen: „Beasily" ein Britte, „Richard" ein Canadier und „Le Petit François" ein Indianer. Sie sind alle drei unverheirathet. Sie leben alle drei in meilenweiten Abständen von einander, wie Eremiten, in drei Blockhütten. Wir hatten ganz freie Wahl, bei wem wir übernachten wollten. Da es noch nicht sehr spät am Tage war, so entschieden wir uns für den Indianer „le Petit François" der noch 15 Meilen weiter am See abwärts wohnte, und schickten schon noch mitten im Walde unseren schnellfüßigen Voyageur voraus, damit er uns bei „Beasily" anmelde, und uns ein Kanoe engagire.

Als wir uns selbst nach einigen Stunden durch diese 6000 Jahr alte, mit Steinklötzen vermischte, mit Gestrüpp durchwachsene, von dichtem und hohem Laubdunkel umnachtete Sumpf- und Moosdecke, auf der sich hundert Generationen alter Baumriesen niedergelegt, und in die Kreuz

und Quere ihre modernden Glieder ausgestreckt haben, als wir uns, sage ich, durch diesen Nordamerikanischen Urwald zum Wasser hindurchgearbeitet hatten, und zu der Lichtung hinauskamen, in der der See liegen sollte, da hörten wir aus der Ferne ein eifriges Zimmern und Klopfen. Ich stand einen Augenblick auf meinen Stecken gelehnt, bis an die Knie im Sumpfe, still, und fragte, was der Lärm bedeute, und Du Roy kam und verkündete uns, daß man schon unser Schiff kalfatere, ausrüste und beinahe fertig habe. Als wir uns näherten, fanden wir denn auch wirklich unser Kanoe schon auf dem Werft, und Feuer darunter, und die Leute mit Fackeln, Theer, Pech, und Harz um die aufgesprungenen Birkenrindenlappen zusammenzuleimen, und alle die Löcher zu verstopfen, durch die der gierige Tod in Gestalt von Wasser zu uns hereinsickern könnte.

Dies war sehr tröstlich mit anzusehen, und da Beasily mir sagte, er sei ein großer Bärenjäger und er habe in der Nachbarschaft verschiedene Bärenfallen aufgestellt, in denen er nächstens einige dieser Thiere zu fangen gedenke, so benutzte ich die Zwischenzeit zu einer kleinen Excursion in den Wald, um mir diese Veranstaltung anzusehn. Wir kletterten oder stolperten über ein sechstausendjähriges Baumstamm-Chaos von den Canadiern „Renversis" genannt, und verschiedene unergründliche Schmutz- und Sumpflöcher hin und erreichten endlich ein weit vom Wege abgelegenes Dickicht, wo ich denn für einen naschhaften Bären einen Käfig in folgender Art bereitet fand:

An dem Fuße eines dicken Fichtenbaumes war ein Stück Fleisch als Köder angenagelt. Dieser Köder bildete das lockende Point de vue eines engen kleinen Corridors oder Gemachs, dessen Wände aus in den Boden gerammten Pflöcken bestand. Der Eingang oder die Pforte vor diesem

Gemache oder Loche ist frei und offen und die Sache muß dem hungrigen Meister Braun äußerst einladend erscheinen. Es sieht aus, als wenn da expreß für ihn ein Frühstück bereitet wäre. Er kriecht hinein, denn die Höhe des Eingangs ist ganz auf seinen Körperbau berechnet. Er braucht sich nur ein wenig zu bücken und zu strecken. Allein so wie er das Fleisch packt und fortzuschleppen versucht, tritt wie durch Zauberei eine sehr plötzliche und für das arme Thier verderbliche Veränderung der Scenerie ein. Ueber dem Eingang des Loches liegt nämlich ein gewaltig langer und schwerer Tannenbaum, der durch aufgepackte Querbäume, Steinblöcke &c. noch schwerer gemacht ist. Die Canadier nennen ihn „l'assommeur". Er liegt scheinbar sehr fest wie ein Querbalken über dem Eingange, und kein Bären-Verstand kann seine Verbindung mit dem Stücke Fleische entdecken. Doch ist diese durch Schnürchen und kleine Attrappen der Art bewirkt, daß man das Fleisch mit der Tatze oder Schnauze nur ein wenig zu zupfen braucht, um sich sofort den centnerschweren Assommeur auf den Rücken zu bringen. Die pfiffigen Bärenfänger haben die Größe der Marterbäume mit der Körpergröße des Bären so gut in Harmonie gebracht, daß dieser sein Rückenkreuz eben unter dem Assommeur hat, wenn Maul und Tatze sich zum Fleische ausstrecken. Das unwiderstehliche Gewicht zerschmettert also gerade den wesentlichsten Sitz der Muskelkraft des Thieres. Man sagt, daß das Geschrei des armen Bären, wenn er von diesen unbarmherzigen Gewichten gelähmt und gebrochen wird, manch Mal herzzerreißend und dem Weheruf eines leidenden Menschen äußerst ähnlich sei. Das Thier muß wohl eine Ahnung dessen haben was ihm bevorsteht, und es muß zwischen seiner hungrigen Leidenschaft und seiner Furcht eine Art Kampf vor der Falle entstehen, denn er täppelt erst dann in das Hauptloch hin-

ein, wenn er anderswo hindurch gar nicht zum Fleische gelangen kann. Die Leute häufen daher eine Menge Gesträuch und Dornen auf die ganze Vorrichtung, damit er nirgends durchlangen kann, und lassen bloß vorn den ihm bestimmten verrätherischen Eingang frei. Die gesammten Theile an dieser Canadischen Bärenfalle haben auch Indianische Namen, und ich glaube daher, daß die ganze Vorrichtung ursprünglich eine Indianische von den Europäern adoptirte Erfindung ist.

Endlich schwamm unser Kanoe, gepicht und geflickt auf dem Wasser,

„wie ein gelbes Herbstblatt"
„wie 'ne gelbe Wasser-Lilie"

sagt Longfellow. Recht hübsch, wenn man ein Sonnenkäferchen wäre! Aber so ein Trio centnerschwerer Menschenkörper in einer solchen elenden zerbrechlichen „Wasserlilie" aus dünner Birkenrinde, ohne den geringsten Comfort, auf den hölzernen Schiffsrippen ausgestreckt; ohne Bank, ohne Rückenlehne, ohne ein Bündelchen Heu oder Stroh. Das hat doch seine sehr unpoetischen Unbequemlichkeiten.

Beasily hatte uns das Kanoe geliehen (für Geld und gute Worte). Dann fuhren wir bei Richard an und er lieh uns (für Geld und gute Worte) eine wollene Decke, um uns ein wenig gegen die Wasserkälte zu schützen, und da wir endlich auch Le Petit François um ein Nachtlager (für Geld und gute Worte) baten, so hatten wir denn endlich die gesammte Bevölkerung des großen Sees für unsere Reise in Contribution gesetzt (oder sie uns).

Die 15 Meilen lange Nachtfahrt zum Petit François war übrigens für einen Liebhaber solcher Dinge köstlich. Der ganze See lag in dichte Urwälder eingefaßt. Hier und da zweigte sich ein Arm ab und verlor sich in andere dichte Urwälder. Zuweilen marschirten die Wälder wie

feindliche Bataillone mit eingelegten Lanzen von beiden Seiten auf einander los und verengten den See zu einem Flusse, zuweilen war es eine spiegelblaue weite Fläche.

Der Name „Lac au Flambeau“, (die Engländer sagen Torch-Lake) findet sich mehrfach in der Geographie dieser Gegenden. Ich vermuthe, er wurde von den Entdeckern hie und da eingeführt, wenn sie bei der ersten Ankunft in der Nacht die Indianer beim Fackellichte die Fische speeren sahen. Mehre Seen, die auch ich auf meiner Reise in dieser Weise illuminirt sah, schweben mir als „Fackelseen“ in der Erinnerung vor.

Der Lac au Flambeau geht durch einen engen Fluß in den sogenannten „Portage-Lake“ (den See des Tragplatzes) über. Auch dies ist für Seen hier zu Lande ein sehr gewöhnlicher Name. Mehr oder weniger stehen alle hiesigen Seen, da sie immer von den Voyageurs gern benutzt wurden, mit „Tragplätzen“ in Berührung. Der hiesige Portage-Lake, der sich weit in die Halbinsel Keweena hinein verzweigt, wurde von der frühesten Zeit an von den Oberen-See-Reisenden benutzt, um diese große Halbinsel zu durchschneiden und die langwierige und gefährliche Umschiffung derselben zu vermeiden. Ja die ganze jetzt unter dem Namen „die Kupfer-Region“ (the copper region oder the mineral region) so berühmte Halbinsel bekam von jenen Umständen ihren Indianischen Namen. Derselbe war und ist nämlich eigentlich: „Kakiweonan“ *) d. h. ein Land, das man vermittelst einer Quer-Wasser-Verbindung und eines Tragplatzes durchkreuzt. Am Ufer des Portage-Sees wohnte denn auch endlich unser Indianer le Petit François. Er war noch auf und wir sahen das Lichtlein seiner Hütte

*) Von „Nin Kakiwe“ d. h. „ich schreite quer durch ein Land“.

schon von Weitem durch die Schilfe und Gebüsche des Ufers schimmern. —

Le Petit François strickte eben Fischnetze, als wir bei ihm eintraten und um seine Hospitalität baten. Netze hatte er wohl, aber Fische nicht. Gastfreundschaft wollte er uns auch wohl gewähren, aber weiter auch nichts. Zu essen und zu trinken hatte er nichts, Betten auch nicht, Stroh und Heu auch nicht, und überhaupt gar nichts, woraus sonst Gastfreundschaft zu bestehen pflegt. Er ließ sich dies aber nicht beirren, und bat uns ganz freundlich und gemüthlich Platz zu nehmen, uns nieder zu legen, und unsre müden Glieder — wo möglich zu sanftem Schlafe — auszustrecken auf seiner Hütte hölzernem Fußboden, der weder trocken, noch warm, noch eben, aber steinhart war.

Das Merkwürdigste und Aergerlichste war mir immer, daß man in diesem Lande ein Königreich ausbieten und doch nicht ein Mal ein Bündel Heu oder Stroh dafür bekommen kann. Stroh nicht, weil sie kein Getreide bauen, Heu nicht, weil die 6 Kühe, die es an den 1200 Meilen Seeküste giebt, alles Heu, was man macht, auffressen. „Ah Misère!"

Ich erzähle dies Alles natürlich nicht um mich persönlich zu beklagen, sondern um des Landes und der Voyageurs wegen und auch zur Beleuchtung ihres Lieblingswortes „Ah Misère!" welches in diesen hülfsmittellosen Gegenden eine so stehende Interjection geworden ist, daß es beinahe statt aller andern Interjectionen dient. Was mich selbst betraf, so amüsirte ich mich am Ende noch ganz gut. Denn ich setzte mich zum Abtrocknen und Rauchen ans Feuer; le Petit Fraçois, der Indianer und Du Roy, unser Canadier theilten mir dabei einen interessanten Bericht über eine gewisse Reise mit, der mir als ein Beitrag

zur Literatur vorkam und der ein Stück Büchergeschichte enthielt, welches mich sehr nahe anging, da das dabei in Rede stehende Buch stets in meiner Tasche war, und der verehrte Verfasser desselben, mein Reisegefährte, neben mir auf dem harten Boden längst sanft und fromm eingeschlafen war.

„Sie haben schon zwei Mal das Wort Misère ausgesprochen, mein Herr!“ so hoben meine beiden Erzähler, sich gegenseitig unterstützend und abwechselnd, an. „Aber Sie irren Sich. Jetzt ist es Sommerzeit und Ueberfluß im Lande und lauter Herrlichkeit und Freude. Da sollten Sie einmal im Winter hier reisen, da würden Sie eher Recht haben. Sie sollten hier z. B. ein Mal so gereist haben, wie Ihr hochwürdiger Freund einst hier reiste, den dort jetzt der Engel des Schlummers sanft in seine Arme gefaßt hat. Sehen Sie, als der vor einigen Jahren in dem Kirchlein seiner Mission *) an der Anse-Bay wohnte und daselbst eifrig an dem Buche schrieb, das Sie beständig in der Hand halten, an dem Lexicon unserer Odjibbewä-Sprache, das er so fleißig und emsig zusammentrug, wie eine Biene den Honig, — da wurde er einmal für eine längere Zeit mitten im Winter seinen stillen Beschäftigungen in seiner kleinen kirchlichen Häuslichkeit entrissen. Anderweitige Berufsgeschäfte nöthigten ihn, eine weite Reise zu einer entlegenen Indianer-Gemeinde, die auch unter seiner Leitung stand, zu machen.“

„Er war über Eis und Schnee zwei Monate lang weg. Endlich kam er zu diesem Waldlande Keweena zurück, das er gewissermaßen als sein kirchliches Heimathsland betrachtete, weil er fast jeden, der hier ein Christ geworden

*) Die hiesigen Missionäre haben gewöhnlich einen kleinen hölzernen Ausbau an ihrer Missionskirche, in dem sie wohnen.

ist, getauft hat, und weil er alle die wilden Indianer der Umgegend in seiner von ihm und auf seine eigenen Kosten gestifteten Mission an der Anse, wie ein guter Hirte die Schafe gesammelt hat. Kaum war er an der Küste unserer Halbinsel angelangt, so schnallte er sogleich seine Schneeschuhe unter und lief dahin durch die Wälder und über die Berge, welche Sie heute mit so vieler Mühe passirt haben, von Sehnsucht nach seinem Kirchlein, nach seinem Schreibtische, nach seinem halbfertigen Lexicon ergriffen. Er kam wie Sie heute gegen Abend bei der Eremitage von „Beasily“ an, der aber damals dort im Winter nicht wohnte und dessen Hütte leer stand. Freilich hätte Ihr Freund wohl die Fledermäuse und Marder aus dem Blockhause vertreiben und sich für die Nacht daselbst, wenn er ein Feuer zu Stande brachte, einigen Voyageur-Comfort verschaffen können. Allein er berechnete, daß wenn er nicht noch den Abend gleich über den See setzte und noch in der Nacht bei mir, dem Petit François, anlange, er auch den andern Tag noch nicht bei seinem Lexicon sitzen könne. Der See war mit Eis und leider auch mit hohem Schnee bedeckt, und dazu noch wehte und stöberte ein kalter Schneesturm ihm aus Süden entgegen.“

„Alle Umstände schienen ihn zum Bleiben nnd Uebernachten zu drängen. Allein sein brennender Eifer drängte ihn zum Weiterreisen und zum Wagniß gegen Wetter und Sturm.“

„Ah Misère! Monsieur! Nun sage ich Ihnen, das ist keine Kleinigkeit, diese 15 Meilen Seereise zu mir herüber, die Sie im Kanoe schaukelnd so leicht und angenehm zurückgelegt haben, bei 20 Grad Kälte, auf lockerem Schnee, den steifen Wind im Gesicht, zu machen. Selbst für einen Indianer ist es ein Wagstück, besonders wenn man keinen Compaß besitzt, und auch den ganzen Tag über weder ein

Krümchen gegessen noch ein Tröpfchen getrunken hat. Das Schlimmste war, daß die Schneeschuhe nicht recht gleiten und fördern wollten, weil der Schnee sehr tief, körnig und beweglich war. Der Reisende erträgt alle Drangsale, wenn er nur sieht, daß er weiter kommt. Aber wenn Du zuweilen so mit den Füßen arbeitest und schreitest und ausgreifst, und der Schnee einsinkt wie Wolle und sich vor Dir aufhäuft wie Wüstensand, und wenn Du im Zickzack rechts und links vergebens versuchst, um aus den Löchern und Wehungen herauszukommen, da sieht es arg aus. Die Luft ist trübe und dunkel, kein Stern erscheint am Himmel, die ganze Atmosphäre ist mit kalten Eisnadelchen gefüllt. Ah! c'est de valeur Monsieur! O Misère!"

"Dann geräth man in einen wunderlichen, fieberhaften Zustand. Dir wird so stumpf und dumpf im Kopfe zu Muthe. Es flimmert Dir vor den Augen, und sie schwellen an, — Du siehst am Ende fast nichts mehr. Deine Füße und Dein Körper wandern fast mechanisch wie von selbst fort und fort. Es ist, als wenn sie durch Ueberanstrengung gereizt, nicht anders mehr könnten als laufen und laufen. Sie zu dirigiren hast Du kein anderes Mittel mehr als den kalten Wind. Du hast beim Aussetzen bemerkt, daß er grade aus Süden, aus der Gegend, der Du zustrebst, kommt und Dir direct ins Gesicht weht. So wie Du gewahrst, daß die eine Deiner Wangen etwas weniger kalt angeblasen wird, so merkst Du daran, daß Du falsch gehst und schnell wendest Du dem Boreas wieder Dein volles Angesicht entgegen, mit dem Kiel Deiner Nase ihn geradeswegs durchschneidend."

"So läufst Du, Deiner nicht mehr mächtig, wie ein aufgeregter Automat dahin, und so sah ich hier in dieser meiner Hütte den andern Morgen, als ich eben beim Frühstück saß, Ihren Freund, mit Schnee und Eis bedeckt, mit wunden Augen, mit steifen Händen, mit matten Gliedern

bei mir anlangen. „Wo bin ich?“ fragte er! „Bist Du's, Petit François?“

„Ich hatte genug zu thun, ihn ein wenig wieder zu sich zu bringen. Er hatte die ganze Nacht auf dem See gekreuzt, 12 finstere Stunden lang. Und das Wunderbarste war, daß er gar nicht glauben wollte, daß er schon bei mir angelangt sei, auch wollte er es fast bezweifeln, daß es bereits das Sonnenlicht sei, was durch die trübe Atmosphäre glitzerte. Er sagte, er könnte sich eben so gut denken, daß er nur ein paar Augenblicke auf dem See zugebracht habe, als eine viel längere Zeit. Es sei ihm wie im Traum gewesen.“

„Ja, mein Herr, ich glaube, es war Zeit, daß wir ihn bei uns hatten. Solche Schneesturmträume führen immer nahe beim Tode vorüber. — Ihm schien es am unerträglichsten, daß er nun doch noch nicht desselbigen Abends, sondern erst am folgenden Tage zu seinem Kirchlein und Lexicon gelangen konnte. Wir mußten ihn erst die Nacht über ein wenig pflegen.“

Du Roy: „Kennen Sie denn auch die Sommerreise nicht, die ein Mal unser hochwürdigster Freund, Ihr Reisebegleiter, in einem Birkenrinden-Kanoe quer über den Lac Superieur gemacht hat? — Ah das ist ja eine berühmte Fahrt, von der jeder hier am See weiß. Es ist überhaupt hier kaum eine Localität am See, die nicht mit seiner Lebensgeschichte zusammenhinge, entweder weil er daselbst ein Kirchlein baute, oder ein frommes Buch schrieb, oder eine Indianer-Gemeinde gründete, oder weil er daselbst eine Gefahr und ein Abenteuer erlebte, bei deren Bestehung er des Himmels Schutz sich nahe fühlte.“

„Die besagte Sommerreise, die ich Ihnen hier als Gegenstück zu der Winterfahrt erzählen will, war so:

„Er hielt sich gerade damals auf einer der Apostelinseln auf und hatte Nachricht, daß seine Anwesenheit in einer der kleinen Indianer-Missionen oder Stationen am nördlichen Ufer des Sees nöthig sei, sogleich und unverweilt nöthig sei. Da er zu jeder Zeit reisefertig ist, so trat er mit seinem Breviarium in der Hand, mit seinem schwarzen Priesterrock angethan und mit seinem goldenen Kreuze vor der Brust, — so in diesem feierlichen Ornate reist er immer, sowohl auf Schneeschuhen, als im Boote, als zu Pferde, oder in welcher Weise er nun eben fortkommen kann, — er trat sage ich mit seinem Breviarium in der Hand und mit seinem breitkrämpigen Hute auf dem Kopfe in die Hütte meines Vetters, eines bekannten Voyageurs, und sprach zu ihm: „Dubois! ich muß über den See, direkt von hier und geradeswegs über den See ans nördliche Ufer. Hast Du ein Boot bereit!“ —

„Mein Boot ist zwar da“, antwortete mein Vetter. „Aber wie könnte ich es wagen, mit Ihnen von hier aus quer über den See zu fahren. Es sind ja 70 Meilen, und das Wetter schaut eben nicht sehr günstig aus! Noch nie hat irgend Jemand diese „Traverse“ in kleinen Böten unternommen. Unsre Reise nach dem Nordufer liegt längst der Küste herum, und wir gebrauchen dazu gewöhnlich wohl acht Tage!“ —

„Dubois, das ist zu lange, das kann nicht sein! Ich wiederhole Dir, mich ruft's! Ich muß direkt über den See, in gerader Linie! — Nimm Ruder und Couverte und komm!“ — Und damit saß unser hochwürdiger Freund schon im Kanoe und erwartete geduldig, bis mein gehorsamer Vetter, der zwar große Augen dazu machte, und zu Zeiten den Kopf schüttelte, seine Sächelchen zusammengerafft hatte, ihm nachsprang und das Ruderboot in den See hinausstieß.“

„Nun wissen sie wohl, mein Herr, daß wir Indianer und Voyageurs selten größere Traversen über den See machen, als 15 Meilen lange von Cap zu Cap, damit wir bei den argen Capricen unseres Wetters und Wassers schnell unsre Böte ans Land ziehen können. Eine Ueberfahrt von 25 oder gar 30 Meilen, die nennen wir schon eine „Grande traverse", und eine von 70 Meilen, das ist eine Unmöglichkeit. Eine solche Traverse ist vordem noch nie gemacht und auch nur dies eine Mal ausgeführt. Mein Vetter arbeitete indeß gehorsam und munter zu und sie waren bald mit ihrer Nußschale mitten auf dem See, und schwammen wie ein Loon auf der Wasserwüste ohne Compaß und ohne den Anblick irgend einer Küste. Sehr bald aber bekamen sie auch schlechtes Wetter."

„Es fing an zu stürmen und der See erhob sich in hohen Wellen. Mein Vetter bemerkte, er hätte das wohl vorher gesagt. Aber sein frommer ernster Passagier las still in seinem Breviarium weiter und richtete nur zu Zeiten ein freundliches Wort der Ermunterung an meinen Vetter und sagte ihm, er habe auch durchaus nicht an seiner Wetter-Prophezeihung gezweifelt, aber er sage ihm seinerseits, daß das gar nichts schade, es rufe ihn hinüber, er müsse hinüber zu seinen Indianischen Kindern und Gott würde sie beide hinüber führen."

„Sie arbeiteten die ganze Nacht im Sturm und Wetter hindurch und da der Wind glücklicher Weise mit ihnen war, so kamen sie allerdings rasch genug aus der Stelle, obgleich ihr leichtes Fahrzeug wie eine Feder auf den Wogen tanzte. Am andern Morgen erblickten sie das jenseitige Ufer. Aber wie? Mit einer dräuenden Fronte. Lange Reihen von dunklen Felsen zu beiden Seiten, und am Fuße derselben ein weißer Streifen, die hohe Brandung der furchtbar aufgeregten Wogen. Keine Oeffnung zeigte

sich, kein Hafen, keine Rettung! — „Wir sind verloren, Ew. Ehrwürden!“ sagte mein Vetter, „denn es ist unmöglich, daß ich in jenen doppelten und dreifachen Brandungen mein Kanoe im Gleichgewicht erhalte. Auch die Rückkehr ist unmöglich gegen den steif hinter uns her blasenden Wind!“ — „Fahr nur zu, lieber Dubois, geradezu! Wir müssen hindurch, es wird sich schon finden.“

„Mein Vetter zuckte die Achseln, that sein letztes Gebet und steuerte gerade fort, er wußte selbst nicht wie. Schon hörten sie die schäumende Brandung ganz nahe brausen, schon konnten kaum Beide einander mehr verstehn, was sie sich mittheilten, und mein Vetter ließ seine Couverte von den Schultern schlüpfen, um zum Schwimmen bereit zu sein, als sich auf einmal eine dunkle Stelle in dem weißen Rande der Brandung offenbarte, der sich schnell aufthat und erweiterte. Zugleich minderten sich die heftigen Schaukelungen und Erschütterungen des Kanoes, es gleitete stiller, es schlüpfte in einen Hafen, ganz unbeschädigt mitten hinein in die breite Mündung eines kleinen Flusses, die sie aus der Ferne nicht gesehen hatten, weil sie ihnen durch Felsen verdeckt war. „Sagte ich es nicht, Dubois, daß mich's hinüber rufe, daß ich hinüber müsse, und daß Du mit mir hinüber kommen würdest? Laß uns beten!“ so sprach der Gottesmann zum Voyageur, nachdem sie beide ans Ufer getreten waren und ihr Kanoe gemächlich in den Sand gezogen hatten. Sie gingen dann auch in den Wald und schnitten ein paar Bäume und errichteten auf der Uferstelle ein Kreuz zum Zeichen ihrer Dankbarkeit.“

„Dann zogen sie ihres Weges weiter zur Verrichtung ihrer anderen Pflichten. Später aber kam ein Mal ein reicher Kaufmann, ein Pelzhändler desselben Wegs gezogen und da er von dieser bald berühmt gewordenen „Traverse“ hörte, so stellte er seine Leute ans Werk und ließ auf seine

Kosten auf derselbigen Stelle, aber auf einem etwas höheren Felsen ein größeres und solideres Kreuz errichten, das nun weither vom See aus gesehen werden kann, und das die Leute „das Kreuz von .... 's Traverse nennen“. —

Ich meinerseits, nachdem ich diese Erzählungen mit angehört, legte mich dann auch auf dem knorrigen Boden an die Seite jenes trefflichen sanft schlummernden Mannes à la Voyageur nieder, und fand ich auch nicht viel Schlaf so hatte ich doch angenehme Gedanken und am andern Tage in der Früh griffen wir wieder zu Ruder und Boot und schaukelten auf den Seen und Flüssen zwischen den wilden Wiesen und Wäldern weiter.

Für mich gab es am Wege allerlei Interessantes zu beobachten, besonders wenn wir ein Mal in den Waldungen ans Land stiegen. Ein Mal hatte ich das Glück die Indianischen Zucker- und Speiseschüsseln in natura im Walde wachsen zu sehen, und nahm eine Zeichnung davon. Es waren große krankhafte, halbkugelförmige Auswüchse an einem Ahornbaume, über einen Fuß im Durchmesser. Diese Auswüchse, die aber auch noch an anderen Baum-Gattungen vorkommen, sind äußerlich so vollkommen rund wie eine halbe Bomben-Kugel. Sie haben eine harte Schale, inwendig aber werden sie mürbe. Die Indianer arbeiten sie von den Bäumen herab, höhlen sie aus, und da es ihnen an guten Drechslermeistern und Porzellan-Fabrikanten fehlt, so benutzen sie dieses Naturspiel als Suppenschüssel. Zuweilen sollen diese Naturschüsseln so groß wie Regenschirme sein, und dann gebrauchen die Indianer sie am liebsten bei ihren Zuckersiedereien, um den Ahornsirup darin umzurühren und krystallisiren zu lassen. Die Canadier nennen diese Holz-Auswüchse „Loupes“.

Hie und da machte mich Du Roy auf Stellen im Walde aufmerksam, wo die Bären nach dem „Makopin" gekratzt hatten. Dieses „Makopin" ist ein kleines Knollengewächs, das die Canadier die „Bären-Kartoffel" — es ist ungefähr eine Uebersetzung des Indianischen Wortes — nennen. Wir fanden einige und ich kostete sie. Sie schmeckten äußerst bitter. Der Mensch gräbt aber so gut darnach wie der Bär, wie denn überhaupt dieser zottige „Bourgeois" — so nennen die Canadier zuweilen den Bären, den die Odjibbewäs auch wohl den Wald-Indianer nennen — nach vielen Dingen geizt und gräbt, nach denen auch der Sinn des Menschen steht. „Ach", sagte Du Roy, „dieser „Bourgeois" arbeitet in seinen Kartoffelfeldern oft wie ein Schanzgräber. Er ist ein großes Leckermaul und verspeist die bittere Frucht mit so viel Behagen, wie ein Amerikaner Taback kaut. Neulich störte ich auf einer Waldfahrt einen beim Makopin-Naschen. Er ging mir nur ein wenig aus dem Wege und setzte sich auf die Seite auf einen dicken Baumklotz nieder und schnalzte mit dem Maule und gähnte wie Jemand der sich nach Tische die Zähne stochert. Ich hatte unglücklicher Weise gerade keine Flinte bei mir und ging geradeswegs vorüber. Er ließ mich passiren und blickte mir nach. Ah oui! it est bon enfant ce bourgeois là!" Weil der Bär nicht minder Gourmand ist, wie der Indianer, und weil er alle eßbaren Waldproducte probirt und unter ihnen eine Menge Lieblings-Speisen hat, so haben denn die Indianer auch wenigstens ein Paar Dutzend Pflanzen nach dem Bären benannt: „Bären-Kartoffeln", „Bären-Wurzeln", „Bärennüsse", „Bären-Beeren" 2c. Diese letztern sahen wir hier auch häufig im Walde stehen. Die Engländer nennen sie „Service-tree oder auch „Bear's-berry", indem sie das Indianische Wort: „Makwimin" übersetzen. Es ist ein hübsches Gewächs, eine

eine Art Elsebeerbaum. Jetzt war es eben über und über mit prächtig schimmernden rothen Beeren bedeckt. Unser Canadier erzählte uns, daß die Bären den ganzen Baum mit ihren Tatzen niederbögen, und ihn dann abfräßen, wie die Kinder einen Erdbeerenstrauch.

In den dichten Schilfwänden, an denen unser Kanoe zuweilen vorüberstrich, bemerkte ich zu Zeiten ganz sonderbare Aushöhlungen, Löcher oder kleine Busen. Es sei, sagte man mir, die Moschusratze, die, wenn sie erndten und fressen solche Ausfurchungen zu Stande bringen. Die Nester oder Heuhaufen dieses interessanten Thieres sahen wir hier überall. Es ist freilich eines der in ganz Nord-Amerika gemeinsten Geschöpfe. Die Canadier erzählten mir, daß der Loon (der große Nordische Taucher) hier mit der Moschusratze in einer Art Gemeinschaft lebe, in ähnlicher Weise wie die Eule mit dem kleinen niedlichen Prärienhunde. Wie diese zusammen in einer Höhle wohnen, so bewohnen Moschusratze und Loon dieselben Heuhaufen, oder „loges de rat d'eau", wie die Canadier sie nennen, oder wenigstens benutzt der letztere die von seiner Freundin zusammengeschleppten Heuhaufen als Nest, und legt seine Eier hinein, ohne, wie man sagt, eine Gefahr von seiner kleinen mit gutem Gebiß versehenen Freundin zu befürchten. Ich konnte dieses Faktum selber freilich nie in einer Moschusratzen-Wohnung beobachten, so viel ich ihrer später auch darauf ansah. Doch hatte ich wenigstens die Freude, die ich bisher noch nie gehabt hatte, einen schwerfälligen Loon hoch über mir weg fliegen zu sehen. Ich hatte den Loon bisher bloß schwimmen nnd tauchen sehen, und zweifelte fast, daß er fliegen könne. In der That, es macht ihm Mühe, wenigstens der Ansatz zum Fliegen, das Auffliegen. Er gebraucht dazu Wind, behaupten die Leute. Bei ruhigem Wetter kann er es fast nicht. Ist er aber dann erst

ein Mal unterwegs, so fliegt er nicht nur hoch sondern auch ausdauernd, und macht weite Reisen durch die Luft, im Frühlinge sowohl, als im Herbste. Unser Loon, den wir sahen, war ganz allein und schwebte wie ein Adler. Ich vernahm hier auch zum ersten Male sein helles, schönes, wohlklingendes Geschrei. Unser Canadier antwortete ihm aus dem Kanoe: „Vol! Vol! Vol!" Er sagte, er könnte die Loons damit aus der Höhe herablocken. —

„Notre Voiture" — so nennen die Canadier wohl auch ihr Kanoe oder ihr Transportboot — schwamm endlich durch die sogenannte „Portage-Entry" (den Tragplatz-Einlaß), d. h. die Ausmündung des ganzen inneren Gewässer-Systems der Halbinsel Keweena in die „L'Anse Bay", den großen Busen des Lake Superior, der das Ziel unserer Reise war, hinaus. Schon lange vorher, ehe das geschah, hatten wir vielfach die Frage behandelt, ob wir „Vent de terre" oder „Vent du large" (Landwind oder Seewind) auf dem großen Hauptkörper des Gewässers antreffen würden. Wir wünschten uns den erstern. Denn da diese kleinen „Voitures" immer wie scheue Enten ganz nahe längs dem Ufer hinschlüpfen, so ist ihnen der Wind, der vom Lande weht, lieber. Da er über den hohen Uferrand und die Wälder wegsetzen muß, so fällt er erst in einiger Entfernung auf den See und läßt längs dem Ufer eine spiegelglatte Wasserstraße, in der man sich rasch fortbewegt. Der „Vent du large" dagegen wirft die hohen Wellen heran, bewirkt eine heftige Brandung und macht eine Kanoefahrt oft unmöglich.

Wir fanden glücklicherweise den gewünschten „Vent de terre" und ruderten recht anmuthig und sicher längs den hohen Felsenwänden hin, welche hier die Westseite der Bai garniren. Diese Wände bestanden wie die berühmten „Pictured Rocks" des Lake Superior aus dem röthlich

gestreiften und gefleckten Sandstein, der hier am Oberen See so häufig ist, daß man ihn sogar darnach „den Lake Superior-Sandstein“ benannt hat. Er sieht manchmal sehr sonderbar aus, als wenn ein blutrother und ein ganz weißer Teig, oder Ziegelsteinmasse und Kalkmasse durcheinander geknetet wäre. Die rothen und weißen Schichten setzen ganz scharf von einander ab, und sind meistens ganz dünn, oft nur einen halben Zoll dick, und oft nicht dicker als Pappbogen. Die abgebrochenen Stücke, welche die Brandung des Sees zu Kugeln gestaltete, sehen oft recht hübsch aus. Rothe Kugeln, mit einem weißen Streifen in der Mitte, weiße Kugeln mit mehreren rothen Streifen u. s. w.

Die Felsen sind hier fast eben so malerisch und bunt unterminirt und gestaltet, wie bei jenen pictured rocks. Wir fanden Höhlen und Säulenbögen, ja, einen ganzen Portikus von Säulen vorstehen. Man sieht die niedlichsten Dinge, fast wie Kunstgegenstände von der Natur gestaltet. So zeichnete ich mir in dieser Wildniß einen kleinen natürlichen Blumentisch ab. Eine kleine Steinsäule, aus mehreren wie gedrechselten Absätzen zusammengesetzt, war mitten im Wasser stehen geblieben. Es fehlte auch ein breites Piedestal als Basis nicht, und oben darauf lag eine noch breitere vollkommen abgerundete und zwar horizontal balancirte Tischplatte, auf deren Oberfläche allerlei Moose, Blumen und kleine zierliche Gebüsche wuchsen. Solche Nachäffungen der Kunst machen in dieser öden Gegend einen recht freundlichen Eindruck.

Das besagte Gestein bröckelt auch auf eine sehr sonderbare Weise ab. Die verschiedenen dünnen Schichten fallen wie Bretter auseinander. Und wo sie in Nischen und Winkeln recht zahlreich sind, da sieht es aus, wie in einer Zimmermannswerkstätte, große Haufen von steinernen

rothen und weißen Brettern und Hobelspähnen und Gehacksel über- und durcheinander.

Ein Maler könnte hier sein Album mit allerlei hübschen Skizzen füllen. Freilich muß er nichts Großartiges erwarten, aber viele niedliche Miniatursachen. So z. B. fand ich in einem kleinen ruhigen Felsenhafen einen alten Baumstamm auf dem Wasser schwimmen und an seinen zähen Wurzeln vor Anker liegen. Die Wurzeln waren noch fest und unzerstört, der Baumstamm aber war durch und durch verfault, modrig und auf seiner ganzen Länge mit einer Fülle schöner Blumen und Kräuter bedeckt.

An den Felsenwänden selbst hingen Bäume in kühneren Positionen. Da der Wald oben immer bis dicht an die Ränder der Felsen herantritt, so kippen die großen Tannenbäume, wenn der Boden abstürzt, manchmal über, und wir sahen einige lange Baumriesen mit abwärts gesenkten Gipfeln an einer Wurzel wie an einem Strick geheftet, an den perpendikulären Wänden herabhängen und im Winde geschaukelt. Solche Dinge aufzufassen, ist nicht ganz unwichtig. Denn der Volksgeist hat sie auch aufgefaßt und hat in seinen Dichtungen, Sagen und Mythen zuweilen darauf angespielt, wie ich noch wohl einige Male zu zeigen Gelegenheit haben werde.

In der Ferne offenbarte sich unsern Augen freilich noch ein viel größeres Feld für malerische Studien. Uns gegenüber auf der anderen Seite der Bucht erstreckten sich die sogenannten „Huronengebirge“ (Montagnes des Hurons). — „Hügel“ sollte man wohl eigentlich sagen, und dann weiter nach Norden zwanzig Meilen weit, schimmerte am Eingange der Bai die breite Masse des großen Sees selber. Da lag eine hohe bläuliche Insel, mit der die Luftspiegelungen während unserer Fahrt auf eine höchst mannigfaltige Weise spielten. Sie zogen das Bild der

Insel zu gespenstisch hohen Gebirgen in die Höhe, sie ließen es wieder zum Boden herabsinken und gleichsam zerschmelzen. Sie verdoppelten es, ja einmal sahen wir dreifache Inselbilder über einander schweben. Daß die aufmerksamen Indianer diese optische Erscheinung nicht nur beobachten, sondern auch ihre Ursache ziemlich richtig errathen haben, zeigt der Name, den sie dem, was die Engländer und Franzosen „mirage“ nennen, gegeben haben. Sie nennen es „Ombanitewin“, welches Wort ungefähr so viel heißt als: „etwas was anschwellend durch die Luft sich hebt.“ Sie machen davon auch ein sehr bequemes und gutes Verbum: „ombanite“, d. h. „es luftspiegelt rings umher“. Die Franzosen und Engländer können dies bloß mit vielen umschreibenden Worten wieder geben.

Wir wandten aber jenem luftspiegelnden breiten Seethore den Rücken und kamen immer tiefer in das innere Sack-Ende des Busens hinein, bis wir denn endlich da, wo er nur noch 3 Meilen breit war, der kleinen Katholischen Indianer-Mission ansichtig wurden, der gegenüber auf der anderen Seite der Bucht eine ähnliche Protestantische Mission liegt.

Die erstere war unsere Bestimmung, und schon fanden wir die braune Bevölkerung am Ufer versammelt, Männer, Weiber, Kinder und eine zahllose Schaar von Hunden. Das Glöcklein der kleinen hölzernen Kirche, die in der Mitte des Dorfes auf einem Hügel lag, läutete nach Herzenslust, als man uns in Sicht bekommen hatte. Eine Flagge erhob sich an einer langen Tannenbaumstange und dazwischen erknallten die Flinten der jungen Männer des Ortes. Als wir ans Ufer stiegen, fielen sie alle auf die Kniee und empfingen den Segen ihres geistigen Vaters. Und nach einigen ferneren Begebenheiten, die hier nicht wei-

ter hergehören, waren wir denn gegen Abend alle einquartiert, einige in einer Abtheilung des Holzblockkirchleins, mein Canadier Du Roy und ich in einem Raume, den uns ein Halb-Indianer des Ortes abgetreten hatte. Unser Wirth sagte zwar, „qu'il n'avoit, qu'un très petit peu de quoi.“ „Ah! Misère!“ — aber dennoch habe ich selten, wenigstens was das Geistige betrifft, interessantere und reichere Reise- und Rasttage verlebt, als die waren, welche ich hier in den kleinen Missionen an der Anse zubrachte.

Mein werther Reisegefährte war des Tages über mit den Angelegenheiten seiner Kirche beschäftigt und ich hatte dann die Disposition über unser Kanoe und unseren Voyageur. Täglich machte ich kleine Ausflüge, besuchte alle Winkel unseres Versteckes, sah mir das Leben in diesem Wassertropfen an und sammelte mir unter den Leuten die Sagen und Erzählungen, die ich ihnen nun sogleich zur Erbauung des Lesers hier nachzuerzählen versuchen will. Ich will dabei auch nicht unterlassen alle Verhältnisse und Nebenumstände zu schildern, unter denen mir diese Geschichten mitgetheilt wurden.

Von der Anse, September 1855.

Zweiter Brief.

Eine Indianisch-Christliche Legende.

„ . . . . Ein Kranich, den
„Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
„Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
„Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden.
Kleist.

Katholische Missionäre erschienen in den Gegenden am Oberen See schon vor mehr als 200 Jahren. Die Biblischen Erzählungen und Christlichen Legenden gefielen den Wilden zum Theil und regten ihre Phantasie an. Wären die Missionäre beständig unter ihnen geblieben, so hätte das so gut begonnene Werk ferner gedeihen und gefördert werden mögen. Weil aber das Werk der Christlichen Mission unter ihnen im Laufe der Zeiten oft verfallen und wieder angefangen und wieder verlassen ist, so gleicht das Ganze einem vielfach verwilderten und zum Theil völlig wieder verödeten Garten. Manches Gesäme aus diesem

Garten haben die Winde und Strömungen des Verkehrs zuweilen weit verführt. In großer Ferne von den Missionen, mitten in der Wildniß hat es zuweilen Wurzel gefaßt. Es ist aber dann eine eigenthümliche Waldpflanze daraus geworden, die oft nur noch in einigen Zügen ihren Ursprung aus dem Christlichen Garten verräth.

Ein solches halb christliches halb indianisches Product ist, glaube ich, die Geschichte von dem ersten Menschenpaare, wie sie mir hier in meiner Bai ein alter Indianer Namens Kagagengs erzählt hat.

Kagagengs ist der älteste Mann in der Mission und wie gewöhnlich in solchen Fällen hohen Alters unter den Indianern, wird er für einen „Hundertjährigen" ausgegeben. Er glaubt dies auch selbst: „Si je peux attrapper encore deux ans", sagte er mir „j'aurais cent ans." (Wenn ich noch zwei Jahre erhaschen kann, werde ich hundert Jahre alt sein). Sein Name bedeutet „le petit corbeau" und so nennen ihn die französischen Canadier. Kagagé heißt im Odjibbewä „der Rabe" und engs ist eine Diminutiv-Affixe. —

Kagagengs hat am Lac du flambeau (Fackel-See) *) seine Geburtsstätte und Heimath. Dieser See liegt tief im Innern des Landes südlich vom Oberen See und scheint vor alten Zeiten ein Indianisches Lebens-Centrum gewesen zu sein. Noch jetzt haust dort ein einflußreicher indianischer Häuptling, dessen Bekanntschaft ich in La Pointe gemacht hatte. Kagagengs wohnte an jenem See den größten Theil seines Lebens als Heide. Als aber die katholische Mission hier in der Anse gestiftet wurde und mehrere seiner

*) Es ist nicht derselbe „Lac du flambeau" auf dem wir gekommen waren.

Verwandten getauft und hierher verpflanzt wurden, kam auch der Alte mit ihnen und wurde — wenigstens dem Namen nach ein Christ. Daß er ein sehr alter Mann werden würde, hatten ihm die Leute schon in seiner Jugend prophezeit.

Es ereignete sich nämlich mit ihm, kurz nach seiner Geburt, wie er selber erzählte, folgende Sonderbarkeit: Es wäre, sagte er mir, Sitte unter den Leuten am Fackel-See gewesen, die neugebornen Kinder, wenn es Knaben waren, in der Nachbarschaft herumzutragen, und sie den Nachbarn von einer Hütte zur andern zu zeigen. Die Weiber besahen sie, die Männer rauchten über ihnen die Friedenspfeife und sprachen zu den kleinen Wesen einige Worte des Willkommens und des Heils. Kaum war der „Kleine Rabe“ geboren, so nahm ihn sein Vater, legte ihn auf eine Rehhaut und trug ihn, der Sitte des Stammes gemäß, herum. Alle Nachbarinnen begafften den Kleinen und alle Nachbarn rauchten über ihm die Pfeife und sprachen ein Paar Worte, wobei das Kind ungemein still und aufmerksam zu sein und Alles mit hellen Augen zu betrachten schien.

Die kleinen dummen Säuglinge haben gewöhnlich aus Allem dem, was sich bei solchen Gelegenheiten ereignet, kein Arg und wissen nachher nichts mehr davon zu erzählen. Kagagengs aber war von Geburt an ein absonderliches Kind. Alles was sich bei seiner Präsentation in den Stammeshütten ereignete, blieb ihm treu im Gedächtniß. Ja sogar von den dabei gesprochenen Worten vergaß er keines, obwohl er sie nicht sogleich verstand. So lange er noch nicht reden konnte, vermochte er es Niemandem zu erzählen. Kaum hatte er aber in seinem zweiten Lebensjahre sprechen gelernt, so wiederholte er die gehörten Worte häufig für sich. Mutter und Vater wußten anfangs nicht, was die wunderlichen Reden des Kindes zu bedeuten hatten.

Am Ende aber erzählte er ihnen, daß es die Worte seien, welche die Nachbarn bei seiner „Präsentation“ gesprochen hätten und er rief ihnen auch alle anderen Nebenumstände ins Gedächtniß zurück, so daß Jedermann sich über den Knaben verwunderte. „Das würde ein kluger Mann werden,“ sagten sie, und prophezeiten zugleich, „er würde hundert Jahr alt werden.“

Manche Leute im Dorfe versichern zwar, der alte Kagagengs sei ein Schwätzer und er habe die ganze Sache nur zu seiner eigenen Verherrlichung erfunden, — er erzähle mehr solche wunderbare Geschichten von sich. So z. B. betheure er auch aller Welt, er sei seiner Zeit einer der tüchtigsten Jäger seines Stammes gewesen und habe einmal 11 hüpfende Eichhörnchen auf einen Schuß erlegt. Kein Mensch glaube ihm dies, aber er sei doch ein kurioser alter Kauz, und das sei ausgemacht, er sei ein guter Erzähler und wisse eine Menge der schönsten Geschichten.

Man führte mich zu seiner Hütte. Wir fanden sie leer, doch mit Hülfe einiger Erkundigungen bei den Nachbaren entdeckten wir seine Spur zum Dorfe hinaus und trafen ihn endlich am Ufer des Wassers mitten zwischen den Pflanzen und dem Gestrüpp mit dem das hohe Gelände bewachsen war. Es war ein kleiner vom Alter gekrümmter Mann, mit runzlichem Gesichte, und von dunkelbraunem Teint, aber seine Augen waren noch hell. In einem ebenfalls vom Alter zeugenden Ueberwurf, der gleichfalls eine mehr oder weniger dunkle Farbe angenommen hatte, eingehüllt, schlenderte er langsam zwischen den Gebüschen und Steinen und den verstreuten Baumklötzen umher.

„Bojo; Kagagens!“ riefen wir ihm von Weitem zu. „Bojo, Bojo!“ *) erwiederte er murmelnd und kaum zu uns

*) Bojo! ist in diesen Gegenden jetzt der gewöhnliche Gruß unter den Indianern; es ist das verdorbene „Bonjour!“ der Franzosen.

aufblickend. „Was magst Du denn da so allein, Alter?“ fragten wir, indem wir näher traten und uns auf einem Baumstamme niederließen.

„Was ich mache?“ sagte er, „Ja, was macht der Vogel, wenn er in den Zweigen hüpft? was macht die Kröte, wenn sie im Sande kriegt?“

„Er läuft oder schleicht auf diese Weise beständig im Freien umher“, bemerkte mir mein Dollmetscher, „am Tage findet man ihn stets draußen. Er ist auch ein großer Kräutersucher. Am Abend aber sitzt er in seiner Hütte beim Feuer.“

Wir luden ihn ein, sich neben uns auf einen der Baumstämme zu setzen, und bald brannten die Tabackspfeifen, die immer nöthig sind, um sich mit einem Indianer auf den Fuß des Friedens und der Vertraulichkeit zu setzen.

Dann hub ich an: „Kagagengs ich höre, daß Dein Kopf voll alter Geschichten steckt, wie ein Ei voll Dotter und weil ich nun eben so eifrig die Geschichten der alten Zeit sammle, wie Du die Kräuter, so bin ich zu Dir gekommen um Dich zu bitten und zu fragen, ob Du geneigt wärest, mir eine oder die andere Tradition Deines Stammes mitzutheilen“. —

Natürlich versetzte den Alten eine solche Bitte, die ihm kam wie ein Flintenschuß, anfänglich in völliges Verstummen und Stillschweigen. Er hüllte sich tiefer in seinem Mantel und Tabacksrauch, sah vor sich hin und sprach lange kein Wort. Wir unserer Seits auch rauchend, sahen ebenfalls der Entwickelung der Dinge ganz still und geduldig mit zu. Dann sagte er endlich, er wäre sich nicht bewußt, daß er Geschichten wisse und wenn er auch welche kenne, so wären sie durchaus nicht des Anhörens werth und dann

am Ende, gäbe es der Geschichten in der Welt so viele. Er wüßte gar nicht, wo er anfangen sollte.

„Ah," sagten wir, „Kagagengs, kommt es darauf an, so wollen wir schon Rath schaffen. Siehe wir sitzen hier eben so recht mitten in der freien Natur. Der weite See vor uns, die Ufer des Landes so lang gestreckt, die Hügel und Wälder hinter uns, die Sonne und der Himmel über uns, und wir kleinen Menschen hier auf den Holzblöcken zwischen dem Allen in der Mitte. Darum schlage ich vor, laß uns gleich mit dem ersten Anfange aller Geschichten beginnen. Erzähle mir von der Schöpfung der Welt und des Menschen und was Du von den früheren Alten an Deinem Fackel=See darüber erfahren hast. Habt Ihr bei Euch eine Geschichte, habt Ihr eine Meinung darüber?"

„Nun ja, das versteht sich. Die Indianer denken über alle Dinge, die sie umgeben, ebenso nach, wie die Weißen, und da ist ja keine Creatur von der sie nicht eine Geschichte hätten". —

„Nun so erzähle mir einmal die erste Geschichte aller Geschichten. Willst Du?" Kagagengs sagte zu, stopfte sich aber erst wieder eine Pfeife und indem er dies that, bemerkte er: „Wenn ich Dir die Geschichte erzähle, so mußt Du aber nicht glauben, daß ich sie erfunden habe. Es sind die Alten, die sie uns überlieferten, und die Sache ist ganz alt, — alt, — viel älter als ich".

„Ich will es glauben" sagte ich und der kleine Rabe verfiel nun wieder in ein stilles Nachsinnen, indem er sich in Tabackswolken hüllte. Wir durften ihn darin nicht stören und erst nachdem er die letzten Züge ausgeschlürft hatte, klopfte er die Pfeife vorsichtig aus, stellte sie behutsam bei Seite und begann dann:

„Siehe,“ sagte er, „am Fackel-See erzählt man sich, daß Kitschi Manitou (der gute Geist) zuerst das Ufer unseres Sees gemacht habe. Er streute den Sand aus und bildete einen schönen, flachen trockenen Strand, einen Weg rings um den See herum. Er fand, daß es sich herrlich darauf spazieren lasse und wanderte oft am Strande umher. Eines Tages sah er auf dem weißen Sande etwas liegen. Er hob es auf. Es war ein ganz kleines Würzelchen. Er dachte ob das wohl wachsen würde, wenn er es in den Boden stecke, und versuchte es. Er pflanzte es hart am Rande des Wassers in den Sand und als er des anderen Tages wieder kam, war ein dichter und großer Schilfwald daraus geworden, in dem der Wind rauschte. Dies gefiel ihm und er suchte und sammelte nun mehr Würzelchen und auch sonst allerlei Samen und Keime aus dem Sande und streute sie rings umher aus und schnell bedeckten sich die Felsen und das Land mit Gräsern und schönen Waldungen, in denen die Vögel und die anderen Thiere zu hausen kamen. Jeden Tag fügte er der Schöpfung etwas Neues hinzu, auch vergaß er es nicht Fische, und sonstige Geschöpfe in den See zu thun“.

„Als Kitschi Manitou eines Tages wieder auf dem Sande am See spazieren ging, da sah er im Schilfe etwas sich regen und er bemerkte aus dem Wasser ein Wesen hervorgehen, das von Kopf bis zu Fuß ganz mit silbernen, glänzenden Schuppen, wie ein Fisch bedeckt war, im Uebrigen aber war es wie ein Mann gestaltet. Kitschi Manitou war neugierig zu sehen, wovon das Wesen sich wohl nähren möchte, ob es wohl die Kräuter äße, und richtig, er sah, daß es sich beständig bückte und die Kräuter rupfte und sie verspeiste. Reden konnte der Mann nicht, nur zuweilen, wenn er sich bückte, stöhnte und seufzte er“.

„Dieser Anblick erweckte das Mitleiden von Kitschi Manitou im höchsten Grade und da ihm ein guter Gedanke kam, so schiffte er sich sogleich in seinem Kanoe ein und ruderte zu der Insel hinüber, die sich mitten im See befand, und die noch heutigen Tages in der Mitte unseres Lac du Flambeau liegt. Hier machte er sich sogleich daran, dem einsamen Mann zur Gesellschaft eine Frau zu schaffen. Er bildete sie beinah gerade so, wie er den Mann gesehen hatte und bedeckte ihren Körper auch mit silberglänzenden Schuppen. Dann hauchte er ihr Leben ein und führte sie in seinem Kanoe auf die andere Seite des Sees hinüber, indem er ihr sagte wenn sie fleißig am See wandere und nachsuche, so würde sie vielleicht finden, was ihr lieb sei".

„Tagelang wanderte die Frau an der einen Seite des Sees umher, während der Mann an dem anderen Ufer in den Kräutern seine Nahrung suchte. Eines Tages kam der letztere bei seinen Ausflügen etwas weiter um den See herum und da entdeckte er zu seiner größten Verwunderung Fußspuren im Sand, fast gerade so wie er sie selber machte".

„Nun ließ er auf der Stelle das Kräutersuchen und folgte diesen Fußstapfen, weil er hoffte, daß noch andere Wesen wie er, am See sein möchten. Die Frau hatte bei ihren tagelangen Suchen am See, so viele Fußstapfen ausgetreten, daß den Mann anfänglich Furcht anwandelte, es möchten eine Menge Indianer da sein und diese vielleicht feindlich gesinnt. Er ging daher vorsichtig im Gebüsche fort, hatte aber immer ein Auge auf die Spuren im Sande."

„Endlich, endlich erblickte er das Wesen, das er suchte, am Ufer auf einem Baumstamm sitzen. Vor großer Ermattung war sie eingeschlafen. Er schaute sich rechts und

links um, aber sie war ganz allein. Er wagte es, aus dem Gebüsche hervorzukommen. Er nähert sich, — nähert sich mit schwankenden und unsicheren Tritten. Er faßt sie an und sie schlägt die Augen auf. „Wer bist Du denn“ spricht er, denn nun konnte er plötzlich reden. „Wer bist Du? Wie heißt Du? und woher kommst Du?

„Ich heiße Mani *) antwortete sie „und Kitschi Manitou hat mich von jener Insel herüber gebracht und hat mir gesagt, ich würde hier am Ufer etwas finden, das mir lieb sei. Ich denke Du wirst wohl der Verheißene sein!“

„Wovon nährst Du Dich hier?“ fragte der Mann die Frau.

„Ich habe die ganze Zeit über noch nichts gegessen, weil ich nach Dir suchte. Jetzt fühle ich mich aber sehr hungrig, hast Du etwas zu essen?“

„Sogleich sprang der Mann in die Büsche und sammelte einige Wurzeln und Kräuter, die er zum Essen gut gefunden hatte und brachte sie der Frau, die sie begierig verzehrte“. —

„Dieser Anblick rührte Kitschi Manitou, der die ganze Scene von seiner Insel aus mit angesehen hatte. Er kam sogleich in seinem Kanoe herüber und lud das Paar zu seiner Insel ein. Hier fanden sie ein schönes, großes Haus für sich bereitet und einen herrlichen Garten rings umher. In dem Hause waren Glasfenster und in den Stuben Tische und Stühle und Betten und alle Bequemlichkeiten

*) Mani ist der Indianische Name für Marie. Weil sie das r in ihrer Sprache nicht haben und nicht aussprechen können, vertauschen sie es überall mit n. Ohne Zweifel ist hier an die heilige Jungfrau Maria gedacht. Ich deutete schon an, daß die Tradition die ich erzähle, eine merkwürdige Mischung von Christlichem und Heidnischem sei. Die Mutter des Menschengeschlechts Eva, ist hier mit der Mutter des Heilands Maria verwechselt worden. Für Adam gab mir Kagagengs keinen Namen. —

in Fülle. In dem Garten wuchsen alle möglichen Gattungen von nützlichen und nahrhaften Früchten, Kartoffeln, Erdbeeren, Aepfelbäume, Kirsch- und Pflaumenbäume und daneben waren große schöne Felder mit Mais und Bohnen bepflanzt." *)

„Sie speisten und lebten nun hier tagelang, jahrelang herrlich und in Freuden und Kitschi Manitou kam oft zu ihnen und unterhielt sich mit ihnen: „Auf eins" sagte er muß ich Euch noch aufmerksam machen. Kommt her; Seht! Dieser Baum hier in der Mitte des Gartens, der ist nicht gut. Ich habe ihn nicht gepflanzt, sondern Matshimanitou (der böse Geist) hat ihn gepflanzt. Nach einiger Zeit wird dieser Baum blühen und Frucht tragen, die sehr schön aussehen und sehr süß schmecken. Aber eßt nicht davon, denn wenn ihr es thut, so werdet ihr sterben müssen." Sie merkten sich dies und hielten das Gebot lange Zeit, selbst als der Baum schon geblüht und Früchte angesetzt hatte.

„Eines Tages aber, als Mani im Garten spazieren ging, hörte sie eine sehr freundliche und süße Stimme zu ihr sagen: „Mani, Mani! Warum speisest Du denn nicht von diesen schönen Früchten. Sie schmecken köstlich." Sie sah Niemanden, aber merkte wohl, daß die Stimme weder von Kitschi Manitou noch von ihrem Manne käme. Sie fürchtete sich und ging ins Haus."

„Den anderen Tag ging sie aber wieder in den Garten und war ein wenig neugierig, ob dieselbe freundliche

---

*) Diese Ausschmückung des Paradieses mit lauter europäischen Bequemlichkeiten und Pflanzengattungen nach Art einer französischen Ansiedelung in Canada, ist sehr natürlich, wenn man bedenkt, daß die Indianer, wie ich sagte, die Hälfte dieser Geschichte und namentlich die Idee dieses Paradieses von den europäischen Missionären bekommen haben.

Stimme wohl wieder zu ihr reden würde. Kaum näherte sie sich dem verbotenen Baum, so ertönte die Stimme wieder: „Mani! Mani! warum genießest Du denn nicht von dieser herrlichen Frucht? sie mundet köstlich!“ Und dazu trat ein junger, schöner Indianer aus dem Gebüsch hervor, brach ihr eine der Früchte ab und gab sie ihr in die Hand, „Du kannst auch die besten Confitüren daraus machen für den Haushalt“, setzte der freundliche Indianer hinzu.“

„Die Frucht roch lieblich und Mani leckte ein wenig daran. Da der Fremde ihr die Frucht zerbrach, so schlürfte sie sie am Ende ganz aus und fühlte sich wie berauscht. Als ihr Mann gleich darauf hinzu kam, beredete sie auch den, davon zu genießen. Er that es und war auch wie berauscht. Kaum aber war dies geschehen, so lösten sich alle die silbernen Schuppen, mit denen ihr Körper bedeckt war, ab. Blos zwanzig von diesen Schuppen blieben noch übrig, aber ohne silbernen Glanz, zehn an den 10 Fingern der Hand und zehn an den Zehen der Füße. Im Uebrigen sahen sie sich nun ganz unbedeckt und sie fingen auf der Stelle an sich zu schämen und zogen sich scheu und ängstlich in das Gebüsch des Gartens zurück.“

„Der junge Indianer war verschwunden, aber bald kam der zürnende Kitschi Manitou und rief sie zu sich: „Es ist geschehen,“ sagte er, „Ihr habt von Matschi Manitou's Früchten genossen und ihr müßt nun sterben und ist es daher nöthig, daß ich Euch verheirathe, damit das ganze Menschengeschlecht nicht mit Euch aussterbe. Ihr selbst müßt untergehen, aber ihr mögt in Euren Kindern und Kindeskindern fortleben.“

„Auch aus dem schönen Garten und von der sorgenlosen Insel, die alsbald verwilderte, verbannte sie Kitschi

Manitou und brachte sie in seinem Kanoe, hinaus an die Ufer des Lac du Flambeau. Doch hatte er noch eine Gnade für sie. Er gab dem Manne Bogen und Pfeile und sagte ihm, er würde Thiere finden, die man Rehe nenne, diese solle er schießen und Mani solle ihm das Fleisch bereiten und aus der Haut solle sie Schuhe und Kleider machen."

"Als sie am anderen Ufer ankamen, probirte Mani's Mann vor allen Dingen diesen Bogen und die Pfeile. Er schoß in den Sand des Strandes und der Pfeil drang 3 Zoll tief in den Boden."

(Als Kagagengs mir dies erzählte, stieß er mit seinem Messer, das er immer in der Hand hielt, in das Erdreich hinein und zeigte mir mit dem Daumen am Messer, wie tief die Pfeile von Mani's Mann hinein gegangen waren. Er zeigte es jedem von uns besonders und sagte: "Seht so weit." Wir blickten es uns genau an und sagten: "Gut! erzähle nur weiter!")

"Mani's Mann ging also zum ersten Male auf die Jagd und sah im Schilfe des Sees ein Thier sich bewegen, das er für ein Reh erkannte, wie es Kitschi Manitou ihm beschrieben. Er schoß seinen Pfeil darauf ab und siehe, alsbald sprang das Thier aus dem Wasser ans Ufer, knickte zusammen in seinem Blute und stürzte todt dahin. Er lief hinzu und zog seinen Pfeil aus der Wunde, besah ihn, fand, daß er noch ganz unversehrt sei und steckte ihn wieder in seinen Köcher, weil er dachte, er könne ihn recht gut noch einmal gebrauchen."

"Als er das Reh seiner Frau brachte, zerschnitt sie es in Stücke, wusch es und legte die Haut apart zu Schuhen und Kleidern, bemerkte aber zugleich, daß sie als Indianer, doch unmöglich das Fleisch roh essen könnten, wie die

barbarischen Eskimos im Norden. Sie müsse es kochen und dazu müsse sie Feuer haben.“

„Dies Verlangen setzte den Mann für einen Augenblick in Verlegenheit, da er noch nie etwas weder vom Kochen und Braten noch vom Feuer gesehen hatte. Doch er wußte sich bald zu helfen. Er nahm zwei verschiedene Gattungen Hölzer, rieb sie aneinander und hatte seiner Frau sehr bald ein helllodernbes Feuer angemacht.“

„Die Frau hatte unterdessen einen kleinen Stock als Bratspieß zurecht gemacht und steckte zur Probe ein Stückchen Fleisch daran und hielt es in's Feuer. Sie kosteten es Beide und fanden es vortrefflich. „Da dies so gut ist, so wird auch das andere wohl trefflich sein“, sagte sie und schnitt es Alles in den Kessel und so aßen sie noch am selbigen Abend beinah das ganze Reh auf. Dies gab Mani's Mann nun Muth und Kraft und er ging den anderen Morgen wieder auf die Jagd und schoß ein Reh und so that er alle Tage, während seine Frau ihm unterdessen die Hütte baute und Kleider und Schuhe flickte.“

„Eines Tages, als er wieder auf die Jagd ging, fand Mani's Mann ein Buch unter einem Baume liegen. Er blieb stehen und blickte es an. Das Buch fing an zu ihm zu reden und sagte ihm, was er thun und was er lassen sollte. Es gab ihm eine ganze Reihe von Geboten und eben so viele Verbote. Er fand dies curios, liebte es nicht sehr, aber nahm es doch seiner Frau mit nach Hause.“

„Da habe ich ein Buch unter einem Baum gefunden,“ sprach er zu ihr, „das heißt mich allerlei zu thun und gebietet mir allerlei zu unterlassen. Ich finde dies hart und werde es wohl wieder hintragen, wo ich es gefunden habe.“ Und dies that er denn auch, trotzdem daß die Frau ihn bat, es zu behalten. „Nein“ sagte er, „es ist zu dick,

wie könnte ich es in meinem Sack mit mir herumschleppen?“ und er legte das Buch am anderen Tag wieder unter den Baum, unter dem er es aufgenommen hatte, und so wie er es niedergelegt hatte, war es auch verschwunden. Der Boden hatte es verschlungen.“ *)

„Statt seiner erschien aber ein anderes Buch im Grase. Das war einfach und leicht und blos auf ein Paar Birkenrinden geschrieben. Es sprach auch zu ihm in ganz klarer nnd reiner Odjibbewä-Sprache, verbot ihm nichts und gebot ihm nichts und lehrte ihm nur den Nutzen und Gebrauch der Pflanzen im Walde und auf der Prärie.“ **)

„Das gefiel ihm sehr und er steckte das Birkenrindenbuch gleich in seine Jagdtasche und ging in den Wald und sammelte alle die Pflanzen, Wurzeln, Blumen und Kräuter, die es ihm anzeigte.“

„Ganz mit Kräutern bedeckt, mit fünfzigerlei Arten, kehrte er zu seiner Frau Mani zurück. Er sortirte sie alle und fand, daß es lauter Medizin sei, gut in allerlei Fällen des Lebens. Da er auf diese Weise nun außer einem tüchtigen Jäger auch ein großer Medezin-Mann geworden war, so fehlte zur Vervollständigung seiner irdischen Lebensbedürfnisse wenig mehr. Die Kinder, die seine Frau ihm schenkte, zog er zu guten Jägern auf, lehrte ihnen den Gebrauch des Bogens, erklärte ihnen das Medizin-Buch und erzählte ihnen noch kurz vor seinem und seiner Mani Tode die Geschichte ihrer Entstehung und ihrer früheren Lebensweise auf der Insel im Fackel-See bei Kitschi Ma-

*) Man sieht wohl, daß mit diesem dicken „Buche“ die Bibel oder die Christliche Lehre gemeint ist.

**) Es ist offenbar, daß mit diesem Birkenrinden-Buche die Zauberlehren der Heiden gemeint sind, die dem abergläubischen Indianer gefälliger erscheinen.

nitou, der sie nun wohl wieder nach so viel Sorgen und Leiden in gnädiger Güte bei sich aufnehmen werde. Und auf diese Weise hat sich denn die Sage von dem ersten Menschenpaare am Lac du Flambeau unter unserem Geschlechte erhalten."

Wir dankten Kagagengs sehr für seine hübsche Geschichte und bezeigten uns höchlich zufrieden. Wir baten uns auch am Abend bei ihm zu Gaste und sagten, wir würden auch Taback und was sonst zu einer indianischen Soirée gehört, mitbringen. Er möchte uns ein gutes Feuer anmachen und seine Hütte auskehren, damit wir gemüthlich beisammen sitzen könnten. Dies versprach er uns und eilte nach Hause. Wir aber schifften uns in unserem Kanoe ein, um inzwischen noch einen weiteren kleinen Ausflug zu machen.

Dritter Brief.

Der Traum des „Kleinen Raben.“

„Ich will im Wald auf hohe Bäume klimmen
„Dich auszuspähen.
„Lied eines Lappländers.“

Am Abend hatte „le Petit Corbeau“ seinen Flur gekehrt. Ein dicker Holzblock mit Zweigen und Knorren glimmte und flackerte unter seiner Esse und er saß ganz still daneben im Winkel, erhob sich auch nicht, als wir eintraten und ihm unser „Bojo“ wünschten. Er dankte auch nicht, als wir ein Päckchen Taback neben ihm niederlegten und dazu ein Paar Ellen geblümten Cattuns für ein neues Hemd, wie er es sich gewünscht hatte, obwohl er das Letztere mit beifälligem Lächeln betrachtete, rasch wegkramte und sagte: „es wäre gut.“

Wir zündeten unsere Pfeifen an und proponirten Kagagengs, als Thema der heutigen Soirée, seinen eignen Lebenstraum. „Du hast uns draußen im Freien heute

Morgen so hübsch von dem ersten Menschenpaare erzählt. Was kann hier, wo wir in Deiner Hütte neben Deinem Feuer sitzen angemessener sein, als von Dir selber zu hören, und von der wichtigsten Angelegenheit Deines Lebens, von Deinem Jugendtraume."

Als ich dem Alten Alles deutlich gemacht hatte, was ich wünschte, wurde er völlig stumm und saß wie eine Bildsäule da. Er erwiederte kein Wort. Mein Dollmetscher bemerkte mir, ich verlange zu viel von ihm. Diese ihre Träume, sagte er, hielten die Indianer immer sehr geheim. Sie sännen darüber ihr Leben lang nach, wie über ein Mysterium. Und nur auf dem Todtenbette wohl sprächen sie davon und eröffneten dann den Traum ihren Verwandten. Le Petit Corbeau sei nun zwar ein Christ geworden, jedoch nur dem Namen nach; und die alten heidnischen Gewohnheiten und Ansichten wurzelten noch tief in seinem Gemüthe. Ja, als Christ scheue er sich vielleicht aus zwiefachen Gründen von seinen Jugendträumen zu reden. Erstens weil er sich solchen heidnischen Aberglaubens öffentlich und vor der Welt schäme und weil er wohl wisse, daß die Christlichen Geistlichen ihn über solche Dinge tadelten. Und dann, im Geheimen weil er doch noch an diesen Sachen halte und einen Verrath durch ihre Enthüllung zu begehen glaube; einen Verrath, der sich durch Unglück rächen könne.

Ich sprach daher zum Alten: „Kagagengs! glaubst Du, daß Du Dir selber durch Mittheilung dieses Traumes ein Unglück zuziehst, so stehe ich ab von meinem Verlangen. Uebrigens sind wir hier unter uns. Du kannst Dich darauf verlassen, daß ich mit Niemandem von Deinen Leuten und von Deiner Sippschaft hier im Dorfe darüber

sprechen werde. Und was ich jenseits des großen Wassers meinen eigenen Leuten vielleicht davon erzählen möchte, das kann Dir gleichgültig sein. Es wird Dich nicht berühren. Glaubst Du daher, daß Du es unter diesen Umständen thun kannst, so wiederhole ich meine Bitte, erzähle mir Deinen Traum.“

„Hm“, sagte der Alte, „Du bist der erste Mensch, der mich nach meinen Träumen fragt.“

Dann stopfte er sich seine Pfeife und rauchte sie ganz bis an's Ende aus, ohne ein Wort zu sagen. Eine bis an's Ende ausgerauchte Pfeife versöhnt nach der Idee der Indianer Alles, auch den Neid und die Rache der Geister. Und nachdem er so seine Erinnerungen gesammelt, stellte er die Pfeife in den Winkel, reckte die braunen nackten Glieder beim Feuer lang aus und hub an:

„Ich war ein Knabe, so groß, daß, wenn ich stand, und mein Vater sich auf die Matte setzte, wir beide gleich hoch waren. Es war Herbst, und Erndtezeit. Wir waren in der Erndte des „Manomin“ oder wilden Reises.“

„Eines Tages, da wir mitten in der Arbeit waren und Alle fleißig die Körner ausklopften und unsere Kanoes füllten, da hörte ich plötzlich Flintenschüsse in der Ferne. Die Schüsse kamen aus unserem Dorfe und wurden aus dem Nachbardorfe erwiedert. Es waren solche Trauerschüsse, wie man sie von Dorf zu Dorf vernimmt, wenn Jemand gestorben ist.“ *)

„Als ich jene Schüsse hörte, stellte ich schnell die Arbeit ein und wurde ernst und tief betrübt, denn es ging mir so-

*) Man sagte mir in Anse, daß sie auch hier in der Katholischen Mission bei einem Todesfalle über den See hinüberfeuern, und daß dann von der Protestantischen Mission mit Schüssen geantwortet wird. Und so vice versa.

gleich der Gedanke durch den Kopf, daß meine Mutter gestorben sei. Sehr bald kamen auch die Trauerboten zu dem See herausgeeilt, wo wir den Reis erndteten, und verkündeten uns die betrübte Nachricht, daß meine Mutter gestorben sei. Wir beerdigten sie unter vielen Seufzern. Ich wünschte aber meinen tiefen Schmerz für mich allein auszuweinen und ich sehnte mich in den Wald hinaus. Aber mein Vater, mein Onkel und meine Schwestern wollten mich nicht lassen und bewachten mich genau, da sie mein zerknirschtes und gestörtes Wesen bemerkten.“

„Ein Mal aber waren der Vater und der Onkel zu einer Fumerie *) eingeladen. Da entsprang ich den Schwestern, entfloh und lief in den Wald, so weit und so schnell ich nur konnte. Als ich weit genug vom Dorfe entfernt war, fing ich an zu weinen und laut nach meiner Mutter zu rufen. Aber ich lief weinend noch immer weiter und weiter. Endlich kletterte ich auf einen hohen Baum, und da weinte ich mich völlig aus und blieb endlich ganz ohnmächtig vor Schmerz und Mattigkeit in den Zweigen des Baumgipfels hängen“.

„Da hörte ich auf einmal eine Stimme neben mir und erblickte eine schwarze Gestalt zu mir heranschweben. „Wer bist Du? Warum weinest Du?“ fragte mich die Gestalt. „Ich bin ein Indianer-Knabe“, entgegnete ich „und ich weine um meine Mutter“. „Komm, folge mir“, sagte die schwarze Gestalt und nahm mich bei der Hand. Sie wandelte vor mir her durch die Lüfte mit einem Schritte zum nächsten Baum. Es war eine „Epinette blanche.“ Als wir auf den Gipfel dieses schwanken Baumes traten, zitterte er, bog sich nieder und ich fürchtete,

*) Rauch-Gesellschaft.

er würde uns nicht halten und zusammenknicken. „Fürchte Dich nicht“, sagte sie, „tritt fest zu. Der Baum wird uns halten.“ Dann schwenkte sie mit dem andren Fuße vor und wir erreichten mit dem zweiten Schritte den Gipfel einer lang aufgeschossenen jungen Birke. Diese schwankte wieder sehr und bog sich herab, und ich fürchtete, sie würde uns zu Boden fallen lassen. „Fürchte Dich nicht“, sagte meine schwarze Begleiterin wieder, „tritt fest zu. Der Baum wird halten.“ Und so schritten wir noch einmal wieder aus und kamen mit dem dritten Schritte am Fuße eines hohen Berges an. Was mir aber nur wie drei Schritte vorgekommen war, waren in der That drei Tagereisen gewesen, bei denen wir zwischendurch in den Nächten auf den Gipfeln der Bäume gerastet hatten, und viele Wälder und Fluren und Prärien lagen bereits hinter uns.“

„Als wir auf dem Gipfel des Berges standen fragte sie mich: „Kennst Du das Gebirge?“ Und da ich es verneinte, erwiederte sie: „Es ist das Gebirge des Herzens des Hirsches“. *) Sie winkte mit der Hand. Da öffnete sich der Berg und wir blickten durch eine lange lange Kluft, an deren anderem Ende das Sonnenlicht hell strahlte. Wir gingen durch den Felsenspalt. Meine schwarze Begleiterin schwebte mir voran und ich ihr nach. Am anderen Ende traten wir in eitel Licht und Sonnenschein hinaus. In der Mitte des Glanzes stand ein Haus. „Hier tritt ein“, sagte die Schwarze. Die Thüre öffnete sich und ich trat ein, meine Begleiterin aber blieb draußen zurück“.

„Ich fand drinnen ein überschwengliches Licht, und bedeckte die Augen mit meinem Mantel. Ich zitterte vor

---

*) Ein Berg oder eine Hügelkette dieses Namens existirt noch heutiges Tages in Wisconsin, einige Tagereisen vom „Lac du Flambeau“.

Furcht und Erwartung. Endlich fing eine Person, die im Hintergrunde des Raumes saß an, zu reden und sagte: „Kagagengs! Da ich sah, daß Du traurig warst um den Tod Deiner Mutter, habe ich nach Dir geschickt und habe Dich holen lassen. Sei mir willkommen! Tritt näher! Blicke Dich um, Du kannst nun sehen wie ich wohne und wie es bei mir aussieht.“

„Nachdem ich mich ein wenig an das Licht gewöhnt hatte, schaute ich mich um. Ich fand anfangs nichts als eine Lampe, die in der Mitte des Hauses hing und die ein mächtiges Licht von sich strahlte. Es war die Lampe der Sonne. Die Sonne selbst saß dahinter und sprach weiter zu mir: „Blicke hinab.“ Da sah ich durch eine Oeffnung des Hauses abwärts, und sah die Erde tief unter mir, die Bäume und Wälder, die Gebirge, den Oberen See und die ganze Rundung der Welt. *)“ —

„Blicke nun auch hinauf“, sagte die Sonne. Ich schaute aufwärts durch eine Oeffnung des Daches und sah das ganze Himmelsgewölbe über mir, und die Gestirne alle gezählt daran, und so nahe als könnte ich sie greifen.“

„Dann, wiederum, nachdem ich dies Alles oben und unter mir betrachtet, sagte die Stimme der Sonne: „Jetzt blicke gerade aus“. Was siehst Du? Kennst Du diesen?“

„Ich war entsetzt. Denn ich sah mein eigenes Bild. „Siehe“ sagte die Sonne. „Du bist stets bei mir. Ich sehe Dich alle Tage und wache über Dir. Ich schaue Dich an und weiß was Du machst und ob Du krank bist oder wohl. Darum sei gutes Muths. Jetzt blicke hinaus zu Deiner Rechten und Deiner Linken. Kennst Du die vier Personen die Dich umgeben. Sie sind ein Geschenk, das

*) Sic!

ich, Urquell des Lebens, Dir mache. Diese vier sind in Dir. Sie werden von Dir kommen. Es sind deine vier Söhne. Dein Geschlecht soll sich mehren. Du selber aber wirst lange leben, und Dein Haar soll dem meinigen gleich werden an Farbe. Schaue es Dir an!" — Ich sah darauf das weißgelockte Haar des Sonnengeistes. Es glänzte wie Silber und ein Gefühl der Freude überkam mich, daß ich ein so langes und glückliches Leben haben sollte".

"Zum Andenken an Deinen Besuch bei mir" fuhr die Sonne fort "und zum guten Omen schenke ich Dir diesen Vogel, der dort hoch über uns schwebt und diesen weißen Bären mit messingnem Ringe".

"Dann verabschiedete mich die Sonne, indem sie mir sagte, daß Die, welche sie mir zur Einladung gesandt habe, draußen meiner harre und mich zurückgeleiten würde. Jene beiden Geschenke aber, die ich erhielt, der Adler und der weiße Bär mit messingnem Ringe sind seitdem immer meine Gedenkzeichen und Schutzgeister gewesen".

("Brachtest Du solche Geschenke denn wirklich vom Himmel oder aus dem Walde mit Dir nach Hause?" fragte ich den Petit Corbeau.

"Das nicht?" erwiederte er". —

"Es ist nach Indischer Taumatologie nicht nöthig" deutete mein Dolmetscher dazwischen "daß die Geschenke, welche die Geister ihnen machen, wirklich mit der Hand berührt und entführt werden. Die Schenkung ist mehr bloß eine Widmung im Geiste. Die Idee oder das Bild des Dinges wird ihnen geschenkt, und sie haben dann die Erlaubniß, nachher für sich den bestmöglichsten Gebrauch davon zu machen. So z. B. hat Kagagengs in seinem späteren Leben eine Menge junger Adler eingefangen, sie groß gezogen und dann zum Andenken an seinem Traum

wieder frei in die Lüfte entlassen. Auch hat er das Bildniß des weißen Bären mit messingnem Ringe gleichsam als sein Wappen angenommen, und hat es wohl hundert Mal in seine Pfeifen eingekritzelt oder in seine wollenen Ueberwürfe eingenäht, oder aus einem Hölzchen geschnitzt in seinem Medizinsacke mit sich herumgetragen". —)

Kagagengs: „Als wir wieder zur Erde hinabstiegen, schien mir die Höhe unermeßlich; unendlich viel höher erschien sie als anfänglich, da wir heraufgekommen waren. Ein langer Tannenbaum stand über dem anderen, und wir kletterten die ganze Nacht daran herunter. Als wir endlich unten bei der Erde ankamen, war es früh Morgens, und die Sonne blickte eben mit der Hälfte ihrer Scheibe über den Horizont hervor. Es war noch Dämmerung, aber doch konnten wir erkennen als wir uns auf dem letzten Tannenbaum befanden, daß ein schwarzer Hund vorüberlief. „Den schenkst Du mir" sagte meine Begleiterin als sie ihn erblickte „Nächsten Frühling mußt Du mir diesen Hund opfern". Ich versprach es ihr, und sie, indem sie mich auf dem Gipfel der letzten Tanne niederließ und von mir Abschied nahm, redete weiter zu mir: „Es werden nun alsbald vier Personen kommen, Dich abzuholen; folge ihnen jedoch nicht, wenn sie Dich mit bloßen Händen anfassen wollen. Haben sie aber Blätter von Lindenbäumen in der Hand und fassen sie Dich damit an, so ist es gut, dann folge ihnen. Lebe wohl Kagagengs!"

„Hierauf vernahm ich Stimmen unter mir. Die Eine sagte „Jetzt gehe ich hierhin" und die Andere sagte „Ich gehe dorthin, ihn zu suchen". Ich fühlte mich aber zu matt um mich umzudrehen und zu sehen, wer es wohl sei. Plötzlich vernahm ich einen Schrei und einen allgemeinen Ausbruch: „Was ist das? Dort oben im Baume? Ein Mensch! Ja, ja, er ist

es! Kommt her, Schwestern, wir haben ihn gefunden!“ Es waren meine vier Schwestern, die ausgezogen waren mich zu suchen, nachdem ich ihnen aus dem Hause entschlüpft war, um über den Tod meiner Mutter zu weinen. — „Aber halt!“ sagten sie weiter, „er träumt tief. Berührt ihn nicht mit bloßen Händen. Pflückt Blätter vom Lindenbaum und bedeckt Eure Finger damit, ehe ihr ihn herunterholt“.

„Dies thaten sie, und dann führten sie mich nach Hause, legten mich aufs Lager und pflegten mich, gaben mir auch zu essen. Ich aber war so matt und krank, daß ich drei Tage lang nichts genießen konnte. Dann aber fing ich allmählig an, wieder wie die übrigen zu speisen und lebte mit den Menschen, gedachte aber dabei oft meines Traumes und meines Besuches bei der Sonne. Auch ist das Alles in Erfüllung gegangen was mir damals verheißen wurde. Ich habe geheirathet und vier Söhne gezeugt, und mein Haar ist weiß geworden wie das silberne Haar des Sonnengeistes. Ich bin nun hundert Jahre alt“.

Da ich mich etwas verwunderte, daß von seiner Mutter nie wieder die Rede war, so fragte ich Kagagengs: „Hast Du denn auch wohl wieder von Deiner Mutter geträumt?“ — „Ja“, sagte er, „jeden Herbst zur Zeit der Reis-Erndte träume ich ein Mal von ihr, daß ich den Weg der Todten wandle und sie sehe und mit ihr rede. Außer der Periode der Reiserndte, zu welcher Zeit ich jene Flintenschüsse, die mich erschreckten, gehört hatte, träume ich aber nie von ihr“.

Von der Anse, September 1855.

Vierter Brief.

Der Seelenweg.

„Wohl ihm, er ist hingegangen,
„Wo kein Schnee mehr ist,
„Wo mit Mais die Felder prangen.
„Der von selber sprießt.
Schiller.

Die Odjibbewäs, und nicht bloß sie, sondern fast alle Indianer Nord-Amerikas, verlegen ihr Paradies nach dem Westen.

Manche Europäische Schriftsteller haben die Meinung aufgestellt, daß die Indianer dies deswegen thäten, weil dort im fernen Westen die herrlichen blumigen Prärien lägen, die weiten Jagdgründe auf denen die Buffalo-Heerden streifen und wo ein so paradiesischer Ueberfluß von Wild und von Jagd-Abenteuern sei.

Mir aber will dieser Grund hier nicht ganz stichhaltig vorkommen. und es scheint mir aus verschiedenen Rücksichten, daß die Ursache und Veranlassung zur Versetzung des

Paradieses nach Westen, zum Theil wenigstens ganz anders wo und viel höher gesucht werden darf.

Zuerst setzten die Odjibbewäs, wenn sie mir vom Paradiese sprachen, nie die „Prärien" hinzu. Sie sagten nicht „westwärts in den Prärien", sondern „gegen die sinkende Sonne am äußersten Ende der Welt *) liege ihre Heimath nach dem Tode."

Diejenigen Stämme, die in den Prärien aufgewachsen sind, sich an die dort nöthige Lebensweise gewöhnt haben und die Hülfsmittel, welche die Prärien darbieten, zu benutzen verstehen, mögen zwar auch die Prärien als ihre Heimath besonders lieben. Aber warum alle die in den östlichen Waldgegenden lebenden Völkerstämme eine so große Idee von den Prärien haben sollten, ist kaum zu ergründen. Die werthvollsten Pelze, Nahrungs- und Handelsthiere, die Bären, die Biber, die Rehe, die Hirsche, die Elenthiere, Füchse, wilde Katzen, Marder, Eichhörnchen rc. rc. leben meistens in den Wäldern. Nicht nur die zahlreichen Pelzthiere, sondern auch die Holzgattungen ihrer Wälder sind jenen Indianern vielfach unentbehrlich. Wie ihre Kanoes, so haben sie auch ihre Wohnungen, und fast alle Utensilien aus dem Walde. Ja, in den Zuckerbaumwaldungen finden sie sogar einen großen Theil ihrer besten und heilsamsten Nahrung. Ich kann mir kaum ein Paradies der Odjibbewäs denken ohne Zucker-Ahorn-Pflanzungen, in denen sie die munterste Zeit des Jahres zubringen.

Die Prärien, so blumig sie dem Europäer im Frühlinge erscheinen mögen, wenn er wohlverproviantirt darüber hingalloppirt, legen denen, die Jahr aus Jahr ein darin hausen, unendlich viele Entbehrungen auf. Sie

*) Waiekwa Komigagaki = gegen das Ende der Welt.

sind im Winter der rauheste und schutzloseste Strich in Amerika. Und da es hier im Norden wenigstens 6 Monate lang Winter ist, so wüßte ich wenigstens gar nicht, warum ein Objibbewä, wenn er bei einem guten Feuer und unter dem Obdach schützender Bäume sitzt, für die öden Praerie-Wüsten, auf denen die Schneestürme walten, schwärmen sollte.

Die Amerikaner haben jetzt fast alle die Reste der Waldvölker des Ostens westwärts in die Prärien oder ihre Nachbarschaft hinausgebannt. Wären die Indianer so verliebt in die westlichen Prärien, so müßten sie sich ja gewissermaßen für diese Verbannung in ihr altes ersehntes Paradies bedanken. Allein, als ich am St. Petersflusse zu den Sioux hinauskam, die eben ihr Waldland abgetreten hatten und die nun am Rande der Prärien hausten, da hörte ich alsbald, daß diese Leute nichts mehr beklagten als den Verlust ihrer Waldungen, und daß alle ihre Gedanken und auch oft ihre Schritte ostwärts zu den sogenannten „Großen Wäldern“ gewandt seien.

Mir scheint es, man kann dasselbe von allen den übrigen jetzt westwärts angesiedelten Oststämmen sagen. Sie fühlen sich dort alle mehr oder weniger unheimlich. „Das Land, das sie mit der Seele suchen“ — wenigstens das i r d i s c h e Land — liegt ihnen Allen ohne Ausnahme ostwärts an den Zweigen des Mississippi und an den großen Seen und an den zahllosen Flüssen der Alleghany-Gebirge. Und d e n n o c h verlegen sie alle eben so ohne Ausnahme ihr h i m m l i s c h e s Paradies nach Westen, an's Ende der Welt.

Jetzt mag die Jagd in den Praerien vielleicht ergiebiger als in den Wäldern, in denen nun der Weiße überall seine Städte gebaut hat, sein. Aber gewiß war dies

doch ehemals nicht der Fall; zur Zeit als sich die religiösen Anschauungen und Traditionen der Indianer gestalteten. Aber selbst wenn wir uns auch die büffelreichen Prärien als ein Paradies für den Jäger vorstellen wollten, so will es mir sogar noch fraglich erscheinen, ob wirklich die Jagd einen wesentlichen Zug des himmlischen Paradieses der Indianer ausmache. Für uns Europäer ist das Jagen mehr oder weniger ein Vergnügen, für die Indianer aber ist es Arbeit und nothwendiger gewöhnlich höchst beschwerlicher Lebensberuf. In manchen Indianischen Sprachen sind die Worte „Jäger" und „jagen" identisch mit „Arbeiter" und „arbeiten". Ein „guter Jäger" ist ein tüchtiger, fleißiger Arbeitsmann. Da nun nach der Vorstellung der meisten Völker das Paradies mühe- und arbeitslos sein soll, so ist es mir mehr als zweifelhaft, ob sie die Jagd als ein Element ihrer paradiesischen Existenz betrachten. Von den Odjibbewäs namentlich habe ich nie gehört, daß sie diese Vorstellung haben. Ich fragte ein Mal einen Mann von diesem Stamme, der mir sein Paradies schilderte und die Jagd dabei gar nicht erwähnte: „Nicht wahr und dann geht ihr dort wie die alten Helden der Edda jeden Tag auf die Jagd und erlegt eine unsägliche Fülle wilder Thiere?" „O! Nein", erwiederte er mir trocken, „Jagd und Arbeit giebt es im Paradiese nicht."

Endlich ist auch der Umstand hier wohl bemerkenswerth, daß auch die Völker, die hinter den Prärien, jenseits der Rocky Mountains, in Californien wohnen, ihr Paradies ebenfalls nach Westen verlegen. Erschienen die Central-Prärien des Continents den Indianern so herrlich, so müßten bei jenen Californischen Stämmen doch umgekehrt der Magnet nach Osten weisen. Es scheint mir darnach, wie gesagt, wahrscheinlich, daß das Gemüth

der ganzen Amerikanischen Race bei diesen Vorstellungen einem anderen und höheren Magnete oder Impulse folgte, daß sie das Paradies weit über die Prärien hinaus, wie sie selbst sagen „ans Ende der Welt“ verlegen, und daß ihre Phantasie es sucht und findet, indem sie dabei der glänzenden Luftbahn der Sonne und Gestirne am Himmel folgt. Daß auf diese Weise die ganze Vorstellung, um mich so auszudrücken, einen astronomischen Ursprung hat, scheint mir auch noch darin angedeutet, daß die Indianer die Milchstraße „den Weg der Todten“ oder „den Weg der Seelen“ nennen. Bei den Odjibbewäs heißt die Milchstraße „Tschibékana“, welches Wort die angegebene Bedeutung hat. *) Sie würden sich wohl kaum mit ihrem Seelenwege so hoch versteigen, wenn sie ihre Todten blos in die Prärien gelangen lassen wollten, und wenn sie nicht vielmehr der untergehenden Sonne damit nacheilten.

Wir Europäer haben uns so daran gewöhnt, die Idee des Paradieses mit dem Oriente und mit der aufgehenden Sonne zu verbinden, daß wir anfänglich einige Mühe haben der entgegengesetzten Vorstellungsweise der amerikanischen Aborigines zu folgen. Wir denken uns gleichsam die rosenfarbige Aeos jeden Morgen frisch und neu aus den Gärten des Paradieses sich erheben, und zudem liegen alle Wurzeln unsrer Geschichte und Urtraditionen im Osten, der Heimath aller europäischen Stammesvölker und Völkerpatriarchen. Aber die westliche Richtung

*) Wie viel schwungvoller, ernster und anpassender erscheint mir diese von den armen Canadischen Wilden erfundene Benennung jenes prachtvollen Sternen-Gürtels, als der bei uns übliche und von den Griechen entlehnte Name, der auf jene — vergleichsweise fast alberne Geschichte von der Verspritzung der Milch Juno's begründet ist.

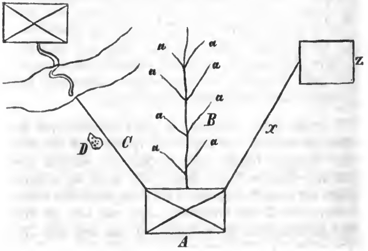
der Indianischen Phantasie ist nicht minder schön und natürlich, und vielleicht auch wie unsere ostwärts gerichtete Sehnsucht in der Geschichte begründet. Sie vergleichen ihren Lebenstag mit dem der Sonne. Wie die Sonne im Westen, wenn sie dahinstirbt, sich noch einmal schöner verklärt und schmückt, wie dort ein Abglanz wundervoller Gegenden sich zu offenbaren scheint, so lassen sie auch die Seelen ihrer Verstorbenen ihr nachschweben und mit ihr im Aether untertauchen, in jenen paradiesischen Gefilden, in denen sie sich zur Ruhe begiebt.

Vielleicht mögen auch, sage ich, alte historische Traditionen, den unsrigen in gewisser Beziehung entgegengesetzt, dem amerikanischen Gemüth diese Wendung gegeben haben. Vielleicht mag die ganze Race ihr uraltes Heimathland im Westen haben, wie wir es im Osten besitzen, und vielleicht mögen wir Beide, die Völker der alten Hemisphäre, wie die der neuen, dann auf diese Weise aus entgegengesetzten Richtungen in demselben Paradiese wieder zusammentreffen, sowie wir in entgegengesetzten Richtungen aus demselben alten Heimathlande hervorgingen.

„Doch, lassen wir diese und andre Vielleichts jetzt ein Mal alle bei Seite, und laßt uns zu specielleren Fragen über Euer Paradies kommen, auf die Ihr mir vielleicht eine bestimmte Antwort finden könnt“ — so sprach ich zu einem Halb- und einem Voll-Indianer, mit denen ich am Ufer unserer „Anse“ diese Dinge verhandelte, „sagt mir doch, wie stellt Ihr Odjibbewäs Euch die Sache vor, und was habt Ihr namentlich für Traditionen von der Wanderung Eurer Verstorbenen zum Paradiese und von den Dingen, die ihnen da unterwegs begegnen; sowie von denen, die ihrer beim Eintritte harren?“

Hierauf fingen meine Leute an, mir von einem großen geraden Weg und seinen Zweig= und Nebenwegen, von einer großen Erdbeere, die am Seelenwege läge, von einem Flusse und einer Schlange vor dem Eingange des Paradieses zu erzählen. Ich begriff nicht gleich Alles, und endlich sprach der Voll=Indianer zu mir: „Ach hättest Du nur einen Bleistift und ein Papier so könnte ich Dir dies Alles ganz genau zeichnen und ich könnte dann viel deutlicher darüber sprechen“.

Ich gab ihm das Verlangte, und mein Mann fing dann an, ganz emsig und stille – nach seiner Weise, zu zirkeln und zu messen und Linien zu ziehen, als wolle er eine Landcharte construiren. Als er fertig war, legte er mir dann endlich folgende Skizze vor:



„Höre nun“ sagte er „und siehe! Dies ist die Erde (A, ein rechtwinkliches Parallellogram). Auf die Erde hat Gott sein Gesetz gepflanzt, wie einen Baum gerade auf,

oder wie einen Weg, gerade hinaus. Die Einen wandeln auf dem Hauptwege (B) gerade aus. Viele aber gerathen auf Nebenwege des Gesetzes (a, a, a, a,). Diese gehen in die Wüste.

„Wenn nun die Menschen sterben, dann wandeln sie alle nach dem Tode auf dem Seelenwege (C) hinaus. Auf der Mitte dieses Weges (bei D) siehst Du zur Seite „die Erdbeere“ liegen. Sie ist erstaunlich groß, und soll sehr süß schmecken. Es steht Jemand dabei, der die Vorüberwandelnden zum Kosten einladet. Man darf es aber nicht annehmen. Denn, welche Seele es thut, die ist gleichfalls verloren. Die, welche widerstehen, setzen ihre Reise glücklich fort bis sie in die Nähe des Paradieses kommen. Es ist im Ganzen wohl eine Reise von 3 bis 4 Tagen. Da tritt ihnen ein großer breiter Fluß entgegen. Darüber führt keine ordentliche Brücke. Es liegt nur etwas quer darüber, was wie ein großer Baumstamm aussieht. Derselbe ist mit seinen Wurzeln an dem jenseitigen Ufer festgewachsen. Zu dem diesseitigen ragt er mit dem Kopf herüber, doch gelangt er nicht ganz zum Lande. Es bleibt eine kleine Kluft, welche die Seelen überhüpfen müssen. Auch ist der Baumstamm in beständigem Schaukeln begriffen. Die meisten Seelen springen und balanciren gut und kommen richtig hinüber. Die aber, welche zu kurz springen oder nachher auf der Brücke ausgleiten, fallen ins Wasser und werden in Kröten oder Fische verwandelt. Daher ist es auch nicht gut, wenn man die Gestorbenen an ein Brett festbindet, damit sie sich frei bewegen und vielleicht noch, womöglich, durch Schwimmen retten können. An ein Brett festgebunden, würden sie nur zu leicht den Fluß hinuntergeflößt werden. Auch den kleinen Kindern geht es hier meistens recht übel, weil sie gemeiniglich

nicht gut springen können, und sie kommen bei der Brücke in großer Zahl um. Deßhalb sind auch unsere Mütter immer untröstlich, wenn ihnen die Kinder noch vor der Zeit sterben, ehe sie sich auf der Reise zum Paradiese selbst helfen können".

"Das Paradies (Wakui oder Wakwi) hat Menaboschu gemacht. Er hatte schon zuvor dem Großen Geiste bei der Schöpfung der Welt beigestanden, und zuerst hatten beide hierbei an kein Paradies gedacht. Die Menschen, so war die Bestimmung, sollten auf der Erde selbst glücklich werden und in diesem Leben Befriedigung finden. Da aber der Böse Geist dazwischen trat und Bosheit, Krankheit, Tod und Unglück aller Art unter sie brachte, da irrten die armen Seelen verlassen und trostlos umher. Als dies der Große Geist sah, da jammerte es ihn, und er befahl Menaboshu, daß er im Westen das Paradies für sie bereiten solle, damit sie sich daselbst sammeln könnten. Menaboshu machte es sehr schön, und er selbst war bestimmt, sie daselbst zu empfangen. Sie sind dort immer fröhlich, glücklich und zufrieden, schlagen den ganzen Tag das Tambour und tanzen. Sie nähren sich von einer Art Champignon und von einer anderen Speise, die wie Glimmholz, das man in den Wäldern leuchten sieht, anzuschauen ist."

Ich: "Giebt es auch Jagd da?"

Mein Indianer: "Nein, der Krieg und die Jagd sind da zu Ende."

Ich: "Aber was ist denn das für ein Weg und ein Viereck, welches Du da zur Rechten (bei X und Z) gemacht hast?"

Damit, sagte mein Indianer, habe er das Paradies der Christen bezeichnen wollen. Die Christen, sagte er, hätten auch ein Paradies, in das aber die Indianer nicht

hineinkommen könnten. Von seiner Beschaffenheit wisse er zwar nichts; der Vollständigkeit wegen hätte er mir es aber doch auf dem Bilde mit andeuten wollen.

Ich erinnerte mich bei diesem Anblick von beiden mir vorgemalten Paradiesen, der doppelten Kirchhöfe, wie man sie häufig in den Missionsdörfern am Oberen See sieht: eines Kirchhofs für die christlichen und eines Kirchhofs für die heidnischen Bewohner des Orts. Es schien mir, als hätte mir mein Indianer den Plan eines solchen Dorfes gezeichnet, die Erde gleich dem Dorfe, die beiden Paradiese gleich den beiden Kirchhöfen, die Seelenwege dahin gleich den Kirchhofswegen.

Vermuthlich war auch der Baum des Gesetzes des Großen Geistes (B) mit den Nebenzweigen oder Abwegen daran (a, a,.) aus einer solchen Christlichen Mission geholt, und war eine auf heidnischen Boden gepflanzte christliche Idee. Er schien mir ziemlich isolirt, und außer Beziehung zu dem Uebrigen zu sein. Solche christliche Ideen schließen sich oft wie etwas von außen Angeschwemmtes den Indianischen Sagen an.

Ueber den heidnischen Theil der Sage selbst mag ich noch folgende Bemerkungen hinzufügen:

Die Länge des Reisewegs, die mein Indianer auf drei oder vier Tage angegeben, habe ich auch von Anderen so bestimmen hören und sie entspricht einigermaßen der Länge der Klage- und Jammerzeit, welche die Indianer als eine Art Begräbniß- oder Todtenfeier nach dem Tode eines Verwandten anstellen. Doch muß wohl nach der Vorstellung Anderer die Reise länger dauern, da sie oft noch Wochen oder Monate lang Speisen und Taback auf die Gräber tragen, die dem Verstorbenen auf seiner Wanderung dienen sollen. Auch lassen sie die Flinte, die sie

dem Verstorbenen mitgeben, damit er sich auf der Reise etwas Wild zur Nahrung erlegen könne, wohl Monate lang und bis sie gänzlich verrostet ist, im Grabe stecken, und sie müssen daher wohl zuweilen an eine sehr lange Reise glauben.

Die verführerische Erdbeere am Seelenwege kehrte in den Schilderungen, welche Odjibbewäs mir von diesem Wege machten, regelmäßig wieder. Wer der Verführer ist, der bei der Erdbeere steht, ob „Matchi-Manitou" (der Böse) selbst, wurde mir nicht gesagt. Auch weiß ich nicht, warum die armen Seelen auf dem letzten Gange so viel Anfechtungen zu bestehen haben. Man sollte denken mit dem Tode und mit dem Abschiede von der Erde hätte jeder seine Anfechtungen durchgemacht, seine Rechnung geschlossen; und es wäre dann schon ausgemacht, ob er den Paradies-Bewohnern zugerechnet werden dürfe oder nicht. Auch sagte man mir nicht genau, was aus den naschhaften Seelen würde, die von der Erdbeere kosteten.

„Nach der Erdbeere," so sagte ein anderer Indianer, dem ich diese Geschichte, so wie sie mir vorgetragen war, mittheilte, und der mir allerlei Correkturen und Nachträge gab, „liegt noch ein Hund am Wege. Dieser Hund, wenn er sitzt, ist so groß wie ein Haus. Er bewacht den Weg, läßt jeden ungehindert westwärts passiren, aber er leidet es nicht, daß Jemand zurückkehrt aus der Seelenwelt nach Osten." —

Derselbe Indianer, der mir diesen Hund noch ins Gemälde fügte, machte mir auch noch eine Bemerkung über die Natur der Brücke des Unterweltflusses. — Es sei, sagte er, eigentlich kein Baumstamm, sondern es sähe nur so aus. In der Wirklichkeit sei es eine große Schlange, die mit ihrem Schwanze an dem jenseitigen Ufer ver-

schlungen sei und die mit ihrem Kopf zum diesseitigen Ufer herüberblicke. Auf diesen Kopf müßten die Seelen springen. Die Schwankungen des so genannten Steges oder Holzes wären auch nichts als die beständigen Schlängelungen und Windungen des Schlangenkörpers, und daher wäre es auch eben so schwierig, hinüber zu kommen. — Daß die kleinen unschuldigen Kinder bei dem Indianischen Styx so viele Gefahr laufen, erschien mir im höchsten Grade unbarmherzig. Ich sagte dies den Indianern oft. Aber sie waren in diesem Punkte eigensinnig und wollten mir nicht zugeben, daß für die Kinder besondere Vorkehrungen getroffen seien. Wer sich auf dem Seelenwege nicht selbst helfen könne, der sei eben übel d'ran. Meistens aber, sagten sie, träfen die Kinder schon am Wasser oder auf dem Wege mit einer barmherzigen erwachsenen Seele zusammen, von der sie fortgeholfen würden. Es sei, sagten sie, daher gut, daß wenn in einer Familie ein Kind stürbe, schnell hinterdrein auch ein Onkel, Vetter oder sonst ein erwachsener Verwandter derselben Familie aus der Welt ginge, damit er seinem kleinen Neffen oder Cousin beistehen könne. Man erzählte mir von einer Indianischen Frau, deren Kind und Gatte schnell hinter einander starben. Als ihr Säugling starb, schrie und weinte die Mutter entsetzlich; als aber ihr Mann gleich darauf auch starb, trocknete sie ihre Thränen, zeigte sich getröstet und zufrieden. Da man sie über die Ursache dieses sonderbaren Benehmens fragte, erwiederte sie; „Ja, ich bin nun so froh, weil mein Mann jetzt hinter meinem Kinde her ist. Er hat Kraft und ist ein tüchtiger Jäger. Er wird für den Kleinen schon Sorge tragen, daß er unterwegs nicht vor Hunger umkommt. Auch wird er ihn sicher über's Wasser bringen. Ich bin nun außer Sorge um ihn.“

Ob die Seelen, die bei der Erdbeere verloren gehen oder die auf der Brücke ausgleiten und im Wasser in Kröten verwandelt werden, die Seelen der Bösen und Missethäter, und ob die, welche glücklich ins Paradies hinüberbalanciren, die Guten und Tugendhaften sind, oder ob hier Alles bloß nach Indianischer Weise von Geschicklichkeit und Stärke abhängt, habe ich nicht recht ausmachen können. Ich glaube aber, daß das Letzte der Fall ist. Ich habe Indianer darüber gefragt, und wenn sie mir überhaupt eine Antwort darauf gaben, so war es meistens in dieser Weise: „Wir wissen es wohl, daß Ihr Christen einen Unterschied zwischen Bösen und Guten macht, und daß Ihr am Ende der Welt einen besonderen Platz für diese und einen anderen für jene habt. Wir Indianer machen diesen Unterschied nicht. Wir haben für Alle nur einen Platz, und wir wissen nicht, ob der Große Geist einen solchen Unterschied macht und wie und auf welche Weise er Gute und Böse scheidet.“ — Ich muß gestehen, ich lobte die Indianer in gewisser Hinsicht dafür, daß sie sich über diesen Punkt kein Urtheil anmaßten und die Frage offen ließen. Vielleicht denken sie dabei, ja sie deuteten es mir geradezu an, daß, was wir hienieden loben oder verdammen, vom Großen Geiste ganz anders beurtheilt werden mag. Dazu kommt freilich noch, daß bei ihnen die Begriffe von Bösem und Gutem, von Lüge und Wahrheit, von Missethat und Heldenthat, sich natürlich mehr vermischen als bei uns.

„Kommen auch Eure Todfeinde, die Sioux, in Euer Paradies?“ „Ja“, sagten sie zu meiner Verwunderung, „wir haben Dir schon gesagt, daß nach dem Tode aller Krieg aufhört. Es giebt nur ein Paradies für alle Wilden und Heiden. Dort sind die Indianer alle Ver-

wandte!" — Ist dies die richtige Ansicht, und ist sie allgemein angenommen, so ist es wohl bemerkenswerth genug, daß diese so racheburstigen Indianer doch fähig sind, die Idee einer allgemeinen Aussöhnung nach dem Tode zu fassen.

„Wie wißt Ihr aber dies Alles über die Beschaffenheit des Seelenweges, da Niemand je von dort zurückgekehrt ist?" — „O," sagten sie, „es sind doch schon manche von uns dort gewesen und sind auch zurückgekehrt. Wenn einer stirbt, so machen unsere Jossakids ein Fest und in ihren Verzückungen versetzen die Geister sie auf den Seelenweg und in's Paradies. Sie wissen die Wachsamkeit des großen Hundes zu täuschen und kommen sie wieder, halten sie eine Rede und erzählen uns von dem Geschauten. Auch mancher von unsern Jägern ist schon da gewesen, wenn wir glaubten, daß er todt war, wenn er aber nicht wirklich todt war, sondern wieder zum Leben kam."

Ich: „Wißt Ihr die Geschichte von einem solchen Jäger, der beim Scheintode in die Unterwelt stieg, genau?"

Sie: „O ja, hier lebte unter uns einer, der es uns oft genug erzählt hat. Er ist noch am Leben, und wenn er hier wäre, könnte er Dir es selber erzählen."

Ich: „Was sagte er Euch? und wie war der ganze Hergang?"

Sie: „Der Jäger war krank, sehr krank. Er nahte sich seinem Ende. Er schien todt und seine Seele ging auf die große Wanderung. Er ging geraden Weges nach dem Westen gegen die untergehende Sonne. Zuerst mußte er sich durch eine unsägliche Menge von Wald, Gestrüpp und Wildniß hindurch arbeiten. Es war kein Weg da.

Dann sah er zuletzt Fußspuren und kleine Wege. Diese kleinen Wege kamen von allen Seiten. Es waren ihrer sehr viele, die Pfade aller der gestorbenen Seelen aus allen Stämmen und Dörfern der Indianer, die sich zuletzt sämmtlich in einen einzigen großen und breiten Weg vereinigten. Da fing er an, im Geschwindschritt zu marschiren. Vor Kurzem war auch sein Vetter und Freund verstorben und er hoffte ihn noch einzuholen. Er wußte, daß sein Vetter weder eine Flinte noch einen Kessel zum Kochen mitgenommen hatte. Er selber aber hatte zwei Flinten und zwei Kessel bei sich, und er wollte gern eins davon seinem Vetter mittheilen. Daher sputete er sich."

"Endlich kam er bei der großen Erdbeere an. Neben derselben stand eine Person, die in das schwarze Gefieder eines Raben eingehüllt war. Der Rabe sprach zu ihm: "Wohin gehst Du?" Er antwortete: "Bis ans Ende meines Weges." Der Rabe: Du bist müde, warte doch ein wenig". — Jäger: "Ich will nicht!" — Der Rabe: "Du bist hungrig. Koste doch dies, nimm!" — Der Jäger: "Nein ich will wandern, wandern bis ans Ende meines Weges". Er ging gerade durch. Ohne seinen Vetter zu finden, kam er an den großen Fluß an, der das Paradies umgiebt. Er irrte lange am Ufer umher und konnte die Brücke nicht finden, Endlich hörte er ein Geschrei und ein Rufen: „Viens icit! Viens icit! Viens icit!" *) (komm hierher! komm hierher!"

"Er ging dem Rufe nach und fand, daß es nicht, wie er geglaubt hatte, eine Person war, die so schrie, sondern der große Baumstamm, der mit seinen Wurzeln angefesselt daselbst vor Anker lag und bei seinem Auf- und

*) „Icit!" ist Canadisch für: „ici".

Niederschaukeln einen solchen quiekenden Ton von sich gab, wie ihn die alten Bäume im Walde, wenn der Wind sie schaukelt und wenn sie sich an anderen Bäumen reiben, wohl von sich zu geben pflegen, einen Ton, der genau so klingt wie: „Viens icit!“ Er sprang und balancirte glücklich hinüber und kam ins Land der Seelen. Es war ein erstaunlich großes Dorf. Ueberall weit und breit, so weit man blicken konnte, waren auf den Wiesen und längs der Flüsse und an den Hügelabhängen Hütten und Zelte aufgeschlagen in dicht gedrängten Haufen. Man konnte kein Ende absehen. Schon von weitem hörte er das Gesumme und Gemurmel der Gesänge und der zahllosen Trommeln, die geschlagen wurden. Ueberall sah er Vergnügungen und Spiele aller Art. Auf den Wiesen spielten sie das jeu à la crosse (das Ballspiel).“

„Der Jäger aber suchte in all dem Getümmel seine verstorbenen Aeltern und obwohl er anfänglich glaubte, daß er nicht im Stande sein würde, sie zu finden, so gesellten sie sich doch bald zu ihm. Die Mutter zeigte sich hoch erfreut. Der Vater aber war ernst, runzelte die Stirn und fragte:

„Was willst Du hier, mein Sohn?“ Er wollte ihn auf der Stelle wieder zurückschicken. Aber die Mutter wehrte dem Vater und hielt den Sohn fest und führte ihn in ihre Hütte. „Du siehst recht krank aus, mein Sohn“! sagte sie zu ihm. „Aber Du bist noch nicht gestorben, wie wir! Komm herein, erhole Dich und iß“. — Dann gab sie ihm „Bellois seché“ zu essen. Das ist eine kleine schwarze Frucht. *) Dann gab sie ihm auch etwas was wie ge-

*) Ich weiß nicht, welche Pflanze Bellois sein mag. Ich finde das Wort nicht in dem Lexicon der Academie. Vielleicht ist es dieselbe Pflanze, welche in diesem Lexicon „La Bellie“ genannt wird. Aber ich schreibe so wie meine Canadier sprachen.

trocknetes Fleisch aussah. Doch es schimmerte wie Glimmholz und wollte ihm nicht schmecken. – „Was willst Du hier? schalt dann der Vater wieder dazwischen, „Du hast noch Dein Weib und Deine Kinder zu Hause. Es wird noch lange Zeit dauern, bis Du hier für immer weilst“. Auch seine beiden Oheime, die längst verstorben waren, kamen herbei und sprachen ebenso: „Warum bist Du hierher gekommen? Gehe hin und nimm Deiner Kleinen wahr!“ – Und so mußte er endlich gehen. Die Mutter nahm sehr betrübten Abschied von ihm und wickelte noch etwas, was wie Zinnober-Pulver aussah, in ein Papierchen, steckte es in ein Kästchen und gab es ihm, indem sie sagte: „Das wird Dir gut thun!“

„Der Rückzug war von weit mehr Schrecknissen begleitet als der Hinweg. Als er zum Flusse kam, da sah er die Gewässer desselben schäumen und aufgeregt wie im Sturme. Seine Ufer waren mit einer großen Menge von Holztrümmern bedeckt. Es waren die Rudera zahlloser gescheiterter und zerbrochener Kinder-Wiegen, die er beim Hingange gar nicht bemerkt hatte. Auch hörte er die Brücke nicht schreien: „Viens icit!“ wie zuvor. Statt dessen vernahm er ein Rasseln und Zischeln wie von Schlangen, und sah, daß der Holzsteg in eine große Schlange verwandelt war. Sie wälzte und bäumte sich hin und her, so daß ihm ein wenig bange wurde. Allein er mußte hinüber um, wie sein Vater gesagt hatte, zu seinen Kindern zurück zu gelangen. Er sprang hinauf und mit Mühe und Noth erreichte er das jenseitige Ufer.“

„Als er zu der Erdbeere kam, war auch sie verwandelt. Was ihm früher eine rothe Erdbeere schien, war nun eine rothglühende Masse („du fer rouge“ sagte mein übersetzender Canadier). Dabei stand auch nicht mehr der freundlich

einladende Rabe, sondern ein großer wilder Mann, der einen schweren Hammer in der Hand schwang und ihn bedräute. Doch der Jäger ließ sich nicht in Schrecken setzen, sondern geradeswegs und unbewegt ging er weiter."

"Nach einiger Zeit fand er auch endlich seinen Vetter am Wege, der wohl sehr langsam marschirt sein mußte und bei dem er auf dem Hingange in seiner eifrigen Eile ohne ihn zu bemerken, vorbeipassirt war. Er wollte ihn anfänglich überreden, mit ihm zurückzukehren. Allein der Vetter wollte nicht. Er war wirklich verschieden und todt und m u ß t e in's Land der Seelen. Der Jäger theilte ihm daher einen seiner Kessel und eine Flinte mit, gab ihm auch sonst noch einige gute Rathschläge und ließ ihn wandern."

"Am Ende verlor er auch noch seinen Weg. So lange der Weg breit war, ging es gut. Aber als die vielen kleinen Nebenpfade abzuzweigen anfingen, da konnte er den "Trail" *) seines Dorfes nicht herausfinden. Er verirrte sich in der Prärie nnd sah sich plötzlich von Rauch und Flammen umgeben. Denn die Prärien waren überall angezündet. Er fürchtete, er würde seine Kinder nie wieder erreichen. Doch warf er sich mitten in das Flammenmeer. Angst und Schrecken bewegten aber seine Brust dermaßen, daß er tief aufathmete und endlich erwachte."

"Als er die Augen und Ohren ein wenig öffnete, da hörte er um sich herum schluchzen und weinen. Es waren seine Kinder und seine Frau, die an seinem Bette standen und um ihn, wie um einen Gestorbenen trauerten."

"Ich bin im Lande der Seelen gewesen. Ich habe meine Mutter gesehen, aber ich bin zu Euch zurückgekehrt,"

*) Indianer-Pfad.

sprach er tröstend zu ihnen. Und dann, indem er sich sogleich des Zaubermittels erinnerte, das seine Mutter ihm gegeben hatte, bat er seine Frau, ein Mal nachzusehen, ob er nichts in seiner Tasche habe. Er selbst war noch zu schwach dazu. Die Frau zog ein kleines Kästchen von Birkenrinde hervor, und darin fand sie ein Blättchen und in dem Blättchen etwas eingewickelt, wie ein zierliches kleines purpurrothes Schwämmchen. Er behielt dies Mittel bei sich, genoß davon und lebte dann nachher noch lange mit seiner Frau und Kindern".

Ich gebe hier diese Geschichte gerade so, wie sie mir erzählt wurde. Wollte man sie aber einiger rauhen Indianischen Zuthaten entkleiden, wie die Griechischen Dichter den Traum irgend eines Thracischen Bauern seiner rauhen Zuthaten entkleidet und ihn zu dem heroischen Gedichte vom Herabgange des Orpheus zu seiner Euridice in die Unterwelt umgestaltet haben, so würde man wohl sagen, daß sie hohe rührende Motive enthält und daß sie uns etwa Folgendes vorführen soll: wie ein Jäger todtkrank danieder liegt, — wie im Fiebertraum ihm seine Mutter erscheint, — wie ihm diese Erscheinung Heilung und Genesung bringt, — wie Liebe zur Mutter ihn zwar zur andern Welt zieht, wie aber das Pflichtgefühl, das ihn an seine Kinder knüpft, ihn wieder heim treibt, alle Gefahren auf dem Wege überwinden macht und ihm Kraft und Stärke zurückgiebt, als sorgsamer Jäger und Hausvater fortzuleben. — *)

---

*) Ich habe mich später noch mit einigen andern Indianern über ihr Paradies unterhalten. Einer derselben sprach etwas französisch. Es war freilich nicht viel mehr, als das Ober-Canadische „Francois sauvage", (das wilde französisch) wie sie es oft nennen. Ich will hier seine Aeußerungen und Schilderungen vom

Indianischen Paradiese hersetzen. Wenn ich auch nicht genau weiß, welchen Werth ich ihnen beilegen darf, so ist doch Einiges darin, was das Vorhergehende bestätigt. Seine Ansicht war diese:

„Là dans le paradis", so ließ er sich vernehmen, „il y a un chefre le plus haut de tous. Son nom est Omissa-Kamigokoué. Je ne peux pas bien traduire ce mot. Mais ça veut casiment dire: „Le maitre de la terre" Cette personne ost toujours tranquille. Il ne parle jamais, exepté quand quelquun est né ici bas. Il entend ça. Il entend ça comme un coup de canon, et alors il s'eléve et crie le nom de cette personne et dit, combien de temps elle vivra 60 ans, ou 50 ans, ou deux jours. C'est son ouvrage. Et encore il a l'oeuvre. de recevoir toutes les personnes qui viennent au paradis. L'histoire est, qu'ils se trouvent plus riches là, qu'icit. Il y a plus de quoi, Il trouvent plus de chevreuils, et encore de meilleurs animaux, qu'ici bas, et sans les ohasser. Ils n'ont jamais chagrin, trouble ni misère. Tout pousse sans travailler, les fraises, le pain, le ris etc. Mais il y a là de dans quelque chose de partioulier. Quand quelqu'un est oasiment mort icit et quand il va sur le chemin du paradis, sans être reellement mort, il lui paroit, que toutes ces bonnes choses ne valent rien. Il pense que les fraises du paradis sont de bois que le pain c'est du fer, et que les morçeaux de viande sont des pierres. Mais quand il est reellement mort, il mange comme les autres, et trouve tout délicieux. — Quant à l'enfer, je n'en sais rien du tout. Nous pensons, que tous les hommes vont dans le même chemin."

Fünfter Brief

Traum des „Agabé-Gijik".

„Ist's ein Gruß von Tiefverbannten
„An die Sternenlichter?
„Gilt das Grüßen dem verwandten
„Ahnungsvollen Dichter?

Lenau.

Uns gegenüber in einer Entfernung von vier Meilen lag die Protestantische Mission der Anse. Wir besuchten sie in unserm kleinen Kanoe. Weil dies protestantische Indianer-Dorf schon viel älter war, und immer von der Regierung der Vereinigten Staaten kräftiger unterstützt wurde, so war hier Alles auf einem besseren Fuße. Die Indianer hatten hübsche geräumige Häuser, schliefen in vortrefflichen Betten, wie ich sie wohl bei unseren deutschen Bauern, wenn es möglich wäre, einführen möchte, und besaßen auch kleine Gemüsegärten um ihren Häusern herum. Der angesehenste Mann im Dorf war der, der das Eisen handhabte, der von der Regierung angestellte Schmidt, ein sogenannter „Indian Blacksmith" (Indianischer Grobschmidt). Ich fand in ihm einen sehr intelligenten Mann, der mit einer glücklichen Familie in einer reizenden luftigen kleinen Wohnung hauste, mich mit der größten Gastfreundlichkeit eine Nacht beherbergte, und mich, was ich seit

einiger Zeit nicht genossen hatte, in einem schönen luxuriösen Bette ruhen ließ.

Ich machte daselbst wieder einige für mich sehr interessante Indianische Bekanntschaften, mit denen ich meine Unterhaltungen über verschiedene ihre Race betreffende Gegenstände fortsetzte. Namentlich forschte ich dort ihren großen Fasten- und Lebensträumen noch weiter nach.

Die Angelegenheit von diesen Indianischen Lebens- und Fastenträumen fand ich gar zu merkwürdig. In der That! kann man etwas Wunderbareres, fast möchte ich sagen, etwas Unglaublicheres hören, als diese Erzählungen von den unerhörten Kasteiungen und Plagen, denen sich junge Knaben bereits in einem Alter von 13 oder 14 Jahren unterwerfen? bloß um einer Idee, eines Traumes oder der Erfüllung einer religiösen Pflicht willen? bloß um eine Frage an das Schicksal zu thun?

Wo hat man je bei uns davon gehört, daß Knaben oder auch Mädchen im zartesten Alter im Stande wären, sich für eine Reihe von Tagen um eines höheren Zweckes, um einer Läuterung ihrer irdischen Natur willen, streng alle Genüsse verboten, sich der abgeschlossensten Waldeinsamkeit überlieferten, Hunger und Durst, und alle dringenden Anforderungen unserer Natur vollständig überwanden und ihren ganzen Geist der Art auf überirdische Dinge richteten, daß sie in übernatürliche Verzückungen verfielen und zu einer gesteigerten Anschauungsfähigkeit sich erhoben, die sie im Alltagsleben nicht besaßen. Welchen Muth! Welche Selbstbeherrschung! Welche Entsagungsfähigkeit setzt dies voraus!

Ich sage, ganz unglaublich würden mir diese Dinge erscheinen, wenn man mir nicht hier von allen Seiten von ihnen als etwas ganz Gewöhnlichem spräche, wenn ich

nicht in jedem Winkel dieses Landes, in den ich blicke, dasselbe wieder hörte und wenn man mir nicht versicherte, daß nicht nur etwa dieser oder jener außergewöhnliche Jüngling, sondern daß **jeder** Indianer jenes Heroismus fähig sei.

Obwohl mir nun schon mancher seinen Lebenstraum erzählt hatte, empfand ich doch ein Verlangen, noch mehre zu hören. Auch hatte ich bei jeder neuen Erzählung noch immer einige neue Nebenumstände in Erfahrung gebracht, und immer war mir noch manches unklar und zweifelhaft geblieben.

Als ich daher in der besagten Protestantischen Mission die Bekanntschaft des alten „Agabé-gijik" gemacht und mich eine Zeit lang mit ihm unterhalten hatte, brachte ich bald wieder das Gespräch auf die Träume. Und dieser Alte versprach mir auf meine Bitte, er wolle mir seinen Lebenstraum mit allen begleitenden Umständen erzählen, wenn ich ihn in seiner Hütte, wo wir dann vertraulich beim Feuer sitzen könnten, besuchen wollte.

Der Name Agabé-gijik bedeutet buchstäblich übersetzt so viel als „the end of the projecting cloud" (das Ende der hervorragenden Wolke). Man sieht zuweilen am Himmel solche hellbeleuchtete Wolkenzipfel, wie strahlende oder weißbeschneite Vorgebirge hervorragen. Auf eine solche Erscheinung am Himmel ist in jenem Namen angespielt, wie denn überhaupt die Indianer sehr scharfe Beobachter der Vorgänge am Himmel und namentlich auch der oft dräuenden und finsteren, oft lichtvollen und anmuthigen Wolkenbildungen sind. Sie haben sogar manche Ausdrücke, man könnte sagen Kunstausdrücke für oft wiederkehrende Formen der Wolken und charakteristische Züge der Himmelsphysiognomie, die ganz unübersetzbar

sind und für die man in den Europäischen Sprachen vergebens nach einem Aequivalent sucht. So haben die Odjibbewäs z. B. einen eigenen festen Ausdruck für die Erscheinung des Sonnenlichts zwischen zwei Wolken. So haben sie auch eine besondere Benennung für die kleinen bläulichen Farben-Oasen, die zuweilen am Himmel zwischen finsteren Gewölken erscheinen. Sie nehmen von solchen am Wolkenhimmel beobachteten Phänomenen dann auch zuweilen die Namen ihrer Helden her. So heißt z. B. einer der bekanntesten Häuptlinge am Oberen Mississippi: „das blaue Loch" oder „der helle Fleck am dunkeln Wolkenhimmel." Die Indianer geben dies mit einem einzigen bezeichnenden Worte, was die Engländer mit „Hole in the day" („Loch im Tage" oder „Loch im Himmel" — denn Tag und Himmel ist in der Indianer-Sprache ein und dasselbe), übersetzt haben. „Hole in the day" ist ein Chef, der weit und breit berühmt ist. — Ein anderes Beispiel ist nun dieser mein „Agabé-gijik", dessen Namen man dem Gesagten nach etwa mit „das leuchtende Wolkenhaupt" übersetzen könnte. Ich brauche nicht auseinanderzusetzen, wie und warum dies offenbar sehr bezeichnende und sehr poetische Namen für hervorragende Männer des Volkes sind.

Das alte „Wolkenhaupt" war ein Heide, hatte aber einige Verwandte in der Christlichen Mission und er war mit anderen Familienmitgliedern, gleichfalls Heiden, aus dem Innern des Landes herangekommen, um jene Christlichen Verwandten in ihrem Dorfe zu besuchen. Er war schon über zwei Jahre hier „auf Besuch" und hatte sich seine Hütte und sein Feuer etwas abseits von der Mission an einer offenen Uferstelle des dichten Waldes eingerichtet.

Wir machten uns eines Tages gleich nach Mittag zu ihm auf und schifften uns dazu in unserem Kanoe ein, da man in diesem pfadlosen Lande alles besser zu Wasser

als auf der Terra firma abmacht. Ich habe von Haus aus mehr eine Tendenz zu Lande zu gehen, um immer nebenher ein Bischen mehr vom Inneren der Länder ansichtig zu werden. Aber die Leute hier haben dagegen stets eine Tendenz, mich bei jeder kleinen Visite gleich in's Kanoe zu packen, zu dem sie mit derselben Behendigkeit greifen, wie wir zu unseren Ueberschuhen.

Wir schossen in unserem federleichten Fahrzeuge wie auf dem Rücken eines Fisches dahin, streiften längs der Felsenwände und Waldungen und kamen bald bei der Lichtung an, die man uns als den Sitz des „leuchtenden Wolkenhauptes" bezeichnet hatte. Ein junger hübscher Indianer war am Ufer mit Anordnung seines Fischgeräths und seines Kanoes beschäftigt. Seine junge Frau, die Tochter unseres Alten, half ihm dabei. Er hieß Kitagiguan, d. h. „die gefleckte Feder" (the spotted feather. *) Ich erwähne ihn hier gleich, weil ich später noch etwas über ihn mitzutheilen gedenke.

Das hohe Ufer fiel nach dem Wasser etwas schroff ab. Oben auf dem Rande desselben sah ich drei weiße Flaggen an langen Stangen wehen. Sie bezeichneten drei Gräber von solchen, die schon während der zweijährigen Anwesenheit der Familie gestorben waren. Die Gräber waren sorgfältig gehalten und in gleichen Distanzen hart am erhabenen Uferrande vertheilt, so daß der Wind vom See her sie frisch anhauchte und die drei Flaggen in beständigem Flattern erhielt. An einer der Stangen baumelte auch ein Haarschopf, ein Sioux-Scalp, den sie aus dem Inneren des Landes als eine Familientrophäe mitgebracht und einem ihrer Verstorbenen gewidmet hatten.

*) „Kitaga" heißt: „ich mache Etwas fleckig oder buntgefärbt"; „Miguan" heißt „die Feder". Bei der Zusammenschmelzung beider Worte wird das „Mi" in „Miguan" weggeschnitten und es bleibt bloß „guan" übrig.

Als wir oben ankamen, eröffnete sich eine kleine freundliche Wald-Oase, in deren Hintergrunde die Hütte stand.

Kleine Anfänge zu Kartoffelnbau und Versuche zu Gartenbeeten und Bohnenpflanzungen waren zwischen den Fels- und Baumklötzen umher gemacht. Und rings herum stand, wie eine hohe Mauer, der dichte dunkle Wald.

Die ganze Scene war recht ansprechend und dabei ganz eigenthümlich. Besonders gefielen mir die drei Gräber in Front und die drei beweglichen Flaggen darüber. Wie zärtlich, das Gedächtniß der lieben Dahingeschiedenen stets so nah vor Augen haben zu wollen! Diese stets flackernden, stets lebendigen Flaggen über den Gräbern sind äußerst symbolisch. Sie deuten ohne Zweifel auf ein Fortleben nach dem Grabe, auf die Unsterblichkeit der lebendigen Seele hin.

Ein so reinliches und äußerst nett gehaltenes Wigwam, wie das des alten „Wolkenhauptes", hatte ich noch selten gesehen. Der Fußboden des Hauses war hoch über dem feuchten Erdreiche erhaben, und wir stiegen ein Paar Stufen hinauf. Boden und Wände, Sitze und Lagerstätten waren mit einer Fülle von frischen hellfarbigen Matten austapezirt, die dem Ganzen ein sehr freundliches Ansehen gaben. Es war so still umher, als wäre das Haus unbewohnt, und wir erstaunten fast, als wir hineintraten, eine ganze Partie Menschen in Gruppen darin vertheilt zu finden. Wenn kein Feuerwasser sie laut macht, so ist es gewöhnlich so still bei und in den Indianischen Wigwams. Sie keifen und schreien nicht miteinander. Fluchen und dergleichen kommt bei ihnen nie vor. Der alte Papa und Großpapa, ein kleines, trotz seiner rauchhaarigen und struppigen Coiffüre sehr intelligent blickendes Männchen, seine Pfeife rauchend und uns zur bestimmten

Zeit erwartend, hatte den Platz in der Mitte. Eine alte Mutter flickte Hemden und kauerte damit in der Nähe der Fenster oder Lichtlöcher. Einige erwachsene Söhne oder Schwiegersöhne mit ihren Weibern saßen auf den ihnen zugehörigen Plätzen umher, und schienen sich von ihren Jagdstrapazen auszuruhen oder hatten sonst was miteinander zu verhandeln, über ihren „Medizinsäcken“ und Jagdtaschen kramend. Sie sprachen dabei ganz leise und nur dann und wann einige Worte.

Wir unsrerseits begaben uns zu unserem Alten, und ließen uns so schnell als möglich neben ihm auf seiner Matte nieder, indem wir ihm zugleich ein Paar Päckchen Tabacк zum Gruße in den Schooß legten. Es ist nach Indianischer Gewohnheit nicht anständig, nicht höflich, lange, oder auch nur einige Augenblicke in der Hütte aufrecht zu bleiben. Wenn man nicht schnell einen Sitz einnimmt oder gar aufrecht darin herumgeht, so machen die Weiber alsbald darüber kritisirende Bemerkungen oder man muß auch wohl von allen Seiten den Zuruf vernehmen: „Setzt Euch doch! Setzt Euch!“ Die Indianischen Gäste, wenn sie irgendwo eintreten, selbst bei Unbekannten, setzen sich daher auch auf der Stelle irgendwo nieder. Ist der Fremde sehr unbekannt, oder hat er vielleicht eine Bitte vorzutragen, so setzt er sich ganz bescheiden dicht neben die Thür und verfällt dort in Stillschweigen, bis das Familienhaupt ihn nach seinem Anliegen fragt. Hat er aber einen Auftrag an eine bestimmte Person in der Hütte, so geht er gleich nach der Matte derselben und begiebt sich, neben ihr niederkauernd, in ihren Schutz.

Der enge Raum in diesen Wigwams, in denen nicht viel Platz zum Herumstehen und Gehen ist, läßt jene Sitte als sehr wohl begründet erscheinen. Da man bei jedem Schritt in das Gebiet einer anderen Familie kommt, und

da allerlei erblicken könnte, was ein Fremder nicht sehen soll, so erfordert es auch deßwegen schon der Anstand, daß der Gast sich gleich niederlasse und vor sich selbst hinblicke. Die Indianer lieben überhaupt nicht den beweglichen und unruhigen Menschen. Die kleinen Kinder und Hunde haben das Privilegium der Unruhe im Hause. Und von diesen krochen und liefen denn auch bei uns eine gute Menge stets aus und ein.

„Also Agabé-gijik, Du erinnerst Dich, daß Du uns gestern versprochen hast, uns Deinen Lebenstraum und Dein großes Jugendfasten mit allen begleitenden Umständen zu erzählen. Willst Du jetzt Dein Versprechen erfüllen?“ So sprachen wir alsbald zu unserem Wirthe mit dem wir so gut wie allein waren. Denn der Rest der Gesellschaft nahm keine Notiz von uns und alle setzten ihre kleinen Beschäftigungen fort als wenn wir in ganz verschiedenen Stuben eines großen Hauses vertheilt wären.

„Ach“ hob nach einem langen Stillschweigen und Nachdenken das Helle Wolkenhaupt an, als Gott seinen großen Wigwam *) reinigte und ausfegte, da wurde ich als ein unnützes Staubkorn ausgekehrt, als ein Schmutzflicken in den Winkel geworfen. Da der ganze Saal zum großen Feste ausgeputzt war, lag ich mein Leben lang in der Ecke in Armuth und vergessen, während die übrigen tanzten. Ich bin über Nacht alt geworden. Was kann ein Mensch wie ich, Großes verrathen?“ —

Nachdem der Alte dies gesprochen, versank er wieder in Stillschweigen. Was er sagte, war eine bescheidene

*) Es ist nicht ungewöhnlich, daß die Indianer die ganze Welt mit ihrem ausgespannten Himmelszelte darüber „Gottes Wigwam“ nennen. In specie habe ich auch wohl die Odjibbewäs ihren Lake Superior mit dem dazugehörigen Stücke der Welt, einen von Gott für ihre Nation bereiteten „Wigwam“ nennen hören.

Einleitung zu seiner Erzählung, eine Captatio benevolentiae nach Indianischer Art.

„Du sprichst wohl wahr“, erwiederten wir ihm. „Wir Menschen sind alle so. — Die Natur ist ein großer Festsaal, in welchem der Mensch mehr leiden zu müssen scheint als alle übrigen Geschöpfe. Und besonders wenn wir älter werden, kommt es uns vor, als wenn die Menschheit rings um uns her uns völlig vergäße. Aber wir Christen sagen vom großen Geiste, daß er selbst die Haare auf unserem Haupte zählt, und bei ihm sind wir Alle verzeichnet. — Sprich! Wurde Dir schon in Deinem Jugendtraum eine Andeutung, eine Lebenslehre, eine Offenbarung zu Theil? Erzähle uns, was schautest Du bei Deinem großen Fasten?“

„Kitschi Manito“ hob unser Alter nach einiger Zeit wieder an, „sandte uns unsre Midäs aus Osten, und seine Propheten machten es uns zum Gesetz, daß wir unsre Kinder, so wie sie sich dem Mannesalter nähern, in die Waldeinsamkeit führen sollen, und daß wir ihnen zeigen sollen wie sie fasten und ihre Gedanken auf das Höhere leiten müssen, und es ist uns verheißen, daß ihnen dann da ein Traum geschickt werden solle, zur Offenbarung ihres Schicksals, — zur Stärkung in ihrem Berufe, — zur Widmung und Weihung an die Gottheit, — zum ewigen Angedenken und zum guten Omen auf ihrem Lebenswege.“

„Ich erinnere mich, daß mein Großvater, als ich zum halb erwachsenen Knaben gereift war, schon zuweilen im Laufe des Winters zu meinem Vater sprach: nächsten Frühling wird es für den Knaben Zeit sein, daß wir ihn in den Wald führen und daß er faste. Doch wurde in diesem Frühling noch nichts daraus. Als aber der nächstfolgende Frühling kam, nahm mich dann der Großvater bei Seite und sprach zu mir: „Jetzt ist es hohe Zeit, daß ich Dich in

den Wald führe und daß Du fastest, damit Dein Gemüth sich befestige, damit Etwas für Deine Gesundheit geschehe und damit Du Deine Zukunft und Deine Bestimmung erfahrest."

„Der Großvater nahm mich daher bei der Hand und führte mich tief in den Wald hinaus. Hier suchte er eine hohe Tanne aus, eine Rothtanne, und bereitete mit mir in den Zweigen derselben das Lager, auf dem ich mich zum Fasten niederlegen sollte. Wir hieben Büsche ab und flochten diese in den Tannenzweigen durcheinander. Dann rupfte ich mir Moos, mit dem ich das Flechtwerk bedeckte; ich warf die Matte, die meine Mutter mir für den Zweck geflochten hatte, darauf, und dann mich selber dazu. Einige Zweige des Baumes durfte ich auch über meinem Haupte zu einer Art von Schutzdach gegen Regen und Wind zusammenbinden."

„Alsdann sagte mir der Großvater, ich dürfte unter keiner Bedingung etwas genießen, weder essen noch trinken, keine Beeren pflücken, auch nicht das Regenwasser das vielleicht fallen möchte, auflecken. Auch müßte ich mich überhaupt nicht von meinem Lager erheben, immer stille liegen, Tag und Nacht, mich ganz auf mich selbst beschränken und geduldig der Dinge harren, die da kommen würden."

„Ich versprach dem Großvater dies. Aber leider! ich erfüllte mein Versprechen nicht. Drei Tage lang hielt ich das Liegen und Hungern und Dursten aus. Aber als ich am vierten Tage einmal vom Baume ins Gras hinabstieg sah ich die säuerlich und erquicklich schmeckenden Blätter eines kleinen Krautes neben dem Baume wachsen. Ich konnte nicht widerstehen, ich rupfte die Blätter und aß sie. Und da ich einmal einige gegessen hatte, so wurde meine Begierde so groß, daß ich im ganzen Walde umherging, und an eßbaren Frühlings-Pflanzen und Moosen und

Schwämmen Alles zusammensuchte was ich nur finden konnte, und mich ganz voll aß. Dann schlich ich mich nach Hause und gestand dem Großvater und dem Vater Alles."

"Wurdest Du hart bestraft?" fragte ich dazwischen.

"Nicht weiter, als daß sie mir es verwiesen und daß ich mich schämte, und daß sie mir sagten, es sei übel gethan, und da ich das Fasten gebrochen, so sei es nun mit meinem Traum vorbei und in diesem Frühlinge könne nichts mehr geschehen, und ich müsse es im nächsten Frühlinge wieder versuchen, ich hätte schon gleich ein gemachter Mann sein können, und nun wäre ich aber noch ein ganzes Jahr hindurch ein unnützer Mensch, was für mein Alter eine Schande sei."

Ich: "Ich bitte, halt ein wenig an, und erlaube mir hier, wo wir nun wieder ein Jahr vor uns haben, einige Zwischenfragen. Warum leitete Dich Dein Großvater zu allen diesen Dingen an, warum war es nicht Dein Vater?"

Die Wolke: "Mein Vater war noch ziemlich jung. Der Großvater war alt. Und in allen solchen Angelegenheiten haben bei uns die Alten mehr Kunde und tiefere Kenntniß. Und dann machen sie sich auch mehr Sorgen darum, daß die Kinder in der Familie belehrt werden, und daß sich Alles nach dem alten Herkommen richte."

Ich: "Ferner sage mir, wie hoch macht Ihr Eure Traumläger in den Bäumen?"

Die Wolke: "Meistens 10 oder 12 Fuß hoch über dem Boden. Manchmal aber auch wohl mehr als 20 Fuß hoch. Meistens sucht man dazu die schönsten höchsten Bäume aus."

Ich: "Warum macht Ihr diese Lager überhaupt in den Bäumen. Warum baut Ihr nicht eine Hütte am Boden?"

Die Wolke: „A cause de Matschimanito!" (Es ist wegen des Bösen Geistes).

Die Wolke setzte weiter nichts zur ferneren Erläuterung dieser lakonischen Antwort hinzu, und überließ es meinem eignen Nachdenken, mir auszumalen, wie vermuthlich nach Indianischer Ansicht hoch in der Luft die guten Geister und die heilbringenden Traum-Genien walten, wie aber unten am Boden Matchimanito (der Böse) herumwandelt und die Leute neckt. Freilich hat derselbe da auch seine Schlangen, Kröten und andre Thiere, gegen die der Träumer, da er nicht zur Jagd und Vertheidigung vorbereitet ist, sich nicht schützen kann. —

Ich mag hier gleich noch die fernere Zwischenbemerkung einschieben, daß, wie durch einen Bruch der Fasten, so auch durch das Alpdrücken oder durch einen „bösen" Traum die ganze Operation des Träumens unterbrochen und für den jeweiligen Frühling unmöglich gemacht wird. Die Odjibbewäs haben die Träume in eine Menge Gattungen und Klassen gebracht und haben für jede Gattung einen besonderen Ausdruck. Der treffliche Bischof Baraga hat in seinem Lexicon dieser Sprache allein für folgende verschiedene Gattungen von Träumen besondere Indianische Ausdrücke gesammelt: für „a bad dream" (ein schlechter Traum); für „an impure dream" (ein unlauterer Traum); für „an ominous dream (ein ominöser Traum) dann für einen „guten" und einen „glücklichen" Traum.

Die Indianischen Ausdrücke setze ich nicht hierher, weil sie für die Deutschen Leser doch unbrauchbar sein würden; aber das Faktum selbst kann ihm interessant sein. Mein fleißiges Lexicon, so hat mich der Verfasser selbst versichert, hat aber die gesammten Traum-Classen noch bei weitem nicht erschöpft.

Die Knaben werden nun angeleitet, sowie ein „Alpdrücken oder ein „böser" Traum sie befällt, die Sache sogleich aufzugeben von ihren Bäumen herunterzusteigen und nach Hause zurückzukehren, um es dann zu einer späteren

Zeit wieder so lange zu versuchen bis der ächte Glückstraum kommt. Wie sie es aber anfangen zu erkennen was ein böser und was ein rechter Traum sei, das habe ich nicht in Erfahrung gebracht.

Die Wolke: „Als der Frühling im nächsten Jahre wieder nahe war, sagte mein Großvater, obwohl noch viel Schnee und Eis im Walde lag, es sei nun Zeit, daß ich wieder hinausginge zu fasten und meinen Traum zu versuchen. Da ich mich aber noch vom vorigen Frühjahre her meiner Niederlage schämte, und da ich mir vorgenommen hatte, dies Mal die Sache selbst durchzuführen, so bat ich ihn, er möchte mich nur allein gehen lassen, ich wüßte nun schon Bescheid, wolle selbst für Alles Sorge tragen, und würde nicht eher heimkehren, als bis ich meinen guten Traum richtig erhascht hätte. Ich hatte mir auch im Voraus eine mir bekannte Waldstelle ausgesucht, wo ich mich betten wollte. Es war in einer kleinen, mit hohen Bäumen bewachsenen Insel mitten in einem See der Waldung. Ich beschrieb und bezeichnete diese Gegend den Meinigen, damit sie mich im Nothfalle, wenn mir etwas zustoßen sollte, wieder finden könnten, und machte mich auf den Weg.“

Ich: „Warum wähltest Du gerade die bezeichnete Waldpartie?“

Die Wolke: „Weil ich wußte, daß ein anderer meiner Verwandten und Jugendfreunde damals grade auch in derselben Waldgegend auf seinem Traumlager lag.“

Ich: „Hattest Du denn die Absicht, mit Deinem Freunde während der Fasten- und Traumzeit zu communiciren?“

Die Wolke: „Das nicht; dazu war er auch noch immer weit genug von mir entfernt, eine oder zwei Meilen weit. Aber auch, wenn ich meinen Freund nicht sehen oder hören konnte, und auch nicht sprechen durfte, so schien

mir doch ein kleiner Trost darin zu liegen, daß ich ihn in meiner Nähe und mit denselben Dingen beschäftigt wußte, denen ich mich hingeben wollte.“

„Es war noch Eis auf dem kleinen See und ich gelangte zu meiner Insel über die Eisdecke hinweg. Ich bereitete mir mein Lager wie das erste Mal in einer hohen Rothtanne und legte mich auf den Zweigen und dem Moose nieder.“

„Die ersten drei oder vier Fastentage waren mir so schrecklich und anstrengend wie das erste Mal, und ich konnte die Nächte vor Hunger und Durst nicht schlafen. Aber ich überwand es, und am fünften Tage fühlte ich nicht viel Plage mehr. Ich verfiel in einen träumerischen und halb starren Zustand, und schlief ein. Aber bloß mein Körper schlief; meine Seele wurde frei und wachte.“ *)

„In den ersten Nächten zeigte sich mir Nichts; es war Alles still; aber in der achten Nacht da vernahm ich auf ein Mal ein Rauschen und Wehen in den Zweigen. Es war wie wenn ein schwerer Bär oder ein Elenthier durch die Gebüsche und Wälder bricht. Mich überfiel eine große Furcht. Ich dachte, es wären ihrer zu viele, eine ganze Menge, und ich wollte Anstalten zur Flucht machen. Der aber, welcher sich mir näherte, wer es immer gewesen sein mag, errieth meine Gedanken und sah meine Furcht schon von Ferne, und er ließ es daher, indem er ganz zu mir heranschwebte, gemacher und stiller angehen, und ließ sich sanft und milde auf die Zweige meines Baumes, mir zu Häupten nieder. Darauf fing er an mit mir sich zu unterreden und fragte mich, „Fürchtest Du Dich, mein Sohn?“ — „Nein“, erwiederte ich, „jetzt schon nicht mehr.“ „Warum

*) „Mais ce n'etoit que mon corps qui dormoit. Mon esprit etait libre et veilloit.“ Dies waren die Worte meines übersetzenden Dolmetschers.

bist Du hier in diesem Baume?“ — „Um zu fasten.“ — „Warum fastest Du?“ — „Um Stärke zu erlangen und mein Leben zu wissen.“ *) — Der Geist: „Das ist gut; denn es fällt trefflich mit dem zusammen, was eben jetzt anderswo für Dich geschieht. Es steht ganz in Harmonie mit dem Auftrage, den ich an Dich habe. Gerade in dieser Nacht hat man sich über Dich und Dein Wohl berathen; und ich bin gekommen, Dir zu sagen, daß der Rathschluß Dir sehr günstig war. Ich bin beauftragt, Dich einzuladen, damit Du selber schauest und vernähmest. Komm folge mir!“

Ich: „Sprach der Geist dies laut?“

Die Wolke: „Nein. Es war auch keine gewöhnliche Unterredung; ich glaube auch nicht daß ich laut sprach. Wir sahen uns beide gegenseitig ins Herz und erriethen und erblickten unsre gegenseitigen Gedanken und Sensationen. Als er mir befahl, ihm zu folgen, erhob ich mich auch von meinem Lager ohne mein Zuthun und ohne meinen Willen, leicht und von selbst, wie ein Geist, der aus dem Grabe ersteht und folgte ihm durch die Luft. Der Geist schwebte mir voran nach Osten, ich ihm nach. Obwohl wir in der Luft schwebten, so ging ich doch so sicher wie auf fester Erde, und es kam mir vor, als gingen wir einen hohen Berg hinan, immer höher und höher ostwärts.“

„Als wir nach langer Zeit auf den Gipfel angekommen waren, fand ich daselbst einen Wigwam gebaut, in den wir eintraten. Ich erkannte anfänglich nichts als einen weißen Stein, der in der Mitte des Hauses lag. Als ich aber etwas schärfer blickte, sah ich vier Männer rund um den Stein herum sitzen. Sie luden mich ein, auf dem weißen Steine in ihrer Mitte Platz zu nehmen. Kaum aber hatte ich mich niedergelassen, so fing der Stein

*) „Pour savoir ma vie“ war der buchstäbliche Ausdruck meines Dolmetschers.

an zu schwinden, und es kam mir vor, als wolle er mit mir in den Boden versinken. — „Halt“ sagte einer der Männer, „warte ein wenig! wir haben die Unterlage vergessen.“ So redend holte er eine weißgegerbte Rehhaut hervor und bedeckte den Stein damit, und als ich mich nun wieder darauf nieder ließ hielt er ganz fest wie ein Baum, und ich saß gut.

Ich: „Was bedeutet denn diese Rehhaut; wer war es, der sie Dir gab?“

Die Wolke: „Darüber bin ich in Ungewißheit geblieben. Man erfährt in diesen Träumen nicht Alles. Als ich da saß, und mich wieder umblickte, da erkannte ich denn nun auch eine Menge anderer Gesichter rings um mich her. Der Wigwam war sehr groß, und mit Personen angefüllt. Es war eine außerordentliche Rathsversammlung. Einer der Viere nahm das Wort, und gebot mir, hinab zu blicken. Als ich es that, sah ich unter mir die ganze Erde, tief, tief und weit, weit vor mir ausgebreitet.“

Ich: „Schien sie Dir rund?“

Die Wolke: „Nein; sie hatte vier Zipfel. Alsdann nahm ein Anderer der Viere das Wort, und befahl mir, aufzublicken. Ich sah empor und sah den ganzen Himmel über mir, ganz nahe. Es war eine entzückende Pracht, und herrlich anzuschauen. Ich blickte lange, lange hinauf, und vergaß fast wo ich war. Darauf nahm ein Dritter der Viere das Wort und sprach: „Du hast geschaut. Nun sage, wohin willst Du jetzt; unten hinab, woher Du kommst, oder dort oben hinauf? Die Wahl ist Dir frei.“ — „Ja, ja,“ antwortete ich, „ich will oben hinauf; denn dafür habe ich ja gefastet.“ —

Die vier Männer schienen sich über meine Antwort zu freuen und der Vierte sagte zu mir: „Steige empor!“ Er wies auf die Lehne meines steinernen Sitzes hinter mir, und ich sah, daß dieselbe gewachsen war, und sich uner-

meßlich in die Höhe ausgedehnt hatte. Es waren Absätze darin, und ich konnte auf ihnen wie auf einer Leiter emporsteigen. Ich erhob mich klimmend und kletternd immer höher und höher; und endlich kam ich zu einem Platze, wo rund um die Säule herum vier weißbehaarte Greise in freier Luft saßen. Eine blendend glänzende Kuppel wölbte sich über ihnen. Ich fühlte mich so leicht und wollte noch höher steigen. Aber „Halt an!“ riefen die vier Greise wie aus einem Munde, „höher darfst Du nicht. Zu Weiterem haben wir nicht Erlaubniß für Dich. Aber Dir ist schon genug Schönes und Großes bestimmt. Schau Dich um. Du findest hier bei uns alle guten Gaben Gottes, Gesundheit und Stärke und langes Leben und alle Geschöpfe der Natur. Blicke unsre weißen Haare an; auch Dein Haar soll so werden. Und damit Du Krankheit vermeidest, empfange diese Büchse mit Medicin. Gebrauche sie in der Noth; und bist Du in Bedrängniß, so erinnere Dich Deiner Verzückung, und sei unserer eingedenk, und Alles dessen, was Du bei uns siehst. Wenn Du zu uns betest, so wollen wir Dir helfen und Dir beistehen beim Meister des Lebens. *) Blick noch ein Mal um Dich! Schaue, Ueberlaß Dich der Entzückung und vergiß nicht! Alle die Vögel und Adler und wilden Thiere und alle die anderen Thiere die Du in unserem Wigwam in Fülle flattern und laufen siehst, wir schenken sie Dir. Du sollst ein tüchtiger Jäger werden, und Du sollst sie Alle schießen.“

„Ich staunte eine Zeit lang die unermeßliche Fülle von Gewild und Vögeln an, die sich in dieser Himmelskuppel drängten und war ganz verloren in dem Anblick. Dann sprachen die vier alten Männer zu mir: „Deine Zeit ist abgelaufen, höher kannst Du nicht dringen, wandle zurück.“

*) „Nous t'aiderons auprès du maitre de la vie“ waren die Worte meines Uebersetzers.

„Ich stieg dann schnell wieder an meiner langen steinernen Leiter hinab. Ich mußte mich aber tüchtig dazu halten, denn ich bemerkte, daß sie unter meinen Füßen zu schwinden anfing, und schnell, wie ein Eiszapfen neben dem Feuer, wegschmolz. Als ich unten wieder auf meinem weißen Steinsitze eintraf, hatte derselbe seine früheren Dimensionen wieder angenommen. Der große Rath war daselbst noch beisammen und die vier Männer beim Steine bewillkommneten mich und sagten mir: „Gut, Agabé-gijik, Du hast Kühnes unternommen, Du hast Schönes und Großes geschaut. Wir werden Alle für Dich zeugen, daß Du es ausführtest. Vergiß nichts von dem, was man Dir sagte. Und Alle, die hier herumsitzen, werden auch Deiner gedenken. Sie sind allesammt Deine Schutzgeister und werden für Dich beten.“

„Darauf nahm ich auch hier Abschied und ließ mich in mein Nest oder Lager auf der rothen Tanne hinab. Ich fand, daß drei Tage darüber vergangen waren. Während dieser ganzen Zeit hatte mein Körper daselbst ganz starr und bewußtlos wie ein Leichnam gelegen. Nur meine Seele hatte so frei in den lichten Räumen gewandert. Dann athmete ich auf, seufzte und regte mich, wie einer, der aus einem tiefen Schlafe erwacht. Als ich die Augen aufschlug und um mich blickte, fand ich die grünen Zweige des Baumes angenagt und ausgesogen, und ich errieth, daß mein lechzender Körper in meiner Abwesenheit und in seiner großen Noth die Rinde abgebissen und den Saft der grünen Tannenzweige beleckt und benascht hatte. Dies war mir ein Zeichen des tiefen Elendes, zu dem mein Körper herabgekommen war. Auch fühlte ich mich so schwach, daß ich mich nicht rühren und bewegen konnte.“

„Alsbald vernahm ich eine Stimme, man pfiff mir und rief meinen Namen. Es war mein Großvater, der

am zehnten Tage gekommen war, mich zu suchen. „Steige herab", sagte er, „mein Sohn! und komme herüber." — Ich konnte ihm nur mit schwacher Stimme erwiedern, daß ich mich nicht zu rühren vermöge, und daß ich auch nicht über den See zurückkommen könne. Ich war vor zehn Tagen über das Eis gelaufen, aber jetzt hatte das warme Wetter alles aufgethaut und ich war auf meiner Insel abgeschnitten. Der Großvater lief schnell nach Hause und kam mit dem Onkel wieder. Sie brachten ein Kanoe, trugen mich vom Baume herab in's Boot und ruderten mich über den See. Von da an mußten wir zu Fuße gehen. Ich konnte mich anfangs kaum bewegen, doch ging es nach und nach besser."

„Auf dem Heimwege begegnete uns ein Bär. Der Onkel wollte ihn schießen. Aber der Großvater und ich sagten: „Halt, das darf nicht sein. Auf dem Heimgange von seinen Träumen und seinem großen Fasten darf Niemand das Blut eines Geschöpfes vergießen, und selbst noch drei Tage nachher kein Thier erlegen." Ich trat dann dem Bären entgegen und redete zu ihm: „Bär, mein Vetter", sagte ich, „ich habe große Kraft. Ich habe eine starke Medizin. Ich komme von den Geistern. Ich könnte Dich auf der Stelle umbringen, aber ich will es nicht thun. Gehe Deiner Wege." Der Bär hörte mich an und lief stracks in den Wald. Wohl mochte er sich auch vor meinem miserabelen Anblicke erschrecken; denn ich war hager, blaß und abgemagert."

„Zu Hause machten sie mir ein weiches Mooslager, auf das ich mich wie ein Patient niederlegte. Erst am folgenden Tag fing ich wieder an, Etwas zu genießen. Und nach drei Tagen war ich wieder hergestellt und bei guten Kräften. Und von da an war und blieb ich denn ein gemachter Mann."

Sechster Brief.

Menaboshu und die Sündfluth.

„Die Poesie ist Gold, ein weniges vom holden
Metall, mit Kunst gedehnt, reicht Welten zu vergolden."
Rückert.

Wie in anderen Welttheilen so ist auch in Nord-Amerika wohl kein Volk, das nicht einige Bemerkungen über verschiedene Umwälzungen in der Schöpfung gemacht habe. Sie sprechen von wiederholten Zerstörungen der Welt durch Feuer und Wasser, und von einer Wiedergeburt der Erde aus dem feuchten Elemente.

So verschiedentlich auch bei den Objibbewäs die Geschichte von dieser Umwälzung und Wiedergeburt vorgetragen wird, so spielt doch immer ihr „Menaboshu" *) die Hauptrolle dabei, und wenn derselbe auch nicht der erste Urschöpfer des Weltalls ist, so wird er doch fast in allen Fällen als der Urheber des jetzigen Zustandes der Erde, des Laufs der Flüsse, der Gestaltung der Seen, der Zerklüftung der Berge, so wie wir sie nun vor uns haben, betrachtet.

*) Dieselbe mythische Person kommt auch bei anderen Indianischen Stämmen vor. Gewöhnlich werden ihr dieselben Geschichten und Thaten zugeschrieben, doch andere Namen beigelegt. Bei den Irokesen und den Stammverwandten derselben heißt sie: „Hiawatha".

Die Mutter La Fleures, eines Halbindianers, die ich hier zuweilen des Abends in ihrer Hütte besuchte, trug mir die Geschichte von allen den die Sündfluth und Menaboshu's zweite Weltschöpfung begleitenden Umständen in der Weise vor, in welcher ich es ihr jetzt nachzuerzählen versuchen will:

„Die Thiere“ so hob meine Alte an, „waren von jeher die Verwandten und Vettern von Menaboshu. Er konnte mit ihnen reden und lebte in großer Freundschaft mit ihnen. Menaboshu hatte einstmals sein Jagdlager mitten im Walde, entfernt von aller Welt. Er hatte schlechte Zeiten. Die Jagd war unergiebig. Er fastete, hungerte und darbte.“

„In der schlimmsten Noth ging er hinaus zu den Wölfen und sprach zu ihnen: „Meine lieben kleinen Brüder, wollt ihr mir zu essen geben?“ Die Wölfe sprachen: „Ja!“ und gaben ihm.“

„Da er ihre Speise gut fand, sprach er weiter: „Wollt ihr erlauben, daß ich mit euch auf die Jagd gehe?“ Sie erlaubten es, und so ging Menaboshu mit den Wölfen auf die Jagd, campirte mit ihnen und theilte ihre Mahlzeiten.“

„Sie wirthschafteten auf diese Weise zehn Tage miteinander. Da! eines Tages kamen sie an einen Kreuzweg. Die Wölfe wollten einen Nebenweg einschlagen. Aber Menaboshu wünschte die große Straße zu verfolgen. Hierüber entstand ein Zwiespalt der Meinungen und eine Berathung unter ihnen. Da jede Partei eigenwillig auf ihrem Sinne bestand, so beschlossen sie endlich sich zu trennen. Menaboshu aber sagte, der jüngste der Wölfe müsse wenigstens jedenfalls mit ihm gehen. Diesen jungen Wolf liebte er außerordentlich und er pflegte ihn sein Brüderchen zu nennen. Auch der Kleine wollte den Menaboshu nicht gerne verlassen, und so gingen beide mitsammen ihres Weges, während die übrigen Wölfe den andern Weg einschlugen.“

„Menaboshu und sein Liebling richteten ihr Jagdlager mitten im Walde auf und jagten zusammen. Zuweilen ging auch der kleine Wolf allein auf die Jagd.“

„Menaboshu, der sehr besorgt für ihn war, sagte zu ihm: „Mein lieber kleiner Bruder, hast du den See gesehen, der hier in der Nähe von unserem Lager im Westen liegt. Gehe nie dahin! Betritt nie das Eis dort. Hörst du!“ — Menaboshu that dies mit Fleiß, denn er wußte wohl, daß in dem See der Schlangenkönig, sein ärgster Feind, wohne, der Alles aufbieten würde, ihn zu ärgern und zu betrüben.“

„Der kleine Wolf versprach zwar, zu thun und zu lassen, was Menaboshu ihm geboten und verboten hatte. Aber er dachte doch bei sich: „Warum verbietet mir Menaboshu wohl, auf den See zu gehen. Vielleicht denkt er, daß ich dort mit meinen Brüdern, den Wölfen zusammentreffen könnte. Aber ich liebe doch meine Brüder!“

„So sprach er zu sich den einen Abend, so sprach er auch den folgenden Abend. Und am dritten Morgen dachte er wieder dasselbe. Endlich ging er hin auf den See und tummelte sich auf dem Eise herum, um zu sehen, ob seine Brüder da seien. Als er aber in die Mitte des Sees hinaus kam, brach das Eis. Er versank im Wasser und ertrank.“

„Menaboshu erwartete seinen kleinen Bruder den ganzen Abend lang vergeblich. Er kam nicht. Menaboshu erwartete ihn auch den folgenden Tag. Aber vergeblich. Er kam nicht. So wartete er fünf Tage und fünf Nächte lang. Dann fing er an zu jammern und zu klagen und schrie so laut nach seinem Brüderchen, daß man's am andern Ende des Waldes hörte.“

„Er verlebte den ganzen Rest des traurigen Winters in Einsamkeit und Betrübniß. Aber er wußte wohl, wer

seinen Bruder getödtet hatte. Es war der Schlangenkönig, dem er jedoch im Winter nicht beikommen konnte."

„Als es endlich Frühling geworden war, ging er an einem schönen warmen Tage zu dem See aus, in dem sein Brüderchen umgekommen war. Den ganzen Winter hatte er sich nicht entschließen können, diesen Trauer- und Schreckensort zu besuchen. An einer Stelle im Sande, die vom Schnee nicht bedeckt gewesen war, fand er noch die Spuren und Fußstapfen seines Bruders. Und als er sie sah, brach er wieder in laute Klage aus, so daß man es weit und breit hörte."

„Auch der Schlangenkönig hörte es, und da es ihn neugierig machte zu sehen, was es sein möchte, so tauchte er mit seinem gehörnten Haupte aus dem Wasser hervor. — „Ah! da bist Du ja!" sagte Menaboshu für sich, indem er sich die Thränen mit seinem Aermel aus den Augen wischte. „Jetzt sollst du mir deine Missethat büßen!" — Schnell verwandelte er sich in einen Baumklotz und pflanzte sich in dieser Gestalt am Rande des Wassers auf."

„Der Schlangenkönig und alle die Schlangen, die hinter ihm her zum Vorschein kamen, und die neugierig waren auszumachen, wer die Wehklage erhoben habe, fanden nichts als diesen Holzklotz, den sie zuvor nicht an ihrem See gesehen hatten. „Halt!" sagte eine von ihnen, „nehmt euch in Acht. Dahinter steckt etwas. Vielleicht ist es gar unser Feind, der verschmitzte Menaboshu." — Der König der Schlangen befahl sogleich einem seiner Schlangen-Trabanten hinzugehen und die Sache zu untersuchen. Und diese riesige Schlange wand sich mit ihrem 20 Ellen langen Körper um den Baumklotz und preßte und zwängte ihn, um zu sehen, ob es etwas Lebendiges oder ob es bloßes Holz sei."

„Dem Menaboshu knackten die Glieder im Leibe. Aber

er hielt aus, gab keinen Laut von sich, und so beruhigten sich die Schlangen und sprachen: „Nein, er ist es nicht! Wir können unbesorgt schlafen. Es ist nichts als Holz!" Da es ein sehr heißer Tag war, so legten sie sich daher auch alle auf dem Sande des See-Ufers hin und schliefen ein."

"Kaum hatte die letzte Schlange ihre Augen geschlossen, so schlüpfte Menaboshu aus seinem Baumklotze hervor, griff zu seinem Bogen und Pfeil und schoß den Schlangenkönig nieder. Auch drei seiner Söhne durchschoß er mit Pfeilen. Da wachten aber die übrigen auf und schrieen, indem sie ins Wasser zurückschlüpften: „Wehe! Wehe! Menaboshu ist unter uns, Menaboshu tödtet uns!" —

„Sie machten einen entsetzlichen Lärm im ganzen See und peitschten das Wasser mit ihren langen Schwänzen. Die unter ihnen, welche am stärksten in der Zauberei waren, holten auch ihre Medizin-Säcke — (ihre Zauberbeutel) hervor, banden sie los, und streuten den ganzen Inhalt, alle ihre Zaubermittel am Ufer und ringsumher im Walde und in der Luft aus."

„Da fing das Wasser in trüben Wirbeln an zu kreisen und zu schwellen. Der Himmel bedeckte sich mit Wolken und heftige Ströme von Regen schossen aus der Höhe herab. Die ganze Umgegend, die halbe Erde wurde überschwemmt, am Ende die ganze, weite Welt. Der arme Menaboshu war längst, bis in den Tod erschreckt, geflohen. Er hüpfte von einem Berge zum andern, wie ein scheues Eichhörnchen, und wußte sich nirgends zu lassen. Denn die schwellenden Fluthen folgten ihm überall hin. Endlich entdeckte er einen sehr hohen Berg, auf den er sich rettete. Aber auch dieser Berg wurde bald überfluthet. Auf seinem äußersten Gipfel stand ein 100 Ellen langer Tannenbaum und an diesem stieg nun Menaboshu empor. Er kam bis in die letzte Spitze, das Wasser ihm immer nach. Es reichte

ihm schon bis an den Gürtel, bis über die Schultern, bis an den Mund. Da plötzlich stand es still, entweder weil die Schlangen ihre Zaubermittel und Hülfsquellen erschöpft hatten, oder weil sie dachten, es sei nun genug und Menaboshu könne ihnen nirgends mehr entwischt sein.“

„Allein Menaboshu, so ungemächlich auch seine Lage sein mochte, hielt aus und stand fünf Tage und Nächte auf seiner Tanne, zerbrach sich aber vergebens den Kopf darüber, wie er sich forthelfen solle. — Endlich am sechsten Tage sah er einen einsamen Vogel — es war ein Loon — auf dem Wasser schwimmen. Er rief ihn zu sich und sprach zu ihm: „Bruder Loon, du geschickter Taucher! Thue mir den Gefallen und tauche ein Mal in die Tiefe, und sieh nach, ob du die Erde, ohne die ich nicht leben kann, noch zu finden vermagst, oder ob sie gänzlich ersäuft ist.“ — Der Loon that es. Er tauchte mehrere Mal hinab. Aber er konnte nicht tief genug hinabgelangen, und kam immer wieder unverrichteter Dinge hervor, indem er die Trauer-Botschaft brachte, die Erde sei nicht zu finden.“

„Menaboshu wäre beinahe verzweifelt. Doch sah er am folgenden Tage den erstarrten Körper einer kleinen Moschusratze (rat musqué) von den Wellen zu sich herangetrieben. Er haschte sie, nahm sie in die Hand und indem er sie warm anblies, brachte er sie wieder zum Leben, und sprach zu ihr: „Brüderchen Ratze. Wir können beide ohne Erde nicht leben. Tauche hinab ins Wasser und bringe mir, wenn Du kannst etwas Erde herauf. Wenn es auch nur wenig ist, wenn es auch nur drei Sandkörner wären, ich werde dir und mir schon etwas daraus zu bereiten wissen.“

„Das gefällige Thierchen tauchte sogleich hinab und kam nach langer Zeit wieder zum Vorschein. Aber es war todt und schwamm auf dem Wasser. Menaboshu

fing den Körper ein und untersuchte die Pfötchen. In dem einen Vorderpfötchen entdeckte er ein Paar Sand- oder Staubkörner. Er nahm sie heraus, trocknete sie in seiner Hand an der Sonne und blies sie dann weg über's Wasser, und wo sie hinfielen, da blieben sie schwimmen und wuchsen und vergrößerten sich in Folge der Kraft des Erdreiches, die ihm entweder angeboren oder von Menaboshu's Zauber-Odem eingeblasen war."

„Es entstanden erst kleine Inselchen. Diese wuchsen schnell zu größeren aneinander. Endlich konnte Menaboshu von seinem unbequemen Baumsitze aus auf eine dieser Inseln hinausspringen. Er schiffte auf ihr wie auf einem Floße umher, half den andern Inseln sich zu nähern und zusammenzuwachsen und es wurden am Ende große Länder und Continente daraus."

„Emsig und thätig marschirte er nun hin und her um Alles wieder einzurichten und die Natur in ihrer früheren Schönheit herzustellen. Er fand hie und da kleines Wurzelwerk und Pflänzchen, die das Wasser anspülte. Er pflanzte sie ein, und so kamen wieder Grasfelder und Gebüsche und Wälder. Auch wurden viele der erstarrten Körper von Thieren ans Ufer gespült. Menaboshu sammelte sie alle sorgfältig auf, blies sie an und machte sie lebendig. Er redete zu ihnen und sprach: „Geht nun ein Jeder an seinen Platz."

„Und so ging ein Jedes an seinen Platz. Die Vögel nisteten in den Bäumen. Die Fische und Biber wählten sich die kleinen Waldseen und Flüsse, und die Bären und andere Vierfüßer streiften auf dem Festlande."

„Menaboshu hatte eine große Meßschnur in der Hand, und er ging hin und lief auf der ganzen Erde herum und maß Alles aus. Er bestimmte die Länge der Flüsse

die Tiefe der Seen, die Höhe der Berge und die Gestalt der Länder, damit Alles in guter Proportion sei.“ *)

„Diese Erde“, setzte meine Alte, ihre Geschichte plötzlich schließend, hinzu, welche Menaboshu so bereitet hatte, war dann nun auch auf der Welt das erste Land, das die Indianer zu bewohnen kamen. Die frühere vom Wasser ersäufte Erde hatten bloß Menaboshu und die Wölfe und der Schlangenkönig mit seinen Ungethümen bewohnt.“ —

Ich: „Ist denn hiemit nun Deine ganze Geschichte von Menaboshu's Weltschöpfung beendigt?“ fragte ich sie, „und was ist aus den Schlangen geworden? Haben sie ihren Krieg gegen Menaboshu nachher aufgegeben?“ —

„Die Geschichte zu Ende?!“ sprach hier La Fleure dazwischen. „Ach lieber Himmel nein. Diese Sagen unserer Geschichten-Erzähler endigen nicht so schnell. Wenn Sie auch den ganzen Winter hier bei uns bleiben, so könnte meine Mutter wohl jeden Abend noch so fort erzählen drei Monate hindurch.“

Ich erwiederte, jedenfalls wäre ich doch noch ein Paar Tage in der Gegend und ich wollte den folgenden Abend wieder kommen, und wenn die alte Mutter geneigt wäre, so könnten wir ja dann an dem Faden wenigstens noch etwas weiter spinnen. Dies wurde abgemacht und ich verabschiedete mich für heute.

---

*) „Il a roulé sur toute la terre, et il a fait la mesure des fleuves, des lacs, des mers et des montagnes,“ Dies waren buchstäblich die Worte meiner Alten, wie sie mir La Fleure übersetzte. Ich finde es merkwürdig genug, daß die Wilden dem Baumeister des Weltalls eine Meßschnur in die Hand geben, und daß sie also die wunderbaren harmonischen Verhältnisse der Größen und Dimensionen aller Geschöpfe und Naturgegenstände untereinander beobachtet haben. —

Druck von C. Schünemann in Bremen.

Kitschi-Gami

oder

Erzählungen vom Obern See.

Ein Beitrag

zur

Charakteristik der Amerik. Indianer

von

J. G. Kohl.

II. Band.

Bremen, 1859.

C. Schünemann's Verlag.

Kitschi-Gami

oder

Erzählungen vom Obern See.

Ein Beitrag

zur

Charakteristik der Amerikanischen Indianer

von

J. G. Kohl.

Zweiter Band.

Bremen, 1859.

C. Schünemann's Verlag.

Von der Anse, September 1855.

Siebenter Brief.

Menaboshu und sein Freund das Murmelthier.

„Gespräch und Bilder spinnen
„Von gestern nur sich fort.

Die im vorigen Briefe gegebene Menaboshu-Geschichte bildet in gewissem Grade eine abgeschlossene Sage für sich, und kann auf ihren eigenen Füßen stehen. Es ist wie ich sagte, eine Art Sündfluthsgeschichte. Was meine gute Alte an dem angeknüpften Faden bei meinen späteren Besuchen noch weiter spann, waren freilich nur Bruchstücke, wenn man will lose Märchen-Arabesken ohne Anfang und Ende. Aber sie schienen mir doch merkwürdig genug, um angehört und auch mitgetheilt zu werden.

Der Indianische Menaboshu ist nicht bloß der Schöpfer oder Wiedererzeuger dieser Erde, der sich, wie wohl die Weltschöpfer in andern Mythenkreisen, nachdem er sein Werk vollendet hat, in den Himmel zurückzieht. Er bleibt vielmehr selbst auf dieser Erde, auf der er wie ein Indianer

und auch unter den Indianern selber fortlebt und allerlei Abenteuer besteht. Die Odjibbewäs verflechten in seine Sage alle Ereignisse, Zustände und Phasen ihres eigenen Lebens, freilich auf eine sehr phantastische und groteske Weise. In den Leiden, Nöthen und Anfechtungen, die sie ihren Menaboshu bestehen lassen, erkennt man die Leiden, Nöthe und Anfechtungen, die ein Indianischer Jäger Jahr aus Jahr ein auf seinem Lebenswege selbst zu ertragen hat. In dem Muthe, den Menaboshu entfaltet, in den Listen und Kniffen, mit denen er sich hilft, gewahrt man ein treues Bild des Muthes und der List, deren ein Indianer fähig ist. Die Zaubermittel, die jener anwendet, sind die Zaubermittel an die der Indianer glaubt, und die Ungethüme und bösen Geister, von denen der mythische Held bedräut und bedrängt wird, sind auch dieselben, die der abergläubische Indianer als seine eigenen Feinde im Walde, Wasser und Felsenverstecke zu erblicken vermeint.

Wer alle Menaboshu-Sagen sammeln und zu einem Werke gestalten wollte, könnte diesem Werke ohne Weiters den Titel geben: Les Indiens peints par eux mêmes. Es würde aber, um Wiederholung zu vermeiden, viele geschickte Auswahl dabei zu treffen sein. Denn dieselben Sagen und Ereignisse und Situationen kehren in gar mannigfaltiger Ausschmückung und Vermummung wieder. Der Indianer, der dies Alles selber durchlebt hat, wird nicht so leicht müde sich dieselben Gerichte, nur mit etwas anderer Sauce zubereitet, wieder auftischen zu lassen. Aber wir Europäer möchten dabei frühzeitiger satt werden.

Etwas Weniges will ich hier aber doch noch auf dem betretenen Wege weiter wandeln, weniger des Werthes der Geschichten selbst, als der Weise ihres Vortrages wegen. Wenn der Leser gesehen hat, in welcher Art sie das angefangene Thema weiter benutzen und ausarbeiten, so kann

er sich dann selbst nachher leicht denken, wie das so in's Unendliche fortgehen kann.

„Du hast mir gestern erzählt wie Menaboshu sich wieder eine neue Welt gestaltete, nachdem die bösen Schlangen die alte Natur zerstört und ersäuft hatten. Aber sage mir, wo blieben denn mittlerweile diese Schlangen. Hörten sie auf, den Menaboshu in seiner neuen Welt zu necken? Waren sie todt oder verschwunden?“ so hub ich am andern Tage zu La Fleures alten Mutter an, als ich wieder gemüthlich meine Pfeife rauchend, auf ihrer Matte neben ihr und bei ihrem Feuer Platz genommen hatte.

Ich traf sie eben bei einer zum Erzählen sehr passenden Beschäftigung. Sie flocht Schnüre aus dem Baste des sogenannten „Bois Blanc“. Sie hatte eine Menge dünner Zweiglein von diesem Holze in einem Wasserkübel vor sich liegen, zupfte sie einen nach dem andern hervor, spaltete sie vorsichtig der Länge nach, schnitt äußerst behutsam den zähen Bast heraus und drehte dann solche Schnüre, wie die Indianer sie in ihren Haushaltungen bei mancherlei Gelegenheiten, wo wir unseren hänfenen Bindfaden gebrauchen, bei ihren Netzen, bei ihrem Häuserbau, beim Schiffsbau, bei Verfertigung ihrer Säcke und Körbe, zum Zusammenschnüren von Waarenbündeln rc. verwenden. Es ist eine geräuschlose Arbeit und sie läßt sich von Erzählung fast noch bequemer begleiten als unser Spinnrad. —

„Todt und verschwunden“, hub meine Alte an, „waren jene Schlangen keineswegs. Sie lauerten noch immer in ihren Verstecken auf dem Grunde des Wassers. Das Böse verschwindet nie ganz aus der Welt. Sie täuschten sich aber glücklicherweise in ihrer Erwartung, daß Menaboshu ersäuft, todt oder verschwunden sei. Denn auch das Gute lebt ewig und erzeugt sich von Neuem aus jeder Zerstörung.“

„Als sie die neugeschaffenen Inseln, die schönen frischen Wälder, Flüsse und Prärieen, Felsen und Berge gewahrten, da wurden sie selbst alsbald zweifelhaft darüber, ob es ihnen wirklich gelungen sei, den Menaboshu zu vernichten. Sie sprachen zu sich: „Sollte dieser Unleidliche nicht doch am Ende noch leben? Sollten diese geschmückten Festlandinseln nicht etwa wieder sein Werk sein? Vielleicht wandelt und jagt er auf ihnen umher, zu unserem Verdrusse sich seines Lebens freuend, wie ehemals, während von unseren Leuten noch so viele an den Wunden, die ihnen seine Bosheit und seine Pfeile zufügten, darnieder liegen und vergebens nach Heilung seufzen und auch des sicheren Trostes entbehren, daß Rache für sie genommen wurde.“

„Die Pfeile, mit denen Menaboshu nämlich damals die Schlangen erlegt und verwundet hatte“, so bemerkte nun meine Alte dazwischen, „waren keineswegs gewöhnliche Pfeile. Es waren Zauberpfeile, und die Wunden von solchen Pfeilen heilen nicht so schnell.“ Und ich meinerseits mag hier die weitere Bemerkung einschieben, daß man überhaupt bei den Indianern die Wahrheit am sichersten trifft, wenn man alle Dinge in der Natur für Zauberproducte oder für mit Wunder-Eigenschaften begabte Dinge ansieht. Kupfer oder Eisen ist nicht prosaisches Kupfer oder Eisen, sondern etwas ganz Mysteriöses. Eine gelbe Butterblume ist nicht eine gelbe Butterblume, sondern wo nicht eine verzauberte Prinzessin, doch irgend ein sonst wie durchgeistetes Wesen. Mit bloßen hanfenen Netzen oder eisernen Pfeilen fängt man auch keine Fische oder erlegt mit ihnen keine Feinde. Das beste Eisen und hanfene Netz hilft so gut wie nichts, wenn nicht noch dazu ein starker Glaube und irgend ein Zaubermittelchen kommt.

„Dies mußt Du“, sagte meine Alte, „ein Mal für alle Mal festhalten, sonst verstehst Du nichts von unseren

Geschichten. Die Schlangen wußten anfänglich nicht, wie sie sich dabei helfen sollten, um in Erfahrung zu bringen, ob ihr Todfeind Menaboshu noch existire oder nicht."

„Sie hielten über diesen Punkt einen großen Rath, zu dem auch die Häuptlinge und Könige der Schildkröten gezogen wurden. Denn die Schildkröten stehen mit den Schlangen im Bunde und sind besonders schlau. Nach einer langen Berathschlagung riethen sie endlich, man sollte aus „Bois Blanc" solche Stricke machen, wie ich sie hier mache, und ein Netz davon quer über die Erde ziehen. Das Ende des Netzes und Strickes wolle sich eine der Schildkröten an's Bein binden. Der unruhige Menaboshu könne ja nun ein Mal, wenn er überhaupt noch lebe, nicht rasten, und wenn er auf die Jagd ginge, so würde er jedenfalls ein Mal mit dem Fuße an eins dieser Stricke stoßen. Die wachthabende Schildkröte würde es alsbald an ihrem Beine spüren und wolle dann sogleich zu den Schlangen laufen und ihnen Nachricht bringen."

„Dieser Rath gefiel den Schlangen sehr wohl. Sie machten sich daher allesammt mit den Schildkröten daran, so viele Baststricke aus Bois Blanc zu flechten, als dazu nöthig waren, um die ganze Welt darin einzuspinnen. Sie gaben den Schildkröten ein Gesang- und Zauberfest und dabei wurden die Stricke so fein gesponnen wie Spinnengewebe, damit sie dem Menaboshu unsichtbar blieben und er keinen Verdacht schöpfe."

Bei dieser Gelegenheit erließ sich meine Alte nun des Breiteren über die Anfertigung der Stricke aus Bois Blanc, und wie die Schildkröten und Schlangen dabei zu Werke gingen, wie sie das Holz wählten, im Wasser weichten, zerschnitten und emsig verflochten. Sie recitirte auch die Zaubergesänge, welche sie dazu sangen. Doch zum Frommen meiner Leser will ich über diese Einzelnheiten

hinweg gehen und nur kurz bemerken, daß das Netz wirklich beinahe fertig und dann die Erde darin eingesponnen wurde. *) Um ganz fertig zu werden, bedurften sie aber noch etwas „Bois Blanc" und eine der Schlangen, in Gestalt eines alten Weibes, ging aus, es im Walde zu suchen."

„Menaboshu, der eben auf der Jagd war, begegnete diesem alten Weibe, die, Bois Blanc suchend, da laut jammerte und weinte. Er näherte sich ihr und fragte sie: Warum weinst Du? — Das alte Weib antwortete dem Menaboshu, als er sie theilnehmend über die Ursache ihres Jammergeschreis fragte: „Ach meine Söhne liegen schwer an Wunden darnieder. Sie sterben. Weißt du nicht ein Heilmittel? Vielleicht bemühst du dich selbst zu meiner Hütte hinunter, sie zu kuriren!"

„Menaboshu: Wer hat denn Deine Knaben in diesen bedauernswürdigen Zustand gebracht?"

„Alte: Ach ihr Erzfeind, der Menaboshu ist es, der sie plagt! Meine Söhne haben aus Versehen einen kleinen Wolf getödtet, in den er verliebt war. Und darüber hat er einen Lärm und Hader angefangen, daß beinahe die Welt darüber zu Grunde gegangen wäre."

„Menaboshu: Aha? Hm? Der Menaboshu? Wirklich der Menaboshu? War ders? Ei sieh doch! — Nun ja. Der Menaboshu, das ist aber auch der größte Erzschelm auf der ganzen weiten Erde."

„Die Alte: Ja guter Freund, da hast Du wohl Recht! Aber der Gottlose! Dies Mal soll er uns auch nicht entrinnen. Wir haben unsere Vorkehrungen vortrefflich ge-

*) Man sollte fast denken, daß die Indianer bei der Erfindung dieser Sage eine Ahnung von dem Telegraphen-Drahtnetze gehabt hätten, in das wir jetzt den Globus einspinnen.

macht. Und haben die ganze Erde mit einem Zaubernetze umspannt. Vielleicht fängt er sich darin und bleibt dann hängen. Oder wenn das nicht, so können wir doch nun jedes Mal, wenn er mit dem Fuße darin zappelt, wissen, wo er sich eben befindet. Die Schildkröten, die sich das Ende des Gewebes an's Bein gebunden haben, fühlen das alle Mal genau heraus. Um unser Netz ganz zu vollenden, brauchen wir nur noch einige Ladungen von Bois Blanc und ich bin ausgegangen, es zu suchen.“

„Menaboshu: Ei bravo! Vortrefflich! — Und wenn ihr ihn erst habt, was wollt ihr dann mit ihm anfangen?“

„Die Alte: Ach siehst Du, der Menaboshu, der gar nicht weiß was gut ist, kann das Wasser nicht leiden, das beste der Elemente. Wir haben die Fülle davon und haben ihn schon Mal damit zu vertilgen gesucht. Aber wir waren ein wenig fahrlässig und er schlüpfte noch mit dem Leben davon. Aber dies Mal, wenn wir ihn wieder haben, dann wollen wir ihm das Wasser bis zur Sonne steigen lassen, und wollen ihn der Art unter die Traufe bringen, daß ihm kein Loon und keine Ratze wieder aus der Klemme helfen soll.“

„Menaboshu: Das ist recht! Ja bedient ihn nur ordentlich. Aber um auf Deine armen Söhne zurückzukommen; wo sind sie denn verwundet?“

„Alte: Ach Gott, es ist jämmerlich anzuschauen. Der älteste hier am Halse. Der zweitälteste hier an der Seite. Und dem dritten und jüngsten steckt der Pfeil hier im Kniegelenk.“

„Menaboshu: So so: Wie behandelst Du sie denn aber?“

„Alte: Ach ich schlage die Trommel und singe ein Zauberlied dazu.“

„Menaboshu: Oh das ist ganz recht! Aber wie heißt denn das Lied? Laß es uns doch ein Mal zusammen singen.“

„Bisher hatte die alte Schlange den Menaboshu noch immer nicht erkannt, weil seine Medizin stärker war, als die ihrige.*) Er verblendete sie und so konnte sie ihn nicht sehen. Sie hielt ihn für einen gewöhnlichen Menschen. Als sie aber ihren Zaubergesang anfing und Menaboshu gleich so geschickt und kundig mit einstimmte, da wandelte sie eine Ahnung an und sie schöpfte Verdacht. Und vom plötzlichen Schrecken ergriffen, schrie sie: „Wehe! Du bist doch nicht etwa der Menaboshu?“

„Ja, das ist ganz recht!“ erwiederte er, „ich bin Menaboshu!“ nahm sein Messer, schlug die Alte todt und zog ihr auf der Stelle die Haut ab. Diese Haut trocknete er am Feuer und zog sie dann über, legte sich ihre alten Runzeln über Stirn und Wangen; stülpte auch ihren struppigen Skalp oder ihre Perrücke über sein Haupt, machte einen gekrümmten Rücken, wie sie es gethan hatte, nahm ihren Krückenstab in seine Hand, fing an zu husten und zu keuchen wie sie, schrie und jammerte auch eben so wie sie über ihre verwundeten Söhne und schimpfte über den „verwünschten Menaboshu“. Und in dieser Vermummung ging er zum Hause der Schlangen.“

„Als sie dort die Alte hüsteln und jammern hörten, schrieen die verwundeten Söhne alle drei schon von weitem: Ach da kömmt unsere gute, weinende Mutter!“

„Menaboshu: „Ja, da bin ich Ihr lieben Kleinen. Nun, wie geht es Euch denn? Ein wenig besser?“

„Die Söhne: „Nein, ach nein, noch immer recht krank. — Aber, hast Du denn das fehlende Bois Blanc gefun-

*) „Seine Medizin ist stärker“ (Sa medicine est plus fort) sagen die Indianer von einem Zauberer, oder auch von einem Helden, dessen Zaubermittel, Kraft, Genius und Talente bedeutender sind, als die eines andern, und der einen andern hinters Licht zu führen versteht.

den für das Netz, damit wir den Schelm von Menaboshu endlich fangen?“

„Menaboshu: Beruhigt Euch, Ihr Lieben! Ich habe es und habe es den Schildkröten schon abgeliefert, die bereits fleißig an der Vollendung arbeiten. — Doch nun kommt her Kinder, ich habe auch wieder frische Kräuter mitgebracht, Eure Wunden zu behandeln.“

„Kinder: Aber Du bist gewiß hungrig, gute Mutter. Willst Du nicht erst etwas essen? Da liegt noch eine Pfote von dem kleinen abscheulichen Wolfe von Menaboshu. Wir haben es noch nicht Alle aufgegessen und Dir etwas Gutes übrig gelassen.“

„Menaboshu wurde bei diesem Anerbieten und bei dem Anblicke des zarten Pfötchen seines Lieblings ganz wüthend und faßte sich kaum. Er knirschte mit den Zähnen und murmelte: Nein Kinder, erst muß ich Eure Wunden behandeln.“

„Kinder: Wie Du es willst, Mütterchen.“

„Dies waren die letzten Worte, die die Schlangen-Prinzen sprachen, denn nun hielt sich Menaboshu nicht mehr. Er fiel über sie her. Und da er aus der obigen Unterredung mit der Alten genau wußte, wo die Pfeile steckten, so griff er behende zu, und drückte sie, statt sie heraus zu ziehen, ihnen ganz in den Leib und in's Herz und machte ihnen das Garaus.“

„Da entstand dann plötzlich ein großer Aufruhr im ganzen Lager der Schlangen, und alle wußten nun wer als Schlangenmutter zu ihnen gekommen war. Menaboshu, indem er Abschied nahm, riß sich die Haut der Alten ab, warf sie seinen Feinden zu, und rief: So werde ich Euch

alle behandeln. Und damit machte er sich aus dem Staube.« *)

»In dem Lager der Schlangen und Schildkröten aber entstand ein allgemeines Wehklagen und Geheul. Wehe! Wehe! schrieen sie, Menaboshu, der Erzschelm, hat die Schlangenmutter getödtet und auch die drei Königssöhne der Schlangen! Und alle Wasserthiere heulten mit ihnen, die Frösche und die Ochsenfrösche, die Unken und Kröten, die Otter und die „Peccans" und was sonst noch Alles im Wasser lebt, und etwas mehr Geschrei machen kann, als die Fische.«

»Menaboshu! Dir wird es schlimm gehen!« sagten die Leute, die dies hörten, und die ihm auf seinem Rückzuge begegneten. Eile, Dich zu retten und sorge für nächsten Winter, denn da wird es hart über Dich hergehen.«

»Jeder der den armen Menaboshu sah, wiederholte ihm dies, und da sie ihn zugleich alle wieder verließen und flohen und ihm niemand half, so wurde ihm an Ende selbst etwas bange. Er zog sich auf einen kleinen Hügel neben seinem Wigwam zurück. Und da fing er an, seine Zauberkünste zu treiben. Er schlug die Trommel, er ließ die Bohnen-Calabassen klappern, er murmelte seine Zaubergesänge stundenlang vor sich hin. Aber er konnte doch keine rechte Ruhe in seiner Seele finden. Es kam auch niemand zu ihm, um ihn zu fragen, gegen wen er sich zum Kampfe bereite, und um ihm nöthigenfalls Beistand anzubieten, wie es sonst wohl zu geschehen pflegt, wenn ein Indianischer Krieger Kriegs- und Rachelieder singt und dabei irgend einen Schlag auszuführen gedenkt.«

*) Vermummungen, Lager-Beschleichungen und derartige geheime Ueberrumpelungen zum Niederstoßen von Feinden, kommen oft in den Kriegsgeschichten der Indianer vor.

„Vor dem racheglühenden Grame der Wasserthiere erschreckt, schienen alle seine Freunde ihn zu meiden und er blieb lange allein. Endlich aber spät in der Nacht gesellte sich doch ein kleiner Freund zu ihm. Es war der „Siffleur", das Murmelthier von Canada. Dies Thierchen, obgleich es sonst keck ist, kann auch das Wasser nicht leiden, wie Menaboshu, und bereitet seine Höhlen immer im Trocknen, auf Anhöhen, und legt sie, indem es den Eingang abwärts macht, die Höhlenwohnung selbst aber aufwärts, so an, daß es immer im Trocknen bleibt, so arg es auch regnen mag."

„Bist Du wasserscheu, Menaboshu? hob das kleine Murmelthier an." Soll ich Dir eine trockne Höhle machen?"

„Ach ja, mein bester Freund, thue das recht schnell! Mir geht noch immer eine Gänsehaut über den Rücken, wenn ich daran denke, wie ich damals im Wasser fror und duldete, als mich die Schlangen mit ihrer verwünschten Fluth bis in den obersten Gipfel der höchsten Tanne der ganzen Welt jagten und mir doch kein Zipfel am ganzen Leibe trocken blieb. Arbeite mein Freund, scharre, kratze, grabe, aber geschwind! Ich werde schnell auf die Jagd gehen und Nahrung für uns beide heranschaffen."

„Das kleine Murmelthier fing darauf sogleich seine Höhlenarbeit an, und Menaboshu ging auf die Jagd und schoß 10 Bären, 20 Caribous, 30 Hirsche, 50 Rehe und noch viele andere Thiere, häutete sie, zerschnitt das Fleisch in Streifen und bukanirte es an der Sonne und über dem Feuer, zum Herbst- und Wintervorrathe."

„Wenn er mitunter mit Beute beladen von seiner Jagd zu Hause kam, und den kleinen Siffleur fleißig beim Graben fand, so sprang er wohl in das Loch und probirte es, ob es schon groß genug sei. „Frisch! mein Freund, frisch!" schrie er ihm dann wohl zu, „das Loch muß noch weiter werden."

„Schon fingen einige dicke Regentropfen an zu fallen und Menaboshu schüttelte sich den Nacken widerwillig, da er sich noch der ersten Sündfluth erinnerte, in der die Wässer ihn so geplagt hatten. Allein glücklicherweise war das Murmelthier eben mit seiner Arbeit fertig geworden. Menaboshu probirte noch ein Mal den Eingang und alle Räume des unterirdischen Gemaches und fand Alles für beide groß und bequem genug. Sie packten nun schnell ihre Wintervorräthe hinein und verkrochen sich dann auch selbst hinter ihren Kisten und Kasten. Sie ließen sich's wohl schmecken und schliefen die ganze Nacht hindurch auf den Thierfellen, mit denen sie ihre Gemächer tapezirt hatten, sehr gemüthlich, trotz dem, daß es vom Himmel wie mit Mollen goß.“ —

„Der Regen lief sammt und sonders an den Abhängen des Berges, in dem ihre Höhle ausgearbeitet war, ganz unschädlich ab, und kein Tröpfchen erreichte sie durch den aufwärtssteigenden Gang. Menaboshu trotzte den machtlosen Fluthen und sie vertrieben sich die Langeweile so gut sie konnten. Das Murmelthier machte drollige Purzelbäume und tanzte und Menaboshu sang und musicirte dazu.“

„Die erboßten Wasserthiere hatten den größten Aerger darüber, und da sie fürchteten, daß der Regen ihnen dies Mal so wenig helfen würde, wie das erste Mal, so stellten sie ihn bald ein, ließen darauf aber einen harten Winter eintreten, und führten nun so viel Hagel und Schneegestöber herbei, daß bald alle Stege und Wege verschneit waren. Der Schnee blieb auf dem Berge, und an den Abhängen und vor dem Loche liegen, und so dachten sie denn endlich, sie würden durch dieses Mittel den Menaboshu gänzlich bedecken, ersticken, aushungern und begraben können, und so am Ende auch noch die Beerdigungskosten ersparen.“

„Es wurde ein Winter, wie man ihn nie erlebt hatte. Der Schnee lag haushoch in den Wäldern und auf den

Prärien, und alle Flüsse und Bäche und Brunnen froren dermaßen zu, daß es schwer war, das nöthige Trinkwasser zu erlangen."

„Aber das kleine Murmelthier machte jedes Mal, so wie frischer Schnee fiel, den Eingang und die Luftlöcher wieder weiter und hielt fleißig Alles vor der Wohnung frei und unbeengt, so daß sie immer frische Luft hatten und auch zuweilen ein Mal in's Freie hinaus konnten. Oft kamen arme Leute zu ihnen, mit hungrigem Magen und mit verfrornen Gliedern, und klagten laute Klage über den unerhört harten Winter, über den Mangel an Wild, über die Verschneiung aller Wege, über die zahllosen Thiere und Menschen die in dieser Noth zu Grunde gingen. Menaboshu und der Siffleur nahmen Jeden sehr gastfreundlich auf, theilten mit, was sie konnten, rieben auch die erfrornen Glieder der Leute mit Schnee und kurirten sie, hielten auch immer ein gutes Feuer in ihrer Höhle, damit sie für sich und auch für Andere etwas Warmes hätten."

„Gut das! In der Mitte des Winters einstmals an einem späten Abende, als die beiden Höhlenbewohner sich eben an einer schönen Rehfleischsuppe recht gütlich gethan hatten, pochte wieder Jemand an ihre Pforte."

„Halt" sagte Menaboshu zu Siffleur, „was ist das? Das ist kein guter Besuch, mein Freund! wir müssen auf unserer Huth sein. Ich merke, das ist der Peccan. *) Der kommt ohne Zweifel von Seiten der Wasserthiere. Geschwind schieb die Knochen und Reste der Abendmahlzeit bei Seite. Und laß Dir nichts merken, daß wir so gut gespeist haben."

„In der That, die Wasserthiere waren neugierig gewesen zu erfahren, wie dem Menaboshu der harte Winter und

*) Die Engländer nennen dies dem Otter ähnliche Wasserthier: „the fisher."

die Schneemassen bekämen, und hatten ihren Freund, den „Peccan“ ausgesandt, um nachzusehen, in welchem Zustande er sich befinde und ob er noch nicht seinem Ende nahe sei.“

„Menaboshu ließ den Peccan herein, drückte ihm herzlich die Hand und, indem er eine ganz traurige Miene annahm, brach er in eine herzerbarmende Klage über die Härte der Zeiten, über die Hungersnoth, über die Rauhigkeit des Winters und all den Jammer, den er veranlasse, aus. „Dies“, sagte er, indem er einen abgenagten Knochen hervor holte, „dies ist unser letzter Knochen, den wir haben, und an dem nagen wir beiden schon seit drei Wochen.“

„Ja“, bestätigte das kleine Murmelthier, „wenn es nur nicht schon gar vier Wochen sind.“ „Oh!“ sagte Menaboshu, „Du solltest uns nur bei Tage sehen, lieber Peccan, wie mager wir sind. Klapperdürre! Wenn ich versuchen will zu gehen, so schlottern mir beide Kniee!“ — „Ja“, bestätigte das kleine Murmelthier“ und mir noch schlimmer — alle vier!“ „Gewiß Du guter Peccan“, sagten sie dann beide, „Du hast uns sicherlich etwas Nahrung gebracht? Denn leider können wir Dir gar nichts bieten, als ein kaltes Lager auf rauhem Eise und Schnee, von dem unser Haus ganz voll ist.“

„Der Peccan entschuldigte sich, daß er eben leider auch nichts bei sich habe, und machte sich, indem er ins Fäustchen lachte, so schnell als möglich aus dem Staube, um im Lager der Schildkröten und Schlangen diese frohe Botschaft zu verkünden. „Laßt es nur noch einige Wochen tüchtig frieren und schneien, und dann muß es schnell mit ihm gänzlich aus sein.“

„Nun fing wieder ein Wettern und Hageln und Schneien an, daß bald selbst die höchsten Tannenbäume nicht mehr mit ihren Gipfeln aus der Schneedecke hervorragten.“

„Frisch! mein Freund, frisch!“ rief Menaboshu seinem kleinen Siffleur zu, und der scharrte, kratzte, schaufelte und grub mit seinen Tatzen so behende, daß es eine Freude war, ihn anzusehen. So wie die Schneemassen heran geflockt waren, so hatte er sie auch wieder beseitigt, und er hielt alle Luftlöcher offen. Sie blieben also munter und gesund und nährten sich redlich, obwohl es allerdings etwas unbequem war, daß sie fast eine Meile weit durch Schneelöcher laufen mußten, wenn sie ein Mal ins Freie wollten.“

„Endlich gegen Frühling, wo gewöhnlich unter den Indianern die Noth am höchsten steigt, schickten die Schlangen und Schildkröten wieder ihren Peccan ab, zu sehen, ob es nicht mit Menaboshu aus sei. Dieser und sein Siffleur merkten ihn schon von weitem und legten sich wie krank und als wären sie schon fast todt auf ihr Lager, indem sie ihre ledernen Mocassins ans Feuer setzten.“

„Heda Menaboshu! fastest Du noch oder bist Du todt?“ rief der Peccan in die Höhle hinein. „Ach ja, guter Peccan!“ sagte Menaboshu mit ganz kläglicher und schwachwimmernder Stimme, „ja ich bin schon fast todt, und faste noch immer.“ „Ja wir fasten noch immer!“ lispelte der kleine Siffleur mit noch feinerem Stimmchen.“

„Komm herein, guter Peccan!“ fuhr Menaboshu fort. „Schau Dir das Elend nur mit eigenen Augen an. Schon habe ich meine beiden Mocassins an's Feuer gestellt. Wir müssen die nun braten, um uns noch ein wenig beim Leben zu erhalten.“ „Ja“ sagte der kleine Siffleur, „und auch meine vier kleinen Mocassins liegen wie Castanien in der Asche und sind nun meine letzte Hoffnung.“ —

„Ihr armen Leute,“ sagte der Peccan achzelzuckend. „Wie leid thut es mir, daß ich hier nicht helfen kann,“ machte sich aber dann schnell aus dem Staube, um den Schildkröten und Schlangen die frohe Botschaft mitzu-

theilen, daß Menaboshu und Siffleur jetzt auf dem letzten Loche pfiffen, und daß sie nach Verzehrung ihrer Mocassins Hungers sterben würden. „Es ist völlig aus mit ihnen,“ sagte er, „der Schnee hat seine Dienste gethan. Es braucht nun nicht mehr zu schneien, und nach 14 Tagen kann der Frühling beginnen. Er wird die Blumen auf Menaboshus Grabe blühen machen.“

„Darüber war ein allgemeines Tanz- und Freudenfest bei den Schildkröten und Schlangen, und als der Frühling kam, quackten und grunzten und schrieen und pfiffen alle Frösche und Ochsenfrösche, alle Unken und Kröten, alle Otter und Peccans lauter und lustiger, als je zuvor.“

„Wie verwunderten, wie entsetzten sie sich aber, als sie auf ein Mal an einem schönen sanften Frühlingsabende auch Menaboshus Trommel und Gesang wieder in ihr Concert einstimmen hörten, und ihn mit seinem kleinen Siffleur, recht rundlich, fett und munter nach glücklicher Ueberstehung des langen Winters, auf dem blumigen Gipfel seines Höhlenhügels sitzen sahen! — „Der Menaboshu,“ riefen sie, „ist unüberwindlich! er ist unsterblich!“ und sie gaben ihren Krieg gegen ihn auf. Wenigstens für dieses Jahr.“ *)

*) Offenbar ist in dieser nicht uninteressanten Erzählung der harte Kampf des hiesigen Menschen mit den Natur-Gewalten symbolisirt.

Von der Anse, September 1855.

Achter Brief.

Geschichte des Vogels Loon.

„Ich bin der Herrscher im See,
„Ein König im Reiche der Wogen!

Der Loon, oder der sogenannte nördliche Taucher *) ist auf den Canadischen Seen der König der Wasservögel. Er ist weit im Norden Amerikas, wie auch in Scandinavien verbreitet. Er lebt auf allen Seen und Flüssen der Hudsonsbai Länder und auch auf den großen Gewässern des St. Lorenzo-Systems. Zuweilen kommt er südwärts zum Mississippi und auch noch viel weiter südlich hinab. —

Er ist so groß wie eine Gans, hat aber einen anderen Körperbau als diese. Seine Beine sind kurz und stehen ihm weit nach hinten hinaus in der Nähe des, beinahe

*) Im Deutschen soll er der „Seeflunder" heißen. Im Isländischen „Lunde." Die Englischen und Amerikanischen Naturforscher nennen ihn gewöhnlich „The northern diver" (Der nördliche Taucher). In Canada aber heißt er bei den Odjibbewäs „Mang", bei den Franzosen „Huard" und bei den Engländern „the Loon". Das letztere Wort heißt wohl ursprünglich „ein tölpelhafter Bengel", und der Name mag auf den Vogel, seiner Schwerfälligkeit wegen, angewandt sein.

schwanzlosen Endes seines Körpers. Auf dem Lande kann er sich daher nur schwer bewegen. Da er nicht sehr behende fliegt, sieht man ihn auch in der Luft nicht häufig. Das Nasse ist sein Element. Er liegt tief im Wasser wie ein schwerbefrachtetes Schiff. Man sieht seine ganze Körpergröße nicht gleich, besonders da auch sein langer Hals meistens gebogen und eingezogen ist, und nur zuweilen lang ausgestreckt wird. Am Ende des Halses sitzt ein dicker Kopf. Die ganze Körperconstitution scheint hauptsächlich auf das Tauchen eingerichtet zu sein. Der schwere Kopf sinkt vermuthlich wie ein Senkblei hinab, und die Füße sitzen am andren Ende da, wo sie am besten nach unten nachhelfen können. Das Tauchen ist daher das Hauptmanöver des Vogels. Er taucht mit der größten Geschicklichkeit und Ausdauer und hat daher auch seinen Namen „the Northern diver“ davon.

Er ist von einem dicken und schweren Federpelze bedeckt. Seine Farben sind zwar nur weiß und schwarz, aber diese beiden Farben sind in äußerst zierlichen und regelmäßigen Schattirungen auf dem Körper vertheilt. Die Indianer ziehen ihm zuweilen den ganzen Pelz ab, und bedecken damit ihre Taschen oder Beutel, die, wenn jene Schattirungen gehörig benutzt werden, sehr gefällig und fast prächtig aussehen.

Der Vogel lebt selten in großen Haufen und Gesellschaften. Man findet ihn oft ganz allein mitten auf den Wasserwüsten des Sees, sich seines Daseins und seiner Freiheit freuend. Selbst wenn man mehre beisammen sieht, findet man sie nicht in Ketten oder Trupps, wie die Enten oder wilden Gänse, sondern in weiten Distanzen zerstreut, als hätte jeder einen großen Raum für sich nöthig.

Die Indianer sowohl wie die französischen Canadier beschäftigen sich viel mit diesem Thiere und sprechen oft

von ihm, obwohl es im übrigen keinen absonderlichen Braten abgiebt. Daß die Odjibbewäs ein Totem oder ein großes Familiengeschlecht der Loons haben, habe ich schon zu erwähnen Gelegenheit gehabt.

Hier will ich nun die Geschichte erzählen, welche die Indianer sich erdacht haben, um sich die wunderliche Bauart des Körpers des Loons, seine Schwanzlosigkeit und seine so sonderbar außerhalb des gewöhnlichen Centrums angesetzten Füße historisch oder mythisch zu deuten. Ich habe freilich die Geschichte auch schon anderswo erzählt gesehen. Allein sie wird, wie alle solche Sagen, in jeder Lokalität etwas anders vorgetragen, und ich will sie hier gerade so wiedergeben, wie man sie mir hier in der Anse mittheilte.

Daß Menaboshu, der indianische Herkules oder Prometheus, der Schöpfer oder Wiederbeleber der Welt und der Thiere an jener Bildung oder Verbildung des Loons schuld ist, versteht sich von selbst. Menaboshu saß einmal am Ufer des Oberen Sees in seinem Kanoe und fischte mit der Angel, dazu sang er ein hübsches Zauberlied, um die Fische, die er zu haben wünschte, herbeizulocken. Kaum hatte er seine Angel ausgeworfen, so schwänzelte ein bezaubertes Fischchen heran und schnappte nach dem verführerischen Köder.

Menaboshu zog auf und fand, daß es eine kleine muntre silbern glänzende Forelle war. „Du kleine muntre, silberglänzende Forelle", sprach er zu ihr, indem er sie von der Angel löste, und sie ins Wasser zurückwarf, „Du bist nicht der Fisch, nach dem mich verlangt. Ich angle nach einem viel größeren Fische." Dies hörte der „Catfisch", und da er sich sehr groß dünkte, so ging er nun zu Menaboshu's Angel. Doch auch er wurde vom Fischer ver-

worfen und wieder freigelassen. „Ich angle nach einem viel größeren und edleren Fische", sagte Menaboshu, und indem er seinen Gesang fortsetzte, warf er seine Angel wieder aus.

Es dauerte nicht lange, so zappelte schon wieder etwas an der Angel, und diesmal war es ein buntgefleckter und fetter „Siskowet," *) der, von den Zauberliedern angezogen, in die Falle gegangen war. „Buntgefleckter, fetter Siskowet", sagte Menaboshu etwas ungeduldig, indem er den Fisch wieder in's Wasser ließ, „Du bist auch nicht das Thier, nach dem ich angle. Es ist mit einem Worte," rief er dann laut, so daß man es über das ganze Wasser hörte, „der große Fischkönig selber, nach dem ich angle!"

„Was hör' ich? Was sagt der freche Menaboshu?" sprach darauf der mächtige Fischkönig, als er dies vernommen hatte. „Nach mir selber angelt er, dem Gebieter des Oberen Sees? Gut! gut Menaboshu! Ha, ich komme schon, um einmal von Deinem Köder zu kosten!"

Mit wenigen Schwanzschlägen, wie ein Pfeil durch die Wellen schießend, war der gigantische Fischkönig da und kostete von dem ausgeworfenen Köder. Mit einem einzigen Bisse verschlang er den Köder und den Angelhaken und die Schnur, und auch dazu noch den Fischer Menaboshu selbst mit sammt seinem Kanoe. Alles wirbelte in einem Augenblick in den unermeßlichen Rachen, Schlund und Magen des erbos'ten Fischkönigs hinab. Dieser segelte danach triumphirend auf dem breiten Gewässer des Obern Sees hinaus und rühmte sich gegen alle Welt, daß er endlich dem unleidlichen Menaboshu das Garaus gemacht

*) Der Siskowet ist ein in den Canadischen Seen vorkommender, ziemlich großer und sehr fetter Fisch.

und daß er ihn verschlungen habe. „Wenn es ihm nur gut bekommt?“ sagten die anderen Leute kopfschüttelnd. —

Dem Menaboshu selber kam allerdings der Fall etwas unerwartet und er war in der Finsterniß, die ihn plötzlich umgab, anfänglich verdutzt. Doch, wie ein guter Indianer, fand er sich schnell in seine Lage, und da er entdeckte, daß der Magen des Fischkönigs, sein Gefängniß, geräumig genug sei, so fing er, um sich die Langeweile zu vertreiben, sogleich an zu singen und zu tanzen. Er führte den Kriegertanz auf, und sang kühn und dem Fischkönig zum Trotze von allen Großthaten und schlauen Streichen, die er in seinem Leben vollbracht hatte.

Den Fischkönig, der auf diese Weise gewahrte, daß Menaboshu viel schwerer zu verdauen sei, als er sich vorgestellt hatte, ärgerte dies sehr. Er dachte zwar, der Bursche würde doch wohl nach einiger Zeit zahm werden, allein Menaboshu's Heldengesang im Magen des Fischkönigs dauerte die ganze Nacht hindurch. Es schien kein Ende nehmen zu wollen. Und zuletzt schrie und tobte und lärmte er der Art, stampfte mit den Füßen und gestikulirte mit den Fäusten, daß dem Fischkönig bald ganz übel wurde, und daß er beschloß, den unbändigen Gesellen wieder von sich zu geben. Er versuchte es, ihn auszuwürgen.

Allein nicht Alles, was man in der Leidenschaft verschlingt, wird man ebenso leicht wieder los. Dem Menaboshu war nicht ganz damit gedient, so bloß wieder ins Wasser hinausgespieen zu werden. Er, tenax propositi vir, hielt noch immer an seinem alten Plane fest, der ihm vorgeschwebt hatte, als er zuerst seine Angel ausgeworfen hatte, — an dem Plane, den mächtigen Fischkönig selber zu fangen und zu tödten.

Als er daher merkte, daß sein ganzes Gefängniß, der Magen, anfing wie eine Schaukel sich zu schwingen, um ihn auszuwerfen, griff er schnell nach seinem Kanoe, schob es vor in den Schlund des Ungethüms und das Schiffchen blieb fest darin stecken. Der Fischkönig konnte es trotz aller Bemühungen weder vorwärts noch rückwärts bringen und mußte auf diese Weise eines elenden Todes sterben. Sein Leichnam trieb ruhig auf dem Wasser wie ein Schiffswrack; freilich war auch Menaboshu selbst noch immer in diesem Wrack als Gefangener. Da sein Kanoe ihm den Weg durch den Schlund versperrte, so zerbrach er sich drei Tage vergebens den Kopf darüber, wie er hinauskommen sollte.

Endlich am dritten Tage, hörte er es über seinem Haupte kratzen, scharren und picken. Es waren die Möwen, die herangeflogen waren, um von dem Leichnam des Fischkönigs ein Mahl zu halten. Endlich wurde es auch etwas heller in seinem Verstecke, und zuletzt wurde sogar ein kleines Loch in den Magen eingepickt. Da setzte sich denn Menaboshu mit den Möwen selber in Verbindung, sagte ihnen, daß er darin stecke, und bat sie inständig, das Loch noch ein wenig größer zu machen. Das thaten die guten Thiere und so konnte er dann an's Tageslicht hinausschlüpfen. Auch sein Kanoe wurde wieder flott gemacht. Er band den gefangenen Fisch hinten an und fuhr triumphirend nach Hause, indem er zugleich die Möwen, um ihnen seine Dankbarkeit zu bezeugen, zu einem großen Festmahle einlud. Auch alle anderen Wasservögel und auch alle Thiere des Waldes und der Fluren wurden zu diesem Freudenfeste eingeladen und es ging hoch her, da der riesenhafte Körper des todten Fisches Fleisch und Fett genug für viele Hunderte darbot.

Der Bär that sich am meisten dabei zu Gute. Er trank das Fisch-Oel humpenweise und wurde dabei so feist und dick, daß er hinterdrein nothwendiger Weise 6 Monate lang, den ganzen Winter hindurch, schlafen mußte, um nur ein wenig wieder abzumagern. Noch jetzt liegt es, von dieser reichlichen Mahlzeit her, immer speckdick auf seinem Körper.

Aber nicht alle Thiere verstanden es, so zuzugreifen wie der breittatzige Bär. Das kleine magere Amerikanische Häschen bekam nur ein Paar unter den Tisch gefallene Krümchen zu belecken, und wenn jetzt ein Jäger es schießt, so reduzirt sich Alles was er an Fett bei ihm findet, auf ein kleines Stückchen Speck im Nacken.

Nicht viel besser ging es mit der Mästung der sogenannten Prärien-Phasane, die, wie das Häschen, nur Brosamen pickten, und bei denen man höchstens einen kleinen Ansatz von Fett unter den Flügeln findet.

Nachdem er auf diese Weise alle Geschöpfe so gut als möglich gefüttert hatte, ließ Menaboshu darauf Musik und Tanz beginnen. Ihm lief das Wasser im Munde zusammen als er alle diese fetten, schmucken, glatten Thiere bei sich vorüber tanzen sah. Und da er den ganzen Tag noch gar nichts genossen hatte, theils weil es für ihn als artigen Wirth so viele Pflichten zu erfüllen gab, theils auch, weil Fischthran grade nicht nach seinem Geschmacke war, so wandelte ihn bei jenem Anblick nun selber ein unwiderstehlicher Appetit an. Er befahl daher den Thieren sammt und sonders, sie sollten einmal die Augen schließen, und wie im Blindekuhspiel bei ihm vorübertanzen. Dies, sagte er, müsse einen herrlichen Spaß abgeben.

Die Thiere, die nichts Böses ahnten, thaten dies, schlossen die Augen, und tanzten so jubelnd bei Menaboshu

vorüber. Der aber, so wie ein Pärchen, das ihm gefiel, in seine Nähe kam, packte es alsbald bei der Gurgel und warf es hinter sich in die Küche, wo sich seine Frau sogleich daran machte es abzuschlachten und zu kochen.

Er hatte sich auf diese Weise schon manchen guten Braten bei Seite geschafft, und die dummen Thiere walzten noch immer mit geschlossenen Augen zu ihm heran. Der Loon walzte mit seinem guten kleinen Vetter und Freunde, dem Vogel, den die Indianer Skabewis, und die Engländer „the little Diver" (den kleinen Taucher) nennen. Beide bewegten sich etwas langsam und bedächtig, und befanden sich unter den letzten Paaren.

„Skabewis" sagte der Loon „merkst Du nicht, daß es immer stiller im Saale wird? Wie sonderbar!" Und, indem er dies sagte, blinzelte er, von Neugierde getrieben mit dem einen Auge, und sah, wie Menaboshu gerade eben jetzt wieder ein recht fettes Paar Gänse erwürgte. „Oho ihr Thiere!" schrie der Loon da plötzlich, „Menaboshu erwürgt die Gänse! Menaboshu will uns alle tödten!" — Nun öffneten die Thiere alle die Augen, und, von Schrecken ergriffen, flohen und flatterten, krochen und sprangen, hüpften und schwammen sie sammt und sonders in hundert verschiedenen Richtungen davon.

Menaboshu war außer sich vor Aerger, daß der Loon ihm auf diese Weise den Spaß so gänzlich verdorben hatte. Er verfolgte ihn, und, hätte er ihn erhascht, so würde er ihn ohne Zweifel auch umgebracht haben. Allein der Loon war bereits am Rande des Wassers, und ließ sich vom Ufer auf die flotte Welle hinab, als Menaboshu eben bei ihm ankam. Sein Verfolger hatte nur noch so viel Zeit, ihm in seinem Zorn einen heftigen Fußtritt nachzusenden. Dieser Fußtritt verschob das ganze Körper-

gebäude des Vogels, beraubte ihn seines Schwanzes und brachte seine Beine so weit nach hinten, wie man nach dem, was ich oben sagte, sie noch jetzt bei den Loons sieht. Er ist seit dieser Zeit auch ein sehr scheuer Vogel, und wenn er einen von Menaboshu's Verwandten, einen Indianer, gewahrt, taucht er schon in weiter Ferne alsbald in die Tiefe hinab. Es ist sehr schwer ihn zum Schuß zu bringen. —

Von der Anse, September 1855.

Neunter Brief.

Sage von der Entstehung der Bären.

„Doch Du warst mein Zeit-Vertreib,
„Gold'ne Phantasie!"

Nicht nur Menaboshu selbst, sondern auch sein ganzes Geschlecht scheint Heldenthaten aller Art verrichtet zu haben. Wenigstens erwähnen meine Leute mir häufig einen „Sohn" oder einen „Enkel des Menaboshu", dessen Verrichtungen den Unternehmungen dieses großen Ahns an Abenteuerlichkeit nur wenig nachgeben.

Einer dieser „Enkel des Menaboshu" ging ein Mal auf die Jagd. Er streifte weit nach Westen hinaus durch Wälder und Felder und kam endlich an dem Fuße eines großen und öden Gebirges an, wo er zu seiner Verwunderung die ganze Gegend mit Knochen von Menschen sowohl als auch von Thieren bestreut sah.

Weiß wie der Schnee bedeckten diese zahllosen Knochenmassen die Gipfel der Felsen, die Abhänge des Gebirges, und die Ebenen weit und breit. Auch hingen Gerippe und Hörner und Geweihe in allen Büschen und Bäumen, hoch bis in die Gipfel hinauf.

Dies füllte das Herz des Helden, der sehr richtig schloß, daß hier ein ganz erbarmungsloses Ungethüm hausen müßte, mit Grausen, und er flüchtete sich ostwärts zurück, um mit einem ihm bekannten Propheten und Zauberer darüber zu berathen. Selbst die tapfersten Indianischen Helden halten es nicht unter ihrer Würde, Vorsicht zu gebrauchen, und sich bei ihren Unternehmungen des Rathes und der Zaubermittel der Propheten zu bedienen, so wie die Griechischen Heroen die Orakel befragten.

Der Prophet hörte ihn und sagte dann: „Ich kann nach Deiner sehr unbestimmten Erzählung noch nicht urtheilen, was dies zu bedeuten habe. Fasse Muth. Gehe noch ein Mal hin und bringe mir genauere Auskunft. Ich will Dir ein Mittelchen geben, mit dem Du Deine Flucht im Nothfalle ein wenig befördern kannst.“

Der Jäger zog daher, nachdem er die Nacht über beim Propheten gerastet, den andern Tag wieder nach Westen aus. Er kam abermals zu dem mit Knochen bedeckten Kalkgebirge und überwandt den Widerwillen, den er empfand, wenn er einen ganzen Haufen fauler Knochen bei Seite zerren mußte, um sich einen Weg zu bahnen oder, wenn ihm beim Durchstreifen der Gehölze die Gerippe, die von den Bäumen hingen, in's Gesicht schlugen.

Auf dem Gipfel der Felsen angekommen, sah er eine kesselartige Vertiefung, die von einem See erfüllt war, und am jenseitigen Ufer dieses Sees lag schlafend und schnarchend ein schwarzes zottiges Ungeheuer, so groß wie ein Haus

und mit einem Gebiß wie eine Reihe von Messern. Dem jungen Manne sträubten sich die Haare auf dem Kopfe. Da er aber zugleich entdeckte, daß dieses Thier ein höchst kostbares Halsband von Muscheln um den Nacken geschlungen hatte, so ergriff ihn beim Anblick dieses Halsbandes ein unwiderstehliches Verlangen, dasselbe zu besitzen. —

Er machte sich sogleich wieder auf zu seinem Propheten, um mit ihm von Neuem zu berathen. Er machte ihm eine Schilderung des erforschten Gebirges, des Thieres und des Muschelhalsbandes, und bat ihn, ihm zum Besitze desselben zu verhelfen.

Der Prophet sagte ihm darauf: „Aus Deiner Schilderung entnehme ich, daß das Thier welches Du gesehen hast, der König der Bären ist. Aber zu seiner Perlenschnur kann ich Dir nicht verhelfen. Ich bin nicht stark genug dazu. Weiter ostwärts wohnt aber ein anderer Prophet; vielleicht weiß der für Dich Rath.“

Auf der Stelle machte sich Menaboshu's Enkel ostwärts zum zweiten Propheten auf, und trug auch ihm sein Abenteuer vor. Der Prophet hörte ihn geduldig an. Aber auch er erklärte am Ende, er sei nicht stark genug dazu, ihm zum Besitze des Halsbandes zu verhelfen. Doch, sagte er, weiter ostwärts wohne noch ein dritter Prophet, vielleicht wisse der ihm Rath und Mittel zu geben.

Der Jäger ging daher noch weiter ostwärts zum dritten Propheten, und dieser entschloß sich dann wirklich endlich, sein Advokat zu werden und ihn mit dem Nöthigen zu versehen. Es scheint bei den Odjibbewäs eine allgemeine Vorstellung zu sein, daß Propheten um so stärker sind, je weiter sie ostwärts wohnen.

Der östlichste Prophet braute, kochte, sang und schlug die Trommel die ganze Nacht hindurch und endlich am

Morgen gab er seinem heldenmüthigen Gaste ein kleines, in Papier gewickeltes Zaubermittel, das er in die Tasche stecken sollte, und auch sonst noch manche gute strategische Regeln beim Angriff des Feindes.

So ausgerüstet machte sich der Held von Neuem auf den Weg. Als er bei den beiden westlichen Propheten vorüberzog, und ihnen sagte daß er nun ausmarschire, den König der Bären seines Schmuckes zu berauben, wurden sie über diese Idee so mit Schrecken erfüllt, daß sie auf der Stelle ihre Wohnungen verließen, sich ostwärts zu dem dritten starken Propheten zurückzogen, und sich unter seinen Schutz begaben.

Der junge Mann hatte sein Kanoe mitgenommen und schleppte dasselbe das Gebirge hinauf. Er fand den Bären wieder, wie das erste Mal, am anderen Ufer des Sees schlafen, und ließ sein Kanoe ins Wasser hinab. Der Zauberer hatte ihm gerathen, sich ja des Kanoes zu bedienen; denn der Bär bewege sich im Wasser viel langsamer als das schnell dahingleitende Indianer=Boot, und wenn er daher erwachen sollte, so würde er das wohl wissend, jedenfalls den Landweg um den See herum wählen. Dabei müsse derselbe dann den See ganz umkreisen, und er, der junge Held, hätte so jedenfalls einen Vorsprung, und könne auf seinem Rückzuge das Wasser in gradliniger Diagonale rasch durchschneiden.

So wie der Prophet es vorher gesagt hatte, so geschah es auch. Der Indianer fuhr zwar mit möglichster Geräuschlosigkeit zum schnarchenden Bären hinan, löste ihm auch unerschrocken das schöne Muschelhalsband, und zog es ihm vorsichtig unter dem Nacken weg. Aber, kaum hatte er sich mit seiner köstlichen Beute wieder eingeschifft, so erwachte der Bär, und sprang laut brummend und heulend,

daß das ganze Gebirge erzitterte, um den See herum. Diese Reise war aber sehr lang, und der junge Räuber erreichte das jenseitige Ufer weit früher als der Bär, trotz aller Anstrengungen die dieser machte, gelangte auch rasch über die mit Knochen bedeckte Ebene zum ersten und zweiten Propheten, und da er diese geflohen und ihre Wohnungen leer fand, zum dritten Propheten, wo er alle drei erschreckten Propheten beisammen antraf. —

Als diese ihn mit dem Halsband ankommen sahen, freuten sie sich sehr, und faßten dann auch Muth, mit vereinten Kräften dem nachsetzenden und nahenden Bärenkönige entgegen zu gehen.

Sie schlugen alle drei ihre Trommeln, schüttelten ihre Schischiguas *) und sangen ihre Zauberlieder. Der Bärenkönig, der anfänglich in großen Sätzen wie ein Sturm herankam, mäßigte alsbald seinen Lauf ein wenig, als er den Zaubergesang des Propheten-Triumvirats hörte. Zuletzt wurde ihm von den Trommeln und Liedern ganz schwindlich zu Muthe, und er sank wie betäubt in's Gras. — Darauf trat Menaboshu's Enkel mit Messer und Tomahawk hervor und machte ihm das Garaus.

Alsdann zerlegte man den gewaltigen Leichnam in Stücke, lud alle Nachbarn ein, machte ein großes Fest und alle Welt ließ sich's wohl schmecken. Das Haupt des Bären wurde bei dieser Gelegenheit mitten auf die Tafel gestellt und dabei gleichsam zum Spotte mit seiner Muschelperlenschnur geschmückt. Die abgenagten Knochen aber, die sie unvorsichtiger Weise in's Freie hinauswarfen, bewegten sich sogleich wieder, streckten einen Kopf, einen Schwanz

*) Die mit Bohnen oder Steinchen gefüllten Kalabassen, die bei allen Zauberverrichtungen geschüttelt werden.

und vier Beine hervor, und liefen als kleine Bären davon. Und von ihnen ist dann das jetzige, etwas weniger kolossale Bärengeschlecht entsprossen. Auch ist seitdem noch die Sitte bei den Odjibbewäs geblieben, wenn sie einen Bären erlegt haben, ein solches Fest anzustellen und dabei den Bärenkopf so mit einer Muschel- oder Wampumschnur zu schmücken, wie es vor uralten Zeiten Menaboshu's Enkel und seine drei Propheten bei der Erlegung des Urvaters der Bären gethan hatten.

Von der Anse, September 1855.

Zehnter Brief.

Sage von der Ankunft der Weißen.

„Was ist Weißes dort am grünen Walde?
„Ist es Schnee wohl, oder sind es Schwäne?

Unsere Historiker haben uns darüber berichtet, welchen Eindruck es auf die Bewohner Europa's machte, als Columbus dort die ersten rothen Menschen zeigte und einige derselben auf seinem Triumphzuge von Sevilla nach Barcelona mit sich durch die Spanischen Provinzen und Ortschaften führte. Wir wissen aber äußerst wenig darüber, welchen Eindruck die plötzliche Erscheinung der „blassen“ Menschen unter den Indianern hervorbrachte, wie die Kunde davon von Volk zu Volk gelangte, und welche Sagen sich über dies Ereigniß unter den Urbewohnern bildeten. Niemand hat die Entwickelung dieser Dinge verfolgen können, weil das Gerücht den Europäern selbst voraufging und weil keiner der Neulinge die Sprache der Völker verstand.

Es ist mir daher nicht wenig interessant, daß ich hier in der Anse von diesen Traditionen, die auf die erste Erscheinung der Europäer in Amerikanischen Landen Bezug haben, wenigstens eine Spur gefunden habe. Ich traf hier jenseits des Wassers in der protestantischen Mission mit einem Indianer, Peter Jones genannt, zusammen. Er war „vom Totem der Mackwa" d. h. von „der Sippe der Bären", einem uralten Geschlechte am Oberen See.

Er sagte mir, daß sein Vater, sein Großvater, sein Urgroßvater, mit einem Worte alle seine Vorväter bereits seit undenklichen Zeiten hier gelebt hätten. Schon viel früher noch als man von Weißen in diesen Gegenden gewußt habe, sagte er, hätten seine Leute immer auf der kleinen Spitze oder Halbinsel der Bai gewohnt, die man jetzt „die Spitze des Alten Dorfes" nennt. Es sei auch, setzte er hinzu, einer seiner Vorväter der Erste gewesen, der zu den Weißen auf dem großen „Montreal-Flusse" (St. Lorenzo) hinabgereist. Ich bat Peter Jones mir von diesen Sachen zu erzählen was er wüßte und mir zu sagen, wer denn die Nachricht von den Weißen zuerst hierhergebracht, und wie er sie geschildert habe.

Niemand, sagte er, hätte diese Nachricht „hergebracht", und kein Augenzeuge hätte sie den Odjibbewäs „geschildert", sondern als die Weißen — die Franzosen — am unteren St. Lorenzo angekommen, da habe alsbald einer seiner Vorfahren, der ein großer „Jossakid" (Prophet) gewesen, einen Traum gehabt, und habe etwas höchst Wunderbares — eben die Ankunft der Weißen — im Traume geschaut.

Der Seher beschäftigte sich tagelang und sehr ernsthaft mit diesem Traume. Er fastete, nahm Schwitzbäder und sonderte sich in seiner Prophetenloge von den Uebrigen ab und kasteiete sich auf eine so ungewöhnliche Weise, daß es allgemeines Aufsehen im Stamm erregte, und die Leute

sich gegenseitig fragten, was doch da wohl am Ende an den Tag kommen würde. Ob es wohl ein allgemeiner Krieg mit den Sioux sein möchte, oder ob es eine große Hungersnoth bedeute, oder etwa eine besonders ergiebige Jagd, oder sonst etwas Großes.

Endlich, als der Prophet Alles deutlich geschaut und erforscht und die ganze Geschichte beisammen hatte, rief er die anderen Jossakids und die Medaes (Eingeweihten) und die Ogimas (Häuptlinge) des Stammes zusammen und offenbarte ihnen, es sei etwas Unerhörtes geschehen.

Dann erzählte er ihnen, es seien Menschen von einem völlig fremden Geschlechte über das große Wasser zu ihrer Insel (Amerika) gekommen. Sie seien von Farbe weiß wie der Schnee, und ihr Angesicht sei in einen langen buschigen Bart von Haaren gehüllt. Auch beschrieb er ihnen genau die unermeßlich großen Kanoes, in denen sie herübergeschifft seien, und die Segel und Masten der Schiffe, ja selbst ihre eisernen Panzer, ihre langen Messer, ihre Flinten und Kanonen, deren Feuer und erschütternder Knall ihn sogar in seinen Verzückungen und Träumen mit Schrecken erfüllt habe.

Seine Clairvoyance ging bis in die kleinsten Details und er beschrieb auch genau, wie der „Boucan" *) (der Rauch) aus den langen Röhren in die Luft hinauswirbelte, gleich wie aus den Indianischen Pfeifenröhren.

Diese Mittheilung des alten Jossakids, der wohl einen halben Tag mit der Beschreibung zubrachte, wurde

*) Das Wort „Boucan" oder „Boucane" gebrauchen hier meine französischen Canadier und Dolmetscher oft für Rauch selbst, obwohl diese Bedeutung in dem Lexicon der französischen Akademie nicht zu finden ist. In diesem letzteren ist das Wort bloß als „le lieu, où l'on fume la viande" gedeutet.

von den Uebrigen mit stummem Erstaunen aufgenommen, und man beschloß, sogleich eine Expedition von einigen Kanoes auszurüsten und eine Deputation längs der Seen und des Großen Flusses abwärts nach Osten zu senden, um die Sachen an Ort und Stelle in Augenschein zu nehmen und dem Stamme Bericht darüber zu erstatten.

Dieser Beschluß wurde sofort in Ausführung gebracht. Die Deputirten reisten Wochen, Monate lang flußabwärts durch die Länder vieler befreundeter Völkerstämme, die zum Theil noch nichts von der Ankunft der Weißen wußten, vermuthlich weil sie nicht so hellseherische Propheten und Träumer unter sich hatten wie die begabten Männer in der Anse. —

Ich mag hier daran erinnern, wie es aus der Geschichte des Cortes bekannt genug ist, daß auch Moctezuma nachher behauptete, die Ankunft der Spanier sei ihm schon lange zuvor durch seine Propheten und Priester vorhergesagt und beschrieben. Die Sache scheint bei allen Indianerstämmen so gewendet und erzählt zu sein. Will man an die Hellsichtigkeit der Priester nicht glauben, so kann man sich denken, daß die Einflußreichen eines Stammes vielleicht geheime Nachrichten hatten, von Augenzeugen zuerst im Stillen in Kenntniß gesetzt wurden, und dann, um bei einer solchen Gelegenheit ihr Ansehen zu wahren oder zu mehren, die Geschichte nach Indianischer Weise als eine Offenbarung von sich gaben.

Als die Deputirten von der Anse endlich zu den unteren Gegenden des Flusses kamen, fanden sie eines Abends eine lichte Stelle im Walde, wo die Bäume, selbst ganz starke, glatt weggehackt waren. Sie campirten hier und besahen sich das Wunder etwas näher. Sie betasteten und untersuchten die Baumstumpfen, die wie von den Zähnen eines colossalen Bibers umgeschnitten zu sein schienen.

Sie hatten nie etwas Aehnliches gesehen. Ihr Jossakid erklärte ihnen, daß dieses ein Lager der Weißen gewesen sein müsse und daß die Bäume vielleicht mit jenen langen Messern gefällt worden seien, die er im Traum gesehen. Dieser Umstand, ich meine diese mit so unerhörter Leichtigkeit und in so großer Menge gefällten Baumstämme, erfüllte die armen Wilden, die bis dahin nur mit Steinäxten gearbeitet hatten, mit gewaltigem Respect vor den Weißen, und gaben ihnen den ersten handgreiflichen Eindruck von der Ueberlegenheit derselben. —

Sie fanden auch lange und aufgerollte Hobelspäne, die sich aber Keiner von ihnen zu erklären wußte, und sie steckten dieselben als etwas ganz Wunderbares in ihre Ohren und Haarflechten. Auch geblümte Kattunflicken und wollene Lappen, welche die Franzosen in ihrem Lager zurückgelassen hatten, untersuchten sie mit Aufmerksamkeit und schmückten sich mit ihnen, wie mit Zauberprodukten, das Haupt.

So ausgeschmückt kamen sie endlich bei den Franzosen selbst an, bei denen sie dann Alles, die Schiffe, die langen Messer, die knallenden Feuerröhren, die buschigen Bärte, die bleichen Gesichter, so fanden, wie es ihr Prophet im Traume gesehen und ihnen beschrieben hatte. Sie wurden sehr freundlich aufgenommen und mit reichen Geschenken von bunten Tüchern und Callikostücken wieder entlassen. *)

Als sie mit diesen Dingen zum Oberen See und zur Anse zurückkehrten, war dann dort das Aufsehen groß genug. Das Volk lief von allen Seiten zusammen, die Wundermähr zu vernehmen. Aus dem Innern der Wäl-

*) Leider war mein Berichterstatter oder die Tradition, die er mir überlieferte, über diesen interessanten Moment der Geschichte nicht so umständlich, wie ich es gewünscht hätte.

der kamen Jäger herangezogen, um einen Hobelspan oder einen der mitgebrachten Holzklötze, die mit so unbegreiflich scharfen Instrumenten abgeschnitten waren, zu erhaschen. Die Tücher und Callikostücke mußten in tausend kleine Flicken zerschnitten werden, damit jeder Etwas davon bekommen könne. Ja, wie sie wohl die Skalps ihrer Feinde, an lange Stäbe gebunden, durch besondere Boten sich zuschickten, so wurden nun Holzsplitter und gefärbte Kattunlappen an Stöcke gebunden und von einem Häuptling und Stamm dem anderen zugesandt. Sie gingen von Hand zu Hand über den ganzen See herum. Und auf diese Weise waren zum ersten Male die Bevölkerungen des Oberen Sees mit Europäischen Waaren geschmückt. Freilich damals noch auf eine sehr bescheidene Weise, während sie dagegen jetzt ganze Hemden geblümter Stoffe und ganze weite Mäntel wollenen Gewebes auf dem Körper tragen.

Eilfter Brief.

Bemerkungen über die Lieder der Odjibbewäs.

„Also streicht die alte Geige,
„Pan der Alte, laut und leise,
„Unterrichtend seine Wilden
„In der alten Weltenweise.“
Keller.

Die Geschichten, welche sich die Indianer in zwangloser Prosa erzählen, sind freilich lang genug — meistens ohne Ende. Und allerdings kann man diese Erzählungen auch gewissermaßen Dichtungen nennen. Allein so wie die Indianer sich in das wirkliche Gebiet metrischer und von taktgerechter Musik begleiteter Dichtung aufschwingen, scheinen sie äußerst lakonisch zu werden.

Ihre Lieder bestehen fast immer nur aus einem Verse und einem oder zwei Gedanken. Es ist ein versificirter Seufzer, oder ein in Worte gebrachter Freude-Ausruf, dem sie dadurch Länge und Nachdruck geben, daß sie ihn unzählige Male hinter einander wiederholen. Ob ein eigent-

liches Versmaß, und welches dabei statt findet, weiß ich nicht. Daß aber eine Art metrischen Rhythmus darin sein muß, ist aus dem Umstande klar, daß sie den Vortrag solcher „Lieder" mit Musik und Gesang begleiten, oder doch mit Trommelschlag, und einem taktmäßigen Schwunge der Stimme.

Die Melodien scheinen außerst einförmig zu sein. Und beim ersten Hinhören glaubt ein Europäer überall dasselbe murmelnde Geheul zu vernehmen, das dem Rauschen des Windes nachgeahmt zu sein scheint; mag man ihm nun sagen, daß der Gegenstand des Liedes elegisch oder erotisch, friedlich oder kriegerisch sei. Das Verschiedene und Karakteristische mag aber bei größerer Vertrautheit mehr hervortreten.

Bei den Dakotas (Sioux) hörte ich ganz allerliebste Weisen, dort sang mir ein Mal ein Halb-Indianer eine ganze Reihe von Liedern vor, deren Musik zwar sehr wild und sehr melancholisch war, die ich aber doch so originell fand, daß ich nichts mehr wünschte, als ich hätte sie zu Papier bringen können. Auffallend groß schien mir die Aehnlichkeit dieser Dakota-Musik mit der der Kosacken und Kleinrussen zu sein. Ich entdeckte nicht nur einzelne Anklänge, sondern ganze oft wiederkehrende Ton-Figuren, die denen der Kosacken fast vollkommen gleich waren, so z. B. die statt dem langsam verklingenden deutschen Fermate bei den Kosacken so gewöhnliche, plötzlich hoch und schreiend abbrechende Schlußfigur des Gesanges. Doch ich spreche hier leider von einem Gegenstande, über den es schwer ist, sich mit Worten zu verständigen. —

Es wäre auch ganz wunderbar, daß bei den Indianern die Musik sich nicht in mancherlei Gattungen und Gestalten entwickelt und entfaltet haben sollte, da diese Völker doch nach dem einstimmigen Urtheile Aller, die ihnen musika-

lischen Unterricht zu ertheilen versuchten, in der Regel nicht nur ein so gutes Ohr, ein so richtiges Gefühl für Harmonie und Disharmonie, sondern auch meistens so gute und wohlklingende Stimmen haben.

Auch hier in der Anse habe ich wieder einen Halb-Indianer gefunden, der viele kleine Lieder der Odjibbewäs auswendig wußte, und der mir einige mitgetheilt hat, die ich versuchen will hier wiederzugeben. Ich sage ich will es versuchen. Denn in der That, die eigentliche Meinung von Dichtungen recht genau und präcise aus solchen Indianern oder Halbindianern herauszubringen, so daß man sie andern genießbar wieder auftischen könne, das ist eine Arbeit, von deren Schwierigkeit nur der sich einen Begriffe machen kann, der es selber ein Mal versuchte. —

Wenn man das Resultat meiner Bemühungen betrachtet, wird man vielleicht glauben, daß es höchst unbedeutend sei. Aber bei den Indianern heißt es eben immer, wenn man nicht gerade von ihren Jagden und Kriegen spricht: „Excusez du peu". Man muß fürlieb nehmen. — Die Hauptsache sind auch nicht sowohl die Gedichte selbst als die Umstände, unter denen sie gemacht, und die Art und Weise, wie sie angewandt werden. Ich ließ mir dies immer besonders genau angeben, und lernte auf diese Weise, wenn auch nicht werthvolle Poesien des Odjibbewä-Olymps, doch wenigstens die poetischen Lebens-Situationen kennen, in denen sie Gedichte zu erzeugen versuchen, oder sie gebrauchen.

Als ein Beispiel eines Indianischen Trostliedes in Sorge und Trauer wurde mir folgendes gegeben, das ein in den Krieg ausgezogener Bruder für seine zu Hause um ihn zagenden drei Schwestern gesungen:

„Weinet nicht, Ihr drei Schwestern, um Euren Bruder!"
„Euer Bruder ist ein Unverzagter!"

„Weinet nicht, Ihr drei Schwestern, um Euren Bruder!"
„Euer Bruder ist ein Mann!"
„Weinet nicht, Ihr drei Schwestern, um Euren Bruder!"
„Euer Bruder naht Euch bereits als Sieger!"

Darin ist freilich eben kein hoher Schwung. Aber wie eigenthümlich sind die Situationen, in denen es vorgetragen wird! Der Bruder, der wohl weiß, wie ängstlich zu Hause seine Schwestern um ihn sind, singt es gleich, wie er den Skalp seines Feindes gesichert hat, und wiederholt es auf seinem Marsche heimwärts jeden Abend in seinem Lager beim Feuer. Seine Skalps hat er dabei neben sich aufgehängt. Er glaubt, daß das Lied in der Ferne tröstend auf seine Schwestern wirkt, so wie es ihn auch selber erbaut. —

Aber auch die Schwestern ihrerseits kennen das Lied, das der Bruder expreß für die Gelegenheit gemacht und das er Abschied nehmend ihnen schon mitgetheilt und vorgetragen hatte. Sie wissen es auswendig und singen es auch sich selber zum Troste in der väterlichen Hütte, bis endlich beim Nahen des Bruders zur Heimath die Gesänge beider Parteien in Harmonie sich mischen. —

„Mein Sohn! mein Sohn! mein junger Wabascha!
„Warum hast Du mich verlassen?
„Warum bist Du doch so früh ins Land der Schatten hinübergegangen?
„O, hättest Du mich Alten doch mit Dir genommen!"

Diesen Vers, den ein alter Indianer um den Tod seines Sohnes Wabascha sang, will ich auch nicht eben für eine besonders schwungvolle Elegie ausgeben. Aber man höre nur die Geschichte von der Weise des Vortrags jener Klageworte, den mein Halbindianer selber belauschte und den er mir so beschrieb:

„Ich war mit einem Onkel des jungen, vor zwei Jahren verstorbenen Wabascha, einem Bruder seines Vaters,

auf einer Wasserreise. Wir wollten dem letztern, von dem wir wußten, daß er am Ufer unseres Flusses sein Jagdlager habe, einen Besuch machen, um ihm seine Pelze abzuhandeln."

"Wir fuhren in unserem Kanoe lange stromab. Endlich, eines Abends, kamen wir zu einem kleinen See, den schon der Abendnebel deckte. "Dies ist, glaube ich, der See, an dem mein Bruder wohnt", sagte der Indianer. "Ja! Horch, ich höre schon seine Stimme vom andern Ufer herüber." — "Ha!" bemerkte ich, "Bravo"! Wie munter er ist. "Er singt und jauchzt ja!" — "Ja! Nein!" erwiederte mein Indianer, mir wehrend und Stille gebietend. "Er singt wohl, aber es ist ein Trauerlied. Er bejammert seinen vor zwei Jahren verstorbenen Sohn. Hörst Du nicht, wie laut klagend seine Töne durch den Nebel dringen?" — In der That, ich nahm es bald wahr. Es war ein Todtenlied. Mit zitternder Stimme jammerte der Alte, daß es mich tief rührte. Da wir mit unserm Kanoe im Nebel unbemerkt ziemlich nahe kamen, so konnte ich am Ende die obigen Worte ganz deutlich verstehen: "Mein Sohn! mein Sohn! mein junger Wabascha! Warum hast Du mich verlassen!" ꝛc. Aber mein Indianer, sein Bruder, fand mein Lauschen unschicklich. Er machte eine plätschernde Bewegung mit dem Ruder, die der Jäger vernahm. Husch! war sein Gesang verstummt. Und als wir zu ihm an's Ufer stiegen, hatte er sich schnell die Thränen getrocknet, zeigte sich ungerührt und gleichgültig. Wir thaten so, als hätten wir nichts vernommen, und es war von nichts Anderem die Rede, als von Jagd und Pelzhandel."

Mich erinnerte diese Scene an Landseers einsam schreienden Hirsch am Hochgebirgssee. Vielleicht ist mein um ein vor zwei Jahren verstorbenes Kind einsam jam-

mernder Indianischer Vater ein minder malerisches Sujet. Aber es ist ergreifender! —

Manchen anderen Gedichten, die mir mitgetheilt und mit Mühe übersetzt wurden, war freilich gar keine Seite abzugewinnen, als die, daß sie die gewöhnlich sehr prosaische, praktische und plumpe Weise des Indianischen Denkens und Fühlens bezeichneten. Was soll man z. B. sonst noch zu folgendem Verse sagen, der das Werbelied eines Indianischen Liebhabers sein sollte:

„Es ist Zeit! Es ist Zeit! Es ist die Herbst-Zeit."

„Das ist die rechte Zeit, um mir eine tüchtige Arbeiterin zur Frau zu nehmen!"

Wie unbedeutend ist auch, was mir als Abschiedslied einer Geliebten bei der Abreise von ihrem „Helden" gegeben wurde. Man sang es mir mehrere Male vor, gerade so wie es die klagenden Verliebten singen. Und so lange ich es nicht verstand, schien es mir wohl nach etwas zu klingen. Als es mir aber übersetzt wurde, war es weiter nichts als dies:

„Was soll aus mir Armen werden,

„Wenn mein Ninimoschin *) vielleicht auf immer davon geht?"

Das war freilich ungefähr so angefangen, wie: „Will sich Hector ewig von mir wenden?" Aber im Uebrigen überließ es die Indianische Dichterin dem Hörer, den schönen Rest des Liedes sich selber hinzuzudenken. Mein Canadier behauptete steif und fest mit diesem einen Gedanken wäre das ganze Lied vollständig zu Ende.

Folgendes Lied sang eine Indianerin, die am Sault de St. Marie wohnte und deren Ninimoschin ein Halb-

---

*) Ninimosché oder Ninimoschin ist ursprünglich: „Vetter". Ueberhaupt aber auch „Freund." In den Liebesliedern übersetzte es mein Canadier immer mit „Cavalier".

indianer Jean Paget, einst zum Oberen See verreist war: —

„Theure Freundin! Werthe Freundin! Schau auf! Schau auf!
„Unser Ninimoschin hat versprochen, daß er nach drei Monaten wieder bei uns sein würde.
„Schon ist die Zeit bald abgeflossen. Schon naht das Ende!
„Morgen schon vielleicht werden wir sein rothes Kanoe im weißen Schaum der Katarakten erblicken.
„Morgen vielleicht schon ihn im rothen Kanoe sitzen sehen, unseren von der Sonne gebräunten Ninimoschin.“. —

Die Person, welche dieses Lied dichtete und ihrer Freundin vorsang, und hundert Mal laut vorsang, war über die Maßen in den Jean Paget verliebt, und glaubte sich seiner Liebe vielleicht sehr würdig. Ihre Freundin hörte es still mit an, und fleißig ihre Mocassins für Jean Paget stickend stimmte sie nur zuweilen ein Mal ein wenig mit ein. Sie war seiner Liebe gewiß, und als sie ihn nach der Rückkehr geheirathet hatte, recitirte sie ihm oft zum Spaß das Seufzerlied der anderen „Thörin.“ Er behielt es dann und übersetzte und diktirte es mir nach 22 Jahren. —

Eine Indianerin ist im Stande einen Vers wie den folgenden den ganzen Winter hindurch zu singen:

„Wie traurig der Gedanke, daß mein Freund im Herbst verreiste!“
„Wie schön die Hoffnung, daß er im Frühling wiederkehre!“

Sie singt diese Worte, wie gesagt, Tag für Tag sechs Monate lang. Das ist ziemlich genügsam. Es beweist aber zugleich, wie ernst die Indianer es nehmen, und wie sehr sie sich in einer oder zwei Ideen vertiefen und ganz darin aufgehen können. Verse, welche Rache ausdrücken, singen sie noch länger und diese Verse wie die Rache selbst vergessen sie nie. Ich hörte ein Mal von einem Indianischen Häuptling, der hundert Mal hintereinander die drei Worte: „Du Wolf auf der Prärie! Du Wolf auf der Prärie! Du Wolf auf der Prärie!“ zu seiner Trommel

sang. So singend saß er einen Tag hinter dem andern beim Feuer. — Er legte diesem äußerst lakonischen Verse eine geheime und wie es schien sehr ernste Bedeutung bei, er sagte aber Niemandem welche, — bis es sich im Frühlinge zeigte, wo er einem seiner Feinde unter den Sioux den Krieg machte.

Dies ist Alles, was ich hier über die Indianischen Lieder in Erfahrung brachte und ich muß es noch wohl ein Mal wiederholen: „Excusez du peu!" —

Von der Anse, September 1855.

Zwölfter Brief.

Lieder der Canadischen Voyageurs.

„In den sieben Tönen schweift er
„Unerschöpflich auf und nieder.
„In den sieben alten Tönen,
„Die umfassen alle Lieder."
Keller.

In Canada und überhaupt in Nord=Amerika hatte ich schon viel Lobendes von den Liedern der Canadischen Voyageurs gehört, ohne daß ich recht genau erfahren konnte was eigentlich dahinter stecke. Obgleich ich mir viel Mühe gab, konnte ich nie eine recht authentische Sammlung oder Blumenlese dieser „interessanten Poesien" entdecken. Allerdings fand ich manche Bücher, die sich für solche Dichtungen ausgaben. Da sie mir aber nicht genügten, so wandte ich mich an's Leben selbst, und habe mir nirgends, wo sich Gelegenheit bot, Gedichte dieser Art entgehen lassen; und manche derselben ihrer ganzen Länge nach aufgeschrieben. Ich habe aber gefunden, daß es meistens Produkte sind, die sich nicht gut sammeln, wiedergeben und deuten lassen. Sie sind recht oft wie die Polypen und gewisse Molusken,

die im Meere schwimmend prachtvolle Farben und interessante Formen haben, die aber, wenn sie gefaßt werden, sich als ein Haufen Gallerte zeigen und in der Hand zerschmelzen.

Freilich haben die alten französischen Voyageurs auch manches hübsche Gedicht aus Frankreich in diese entlegenen Länder hinübergebracht, und man hört am oberen Mississippi, oder in den Buchten und wilden Flüssen des Lake-Superior, noch zuweilen heutiges Tages ein altes Lied, das man vor 200 Jahren in der Normandie sang und dort jetzt vergessen hat. Aber von dieser Classe von Liedern rede ich hier nicht. Einem Ethnographen interessiren sie am wenigsten, obwohl ein französischer Literatur-Historiker vielleicht gerade durch sie vorzugsweise erfreut werden möchte. Ich habe hier besonders die Dichtungen im Sinne, die an Ort und Stelle entstanden, und die charakteristisch sind für Land und Menschen, weil die Leute sich selbst, ihre alltäglichen Erlebnisse und die umgebende Natur darin malen. — Und unter diesen dichterischen Produkten ist dann eben Vieles, was in einem gedruckten Buche keine Figur macht, obwohl es im Leben seine gute Wirkung thut.

Die Voyageurs begleiten und schmücken mit Gesang fast Alles was sie thun, ihren Fischfang, ihre schwere Ruder-Arbeit, ihre geselligen Vereine beim Feuer, und da dient dann mancher kurzweilige Scherz, mancher launige Einfall, manches rührende Gedicht, die beim Licht besehen die Kritik nicht bestehen, dazu, die Langeweile zu verscheuchen. Wenn es auch manch Mal nichts als Trallalala ist, so erfreut sich das nach Sang und Klang begierige Menschenherz schon daran. Auch die Stimmung der geselligen Reisenden in freier Natur heißt da Vieles hoch willkommen, was dem einsamen Leser kaum leidlich erscheinen würde. —

Im Allgemeinen bezeichnen sie ihre ihnen eigensten Lieder als: „Chansons de Voyageur“, und schließen da-

mit die Gedichte, die sie von Frankreich oder anders wohe erhalten haben, aus.

Da die Voyageurs von hier bis zu den Rocky Mountains, bis zur Hudsons-Bay und bis zum Arktischen Meere selten anders reisen, als zu Wasser in Kanoes, so sind bei weitem die meisten jener Lieder auf die Wasserreise und die Ruderarbeit, die vorzugsweise damit begleitet und animirt werden soll, berechnet. Und eben daher werden sie auch vorzugsweise nach der Art des Ruderschlags classificirt und theilen sich in „Chansons à l'aviron," „Chansons à la rame," „Chansons de canoe à lége" und dergleichen. Doch ist der Unterschied dabei begreiflicher Weise weniger im Charakter des Gedichtes, als in dem Takte und Tempo der Melodie. —

„L'aviron" (Englisch: „paddle") ist ein kleineres und kürzeres Ruder als „la rame" (Englisch: „oar"), und wird auch anders gehandhabt, als dieses. Sie machen einen so großen Unterschied darunter, daß sie sogar zwei ganz verschiedene Ausdrücke für beide Manipulationen haben. „Rudern mit dem Aviron" nennen sie „nager", und die Ruderer „nageurs", dagegen die Ausdrücke „ramer" und „rameur" für die Manipulation des „rame" bleiben. Wenn sie recht viele Mannschaft haben, so rudern sie, à l'aviron," während bei weniger Mannschaft „à la rame" gearbeitet wird, weil ein rameur fast so viel Platz gebraucht, als zwei nageurs. Wenn eine oder zwei Personen allein sind, hat das „Rame" den Vortheil, daß es ihnen gegen Strömungen und Wasserstürze mehr Kraft giebt. Das „Aviron" wird dagegen vorzugsweise gern angewendet, wo es mehr auf Schnelligkeit, als auf Kraft-Entwicklung ankommt. In dem Ruderschlage mit dem Aviron wird das Kanoe nämlich immer ein wenig aus dem Wasser gehoben und gleitet auf

der Oberfläche hin, während umgekehrt das lange schwere „Rame“ das Kanoe mehr in's Wasser hinabdrückt und ihm im Winde oder bei aufgeregtem Wellenschlage mehr Standhaftigkeit giebt. Bei Schnellfahrten rudern sie daher auch alle „à l'aviron“, und die Bewegung und das Tempo des Gesanges sind dabei lebhafter.

Von solchen Schnellfahrten, wobei nur Personen oder Botschaften zu überbringen, und wobei die Kanoes nicht mit Waaren bepackt sind, haben sie den Ausdruck „aller à lège“, und das dabei dienende „Schnell- oder „Post-Boot“ wird „un canot à lège“ genannt. —

Bei solchen Eil- und Schnellfahrten ist nun der Ruder-Takt noch besonders animirt und so auch der Gesang dazu. Die Schnelligkeit der „leichten Fahrt“ giebt ihnen theils besondere Lust zum Gesange, theils halten sie auch dabei das Singen besonders für nöthig, um frische, geistige Kraft für die körperliche Anstrengung zu gewinnen. — Sie sprachen mir daher auch wohl von „Chansons de Canots à lège“ (Schnell-Canoe-Lieder), und gaben mir auch zwei oder drei Weisen unter diesem Titel. Sie waren besonders lang. Doch darf man dabei freilich nicht denken, daß dies nun eine ganz streng geschiedene und bestimmt charakterisirte Classe von Dichtungen sei.

Das berühmteste „Canot à lège“ unter meinen Voyageurs hier am Oberen See ist, das „Canot du Gouverneur“ (das Canoe des Gouverneurs). Dieser Gouverneur ist nämlich Sir . . . Simson, der Gouverneur der Hudsons-Bay-Länder, der in La Chine bei Montreal wohnt und alle Jahre eine schnelle Inspectionsreise zum Oberen See und durch einen Theil der Hudsons-Bay-Länder macht. Die Leute auf dem südlichen oder Amerikanischen Ufer des Oberen Sees erzählten mir von dieser canot-à-lège-Reise des Gouverneurs Wunderdinge, die mir fast selbst wie ein

Gedicht vorkamen. „Der große Herr“ sagen sie „hat immer erschreckliche Eile. Sein Kanoe ist sehr groß und lang, und äußerst schön und leicht gebaut. Er hat immer ein Corps von 20 oder 24 Ruderern mit sich. Das sind lauter kräftige, abgehärtete und wohlerfahrene Voyageurs „Des hommes choisis! Les plus beaux chanteurs du monde!“ Sie singen immerfort die muntersten Lieder und arbeiten à l'aviron hurtig den ganzen Tag. Das „Canot du Gouverneur“ durchschneidet die Gewässer wie ein Vogel die Luft, 8 Meilen in der Stunde! Ein Dampfschiff kommt ihm kaum nach. Die Leute rudern 18 oder 20 Stunden des Tages. Am Nachtlager angekommen, wickeln sie sich in ihre wollenen Decken und schlafen rasch 4 oder 5 Stunden. Junge Leute aber, die es zum ersten Mal probiren, sind so erregt dabei, daß sie weder schlafen noch essen können. Und doch wird bei Sonnen-Aufgang schon wieder das Zeichen zur Weiterfahrt gegeben. Alle Transport-Operationen werden mit der schönsten Ordnung und Energie vorgenommen. Kommen sie z. B. in den cataraktenreichen Flüssen zu einem Felsengestein, wo die Schifffahrt aufhört, oder zu einer sogenannten Portage, so läuft das „Canot du Gouverneur“ rasch in seinen ihm bekannten Hafen. Auf Commando werden die Ruder eingezogen. Jeder weiß schon die Packete und Päckchen die er auf den Rücken zu nehmen hat. Husch! trabt er damit über die Portage. Zehn andere reißen das Schiff aus dem Wasser, schwingen es in die Luft, auf ihre Schultern, und Husch! traben sie auch damit über die Portage. Nach 10 Minuten ist schon Alles wieder eingepackt, eingeschifft, auf dem Oberen Gewässer und singend und rudernd schießen der Gouverneur und seine Leute weiter durch die Wellen.“ —

In wie weit diese Erzählung selbst mit der prosaischen Wahrheit übereinstimmt, kann der Leser beurtheilen,

wenn er die Schilderungen liest, die der besagte Gouverneur Simson bekanntlich selbst von einer seiner Reisen entworfen hat und drucken ließ.

Jene „Chansons à l'aviron“, „à la rame“, und „de canot à lège“, welche die guten Leute mir an Ort und Stelle diktirten, hier nun selber wieder zu geben, halte ich wie gesagt nicht thunlich, ungefähr eben so unthunlich, wie es für einen Botaniker wäre, die endlosen 100 Klafter langen Schlingpflanzen, die in der Magellan's Straße schwimmen, in sein Herbarium zu packen. Die Haupttugend dieser Lieder scheint eben ihre Länge zu sein. Sie müssen wo möglich für einen ganzen Fluß oder wenigstens für einen See aushalten. Sie haben daher zahllose „Bis.“ Sie pausiren bei jedem Gedanken, wiederholen ihn mit einer gewissen Verliebtheit und lösen sich zum Theil in lauter musikalische Refrains und Repetitionen auf. Sie sind wie das Murmeln der Flüsse selbst. Die Sänger, so scheint es, sind befriedigt, wenn sie ein hübsch klingendes Wort gefunden haben, das sie nach einer gefälligen Melodie ertönen lassen können, oder einen Refrain, der eine gute Begleitung zum Ruderschlage abgiebt. Der Refrain und seine stete Wiederholung nehmen so viel Zeit und Platz weg, daß der Inhalt des Gedichtes selbst am Ende fast nur als Zugabe erscheint.

So z. B. sangen sie mir ein langes Lied, dessen Refrain immer bloß das eine Mal auf: „Ma Dondon, ma dondonne! und das zweite Mal auf: „Ma luron, ma lurette! *) hinauslief. Nach jeder kurzen Zeile traten diese Refrains ein, zwischen denen die Geschichte sich wie eine lange Schlingpflanze hindurchzog.

*) „Dondon“ und „luron“ sind populäre Ausdrücke für Mädchen, Geliebte, Donna. —

Ein anderes Mal war der Dichter auf die Worte: „La Belle Rose du Rosier ‚blanc“ gestoßen. Diese Worte gefielen ihm des hübschen Klanges wegen. Auch das Bild, unter dem dabei auf die Geliebte angespielt wurde, erschien ihm ansprechend, und er machte daher so zu sagen, diesen gefälligen Klingklang zum Thema eines Gedichtes.

Aus diesem endlos langen Chanson à l'aviron: „Von der weißen Rose“ mag ich zur Probe eine halbe Elle herausschneiden, um bloß an einem Beispiele zu zeigen, wie diese Canadischen Dichter solche Thema's ausspinnen. In den ersten Versen erzählt der Dichter, wie er melancholisch gestimmt im Walde spazieren ging:

„Mais je n'ai trouvé personne (Bis und Pause).
„Que le rossignol chantant: La belle rose! La belle rose! du rosier blanc!
„Qui me dit dans son language: (Bis und Pause).
„Marie toi, car il est temps, à la belle rose! A la belle rose. du rosier blanc!
„Comment veux — tu, que je me marie (Bis und Pause) avec la belle rose!
„La belle rose! du rosier blanc!
„Mon père n'est pas content (Bis und Pause) de la belle rose.
„De la belle rose, du rosier blanc!
„Ni mon père, nani ma mère! (Bis und Pause),
„Ie m'en irai en service pour la belle rose,
„La belle rose, du rosier blanc!
„En service pour un an (Bis und Pause) pour ma belle rose! rc. ma belle rose du rosier blanc!

Doch: „Sapienti sat!“ — Das Lied geht noch unendlich lang so fort. Wer es liest, mag es langweilig finden. Doch wer damit schifft, denkt anders darüber. Eine kleine Abwechslung ist es fürs Ohr auch dabei, daß immer ein Vorsänger die Paar Worte singt, welche wie ein Sekundenzeiger die Geschichte einen Ruck weiter fortbringen,

während die Anderen dann im Chorus mit: „La belle rose“ einfallen.

Eine andere Art von Liedern haben meine Voyageurs jedoch, bei denen ich wirklich mitunter eine tiefere Poesie entdeckt habe. Das sind die sogenannten „Complaintes“.

Diese „Complaintes“ sind zwar an und für sich nichts eigenthümlich Canadisches. Sie sind überhaupt eine der Französischen Litteratur allgemein bekannte Gattung von Weisen, eine Art populärer und elegischer Romanzen. *) Doch ist es jedenfalls charakteristisch genug für Land und Leute, daß von alten zahlreichen Gattungen der Französischen Poesie gerade diese Klagelieder hier in Canada und am Oberen See in so hohem Grade eingebürgert sind.

Ueberall hörte ich sie von „Complaintes“ reden, und ich muß fast glauben, daß wohl die Hälfte ihrer Lieder aus Elegieen besteht. Ja man mag wohl behaupten, daß ihre ganze Musik und Poesie einen gewissen elegischen Anstrich habe.

Nichts sage ich ist natürlicher als dies. Sie betrachten sich als Verbannte, und zwar als Doppelt-Verbannte. Zuerst aus Frankreich und dann wieder aus Unter-Canada. Ihr Leben ist ein sehr hartes, die sie umgebende Natur rauh und wild. Man denkt bei ihren Gesängen manch Mal an die Tristia, welche Ovid und auch wohl mancher andere ausgewanderte Römische Krieger an der Donau sang, und die noch jetzt in den Gesängen der Romänen der Moldau und Wallachei nachklingen.

Ihre Lebensweise setzt sie unzähligen Gefahren und Drangsalen aus, und obgleich sie immer alle davon reden, daß sie bald wieder nach Unter-Canada, ihrer eigentlichen

---

*) Schon die alten französischen Troubadours hatten „Complaintes“ oder „Plants“ (Klagegesänge). —

Heimath zurückkehren werden, so führen dies doch wohl nur die Wenigsten aus. Und es giebt ganze Familien von Voyageurs hier am Lake Superior, die schon von Vater auf Sohn von der „Heimkehr nach Canada" gesungen und doch von Vater auf Sohn ihr Leben hier eingebüßt haben.

„Où restez-vous?" fragte ich einen der Voyageurs, der in einer Canadischen Fischer-Hütte unter uns Platz genommen hatte. Im Canadischen Französisch heißt das so viel als: „Wo wohnst Du? Wo ist deine Heimath?" — „Ou je reste?" „Je ne le peux pas te dire. Je suis Voyageur je suis Chicot, Monsieur! Je reste partout. Mon grand père étoit Voyageur, il est mort en voyage. Mon père étoit voyageur. Il est mort en voyage. Je mourai aussi en voyage. Et un autre Chicot prendra ma place! — Das ist unser Lebenslauf!" — Ich muß zur Erklärung noch dabei bemerken, daß mein Canadier wohl von Mutter oder Großmutter her etwas Indianisches Blut in seinen Adern hatte, und daß er sich daher scherzweise „Chicot" nannte. „Chicot" heißen hier in Canada zunächst die halb an- und abgebrannten Baumstumpfen. Und dann ist es auch ein Spitzname für die Halb-Indianer welche die Engländer „Half-breeds" nennen, geworden. Sie nennen sie auch wohl „Bois brulés" zuweilen auch „Bois grillés" (Angebranntes Holz), eine Anspielung auf die Farben-Nüançen die das Gesicht eines solchen Mischlings bräunt. *)

Manch Mal werden aber auch reinblütige französische „Voyageurs", wenn sie ganz unter Indianern leben, und mit ihnen verheirathet sind, den „Chicots" beigesellt. Wie sehr sich diese französischen Canadier immer den Angelsachsen

*) Außer den Halb-Gefärbten haben sie auch Viertels-Gefärbte, Quarteronen, die sie in Canada „Quarts" nennen.

gegenüber mit den Eingebornen identificiren, hatte ich oft genug Gelegenheit zu sehen, wenn sie mir von der „Irruption" der Amerikaner in die Gegenden des Oberen Sees, ungefähr in derselben Weise erzählten, wie die Indianer. Ein ganz rein französischer Canadier mit dem ich über die alten Canadischen Lieder sprach, äußerte sich ein Mal so zu mir: „Depuis que les Blancs sont entrés dons le pays nous n'usons plus de ces chansons là." (Seitdem die Weißen — er meinte die Amerikaner — ins Land gekommen sind, haben wir hier nicht mehr so viele Gesänge"). „Ehemals" sagte er, „als die Weißen noch nicht so zahlreich hier waren, da waren wir Voyageurs immer entre nous. Da hatte man Lust zu singen. Man wußte auch, daß jeder das Lied, das man anstimmte, kannte, und daß er einstimmen konnte. Findet sich jetzt eine Gesellschaft von Voyageurs zusammen, so sind oft so viele Britten, und Schotten, und Irländer und Yankees dazwischen, daß wenn man anfängt, sich oft Niemand findet, der einzufallen weiß. Da läßt man es lieber ganz bleiben. C'est bien triste à cette heure!" —

Auf traurige Ereignisse, besonders tragische Schiffbrüche und Todesfälle sind zuweilen Complainten gemacht, die dann allgemein bekannt wurden. Eine der berühmtesten derartigen Elegieen scheint mir die zu sein, in welcher das traurige Schicksal eines alten Voyageurs Namens Jean Cayeux beklagt wird. Sie besingt eine ächt Canadische Tragödie und ist charakteristisch für die Voyageurs und das Land. Jene Clompainte ist sehr lang, und ich fand leider Niemanden, der sie vollständig auswendig wußte, obwohl ich mir viel Mühe darum gab. Aber vielerwärts bekam ich Bruchstücke von ihr zu hören, und fast Jeder konnte etwas davon oder war doch wenigstens mit ihrem Inhalte bekannt.

Da ich demnach das ganze Gedicht selbst nicht geben kann, will ich wenigstens die darin behandelte Geschichte erzählen. Sie mag für viele andere ähnliche stehen.

Jean Cayeux war, der Sage nach, ein großer Canadischer Voyageur, ein bei den befreundeten Indianern wie Europäern beliebter Jäger und Pelzhändler, bekannt im ganzen St. Lorenzo-Lande. Einst reiste und jagte er am Ottawa-Flusse,*) und war für eine Zeit lang mit seiner Frau und seinen Kindern und allen den Seinen in der Nähe der Katarakten dieses Flusses, die man „Le Grand Calumet“ (die Katarakten der großen Friedenspfeife) nennt, stationirt.

Es war dies in der alten Französischen Zeit, als die Irokesen, die Anhänger der Britten, noch mächtig waren und noch häufig wilde und weitgehende Verwüstungszüge ins Land machten. Sie erschienen auf Waldpfaden schleichend, hie und da ganz unerwartet wie Blitze aus heiterer Luft, überfielen die Ansiedlungen der Franzosen und der mit ihnen verbündeten Indianer, und waren sie siegreich, so entrann dann nichts ihren erbarmungslosen Waffen und ihrem Feuer. —

Von einer solchen wie ein Blitz erscheinenden Irokesen-Horde sah eines Abends auch Cayeux plötzlich sein Lager bedroht und umgeben. Er hatte nichts zur Hand als ein Kanoe. In dieses retteten sich schnell seine Frau und Kinder, und sein junger Sohn ergriff das Steuer, das Boot zu lenken.

„Genéralement on ne saute pas le Grand Calumet“. („Gewöhnlich überspringt man das „Grand Calumet“ nicht“.) Das heißt: Gewöhnlich wagt man es nicht, in diese wilden Katarakten hinabzuschiffen. Sie sind zu

*) Bekanntlich einer der größten Nebenflüsse des St. Lorenzo.

heftig, zu felsenreich und zu lang. Man macht daher meistens hier ein „Portage“, nimmt das Kanoe aus dem Wasser und trägt es um die Katarakte herum — Cayeux's Familie aber vollführte das Wagestück, weil ihr eben kein anderer Weg zur Rettung offen war.

Er, Cayeux selber, blieb zurück, weil er das Kanoe zu beschweren und dadurch die Seinen sicherem Untergange auszusetzen fürchtete, verhieß ihnen aber, er würde sich auf Umwegen wieder mit ihnen verbinden. Zunächst sprang er auf einen Felsen in der Mitte des Flusses und sah von da aus die Seinen sicher die wilden Katarakte hinabgleiten und glücklich unten ankommen. Er sah, wie sie sich der Gnade des Himmels hingaben, wie sie die Hände kreuzten und beteten. Er sah, wie auf der Spitze des Kanoes eine weiße Gestalt erschien, und erkannte in ihr die heilige Jungfrau. Rasch vom Wasser dahingeführt sah er sie endlich den Indianern entrissen, die ihnen wie Füchse längs des Ufers gefolgt waren.

Die ganze fromme von der Jungfrau beschützte Familie kam bald zu einer Fluß-Partie hinab, wo ein starker französischer Posten stand, den die Indianer nicht anzugreifen wagten. Jetzt endlich dachte Cayeux auf seine eigene Rettung, und die Irokesen, die schnell zurückkehrten, nachdem ihnen die reichere Beute entschlüpft war, machten sich nun an seine Verfolgung. Cayeux stürzte sich in die Wälder. Aber seine Feinde schnitten ihm bald den Weg zur Verbindung mit den Seinen ab und trieben ihn weiter nordwärts in die Oberen Wildnisse des Ottawa-Flusses. Sie machten Jagd auf ihn wie Wölfe auf ein scheues Reh. Am Tage wußte sich der Flüchtling geschickt in hohlen Bäumen zu verbergen und Nachts eilte er in dem wildesten Dickicht weiter.

Die Jagd ging Tage lang fort, und stets noch hörte der arme Cayeux das Geheul der Wilden um sich her. Die Lebensmittel gingen ihm allmälig aus und es sanken auch seine Kräfte. Zwar standen am Ende die Irokesen der Jagd überdrüssig ab, und kehrten unverrichteter Dinge in ihr eigenes Vaterland zurück. Aber um den armen Cayeux war es doch auch geschehen.

Sie hatten ihn in eine so wilde, so sumpfige, hülfsmittellose und so weit entlegene Wüstenei getrieben, daß er nicht mehr die Kraft besaß, aus ihr zu den bewohnten Gegenden Canada's und zu den Seinen zurückzufinden.

Zum Schutze gegen das rauhe Wetter baute er sich in jener pfadlosen Wüste eine kleine Hütte aus Sträuchern am Ufer eines der obersten Zuflüsse des Ottawa. Dieser Zufluß war der einzige Pfad, der nach Canada hinabführte. Aber er hatte kein Kanoe, ihn zu benutzen. Auch wagte er sich nicht aus seinem Dickicht hervor, weil er fürchtete, seinen Feinden doch noch in die Hände zu fallen. Seine einzige Hoffnung war, daß Franzosen auf dem Wasser passiren und ihn erlösen möchten.

„C'est done ici, que le monde m'abondonne,
„Sainte Vierge! ne m'abondonnez pas!"

so heißt es in der Complainte. Aber Niemand besuchte ihn als die Thiere des Waldes. Ein Wolf spazierte gähnend eines Tages bei seiner Strauchhütte vorüber. „Ha! du wilder Geselle, was hast du im Sinn?" rief der schon erkrankte Cayeux ihm zu. „Noch bin ich nicht völlig gebrochen. Ergreife die Flucht! oder du mußt um den Preis mit mir ringen!"

Ein krächzender Rabe setzte sich den nächsten Tag neben ihm auf den Zweig eines Baumes. „Eh! Mangeur de chair humain!" redete Cayeux ihn an. „Du

kommst wohl, zu sehen, wie weit ich schon bin. Aber siehe, ich habe noch Kraft, dich zu verscheuchen!“ und schreiend flog der Rabe fort.

Aber er wurde mit jeder Stunde elender, kränker und schwächer, und als am dritten Tage drei kleine Singvögel kamen und sich zwitschernd vor seine Hütte setzten da fing er an zu jammern und gab ihnen eine Trauerbotschaft mit.

„Cher petit oiseau des éremites,“
„Va dire à ma maitresse,“
„Que les éremites ne pensent plus à moi.“

(Die „Eremiten“ stehen hier wohl wie in vielen Liedern der Canadier für die „Heiligen.“)

Er fühlte nun, daß seine Stunde gekommen sei, und grub sich mit Aufwendung seiner letzten Kräfte selbst ein christliches Grab. Bei dem Grabe errichtete er ein Kreuz und in das Holz schnitt und grub er mit dem Messer seine Complainte, die ganze Geschichte seines tragischen Endes, ein. (So behauptete wenigstens mein Canadier. Sie glaubten, sie sängen das von Cayeux selber auf dem Todtenlager componirte Lied. Aber ich denke mir, es werden wohl nur einige kurze Andeutungen und Winke über sein Ende gewesen sein.) —

Als er da vor seinem Kreuze lag und sterbend betete, da erschienen ihm drei französische Gesichter. Es waren drei Franzosen die des Weges fuhren.

„Mais ils me donnoient une courte joie.“ Die Freude war zu groß für ihn. Er breitetete seine Arme nach ihnen aus. Seine Augen leuchteten noch ein Mal auf vor Entzücken und dann brachen sie. Er fiel zusammen in das Grab, das er sich selbst gemacht, und seine drei Landsleute, die an dem Holze seine Complainte lasen, begruben ihn weinend.

Das hölzerne Kreuz ist bald verfault, aber die Copie seiner Complainte ist gerettet. Und das Kreuz hat man

bis auf unsere Tage oft erneuert. Und noch jetzt kennen die Voyageurs recht gut den Ort.

Da solche Cayeux-Geschichten, — wenn auch nicht mehr auf Veranlassung der nun verschollenen Irokesen — häufig genug in diesem harten Lande vorkommen, in welchem fast jeder Voyageur ein Mal in einer Lage gewesen ist, die mehr oder weniger der des armen Cayeux glich, — da bei Jedem wohl Mal die Wölfe und Raben nach seinen Gebeinen lechzend vorübergehuscht sind, so kann man sich denken, mit welcher Theilnahme sie solchen „Complainten" lauschen.

Von der Anse, September 1855.

Dreizehnter Brief.

Miscellen.

„Ich sah empor, und sah in allen Räumen Eines,
„Hinab ins Meer, und sah in allen Wellenschäumen Eines.
„Ich sah ins Herz, es war ein Meer, ein Raum der Welten,
„Voll tausend Träum', ich sah in allen Träumen Eines.
Rückert.

Geschichte von der Bestrafung eines Indianischen Stammes wegen gottloser Verschwendung.

Gewöhnlich denkt man sich die Indianer als unvorsichtige Verschwender, die schrankenlos und unbedachtsam in die Zukunft hinaus leben. Im Allgemeinen mag dies sehr wahr sein. Doch weiß man schon, wie solche allgemeine Urtheile immer Beschränkungen und Ausnahmen zulassen. Es soll manche Indianer geben, die wahre Muster von Sparsamkeit sind. Auch fehlt es nicht an Gewohnheiten und Gesetzen unter ihnen, die zum Beispiel auf eine gewisse sparsame Behandlung und auf Regulirung der Jagd hinzielen. Auch haben sie Traditionen unter sich, welche offenbar die moralische Tendenz verrathen, Sparsamkeit zu

predigen und Verschwendung zu strafen. Man erzählte mir folgendes:

Ein Mal hatte ein Stamm von Indianern ein äußerst gesegnetes Getreidejahr gehabt. Sie hatten auf ihren kleinen Aeckern eine große Menge von Korn erzeugt *). Dies machte sie aber ganz übermüthig und verschwenderisch. Sie verzehrten mehr als nöthig, ließen das Getreide herumliegen und verderben, oder gaben es den Hunden. Die Kinder schlugen sich mit den Aehren wie mit Stöcken und warfen sie nachher in den Koth.

Da sie des guten lieben Korns, von dem sie so viel hatten, ganz überdrüssig wurden, gingen sie endlich auf die Jagd, indem sie den Ueberrest ihrer Getreideschätze in Erdlöchern vergruben. Auch die Jagdthiere, Rehe, Hirsche, Elenthiere rc. zeigten sich in großer Fülle. Allein siehe da! als sie die Verfolgung anfingen, konnten sie keines dieser Thiere erlegen. Die ganze Jagd-Saison war sehr unergiebig, — zum Verzweifeln unglücklich. Die sonst so geschickten Schützen schienen wie mit Blindheit geschlagen und die Jagdthiere von doppelter Flüchtigkeit beflügelt. Sehr bald brach Hunger und Noth unter den Jägern aus.

Da erinnerten sie sich ihres lieben Korns, das sie in ihrer Heimath versteckt hatten. Sie sandten eine Deputation hin, es zu holen. Allein dieselbe fand die gesammten Vorräthe von den Mäusen aufgefressen.

Als sie mit dieser Schreckensnachricht ins Lager zurückkamen, war die Betrübniß groß und sie sahen, daß ein mächtiges Schicksal sich gegen sie erklärt habe. Sie suchten auf alle Weise die Ursache davon zu entdecken, um das

*) Etwas Korn (Mais) bauten viele Nordamerikanische Stämme schon seit unvordenklicher Zeit. Die oben erzählte Sage mag daher schon sehr alt sein.

Schicksal zu versöhnen, und wandten viel Trommelschlag und heilige Zaubergesänge auf.

Einer ihrer Leute, ein ernster Mann, der auch früher nicht an der gottlosen Behandlung und Verschwendung des Getreides, der schönen Gabe des großen Geistes, Theil genommen hatte, streifte, trüben Gedanken über das Schicksal seines Volkes hingegeben, allein und einsam im Walde.

In einer ganz wilden und wenig betretenen Gegend eröffnete sich ihm auf ein Mal eine freie Stelle. Er sah eine kleine Wiese, und mitten in derselben einen kleinen Hügel, und auf diesem eine Birkenrindenhütte.

Als er sich dieser Hütte neugierig näherte, hörte er ein leises Wimmern, Stöhnen und Aechzen aus ihr hervorkommen, und da er eintrat, fand er in Lumpen und Schmutz gehüllt ein krank und elend aussehendes Männchen auf dürftigen und abgetragenen Pelzen ausgestreckt.

„Siehe“ sprach das Männchen mit klagender Stimme zu ihm, „in welchen traurigen Zustand mich die Deinen versetzt haben. Sie haben mich ihren besten Freund, auf das gröbste vernachlässigt. Sie haben mich im Kothe und Schmutze herumgeschleppt. Sie haben es zugegeben, daß die Hunde meine Gewänder zerrissen. Sie haben mich in jeder Beziehung mißhandelt. Dies ist auch die Ursache ihres eigenen Unglücks und ihrer jetzigen Noth geworden. Denn Freunde können sich nicht entzweien, ohne sich gegenseitig Wunden zu schlagen. — Ich freue mich, daß Du zu mir gekommen bist, und mich selber gesehen hast, wie traurig ich lebe. Ich habe kein Wasser in meinem Napfe, und keine Kleidung — nicht ein Mal ein Blatt, mich vor Kälte zu schützen. Unkräuter und wilde Pflanzen wachsen in meinem Garten und die wilden Thiere des Waldes umlauern mich und ich werde wohl bald ihnen zur Beute werden. Gehe hin und erzähle dies den Deinen.“

Der gute Indianer, von Mitleiden ergriffen, versprach dies und eilte schnell zu den Seinen zurück und erzählte ihnen sofort in lebhafter Weise, in welcher Lage er den guten Geist des Getreides gefunden habe, und wie ihre strafbare Fahrlässigkeit die Ursache alles ihres eigenen Unglücks sei.

Seine Landsleute hörten die ganze Erzählung mit Staunen an, und sie erkannten plötzlich ihr Unrecht. Schnell machten sie sich auf und eilten zu ihrer Heimath, zu ihren unbestellten und mit Unkraut bewachsenen Ackergründen zurück. Sie brachten dem Geiste des Korns einen Hund zum Opfer. Sie setzten ihre Wohnungen in gute Ordnung. Etwas Getreide, das die Mäuse noch übrig gelassen hatten, diente ihnen zu frischer Aussaat. Sie schlugen sich ziemlich gut bis zum nächsten Sommer durch, hatten dann eine reiche Erndte, — nutzten sie nun sorgfältiger, und mit ihrem Neumuthe kehrte auch ein besseres Jagdglück zurück. —

Obrigkeit und Strafe.

Einen Gegenstand meiner Nachfragen unter den Indianern bildete natürlich auch der Zustand ihrer Rechts-Gewohnheiten und derjenigen ihrer Institutionen, die man etwa ihre Criminal-Gesetze nennen könne. —

Man hat mir mancherlei von ihnen in dieser Beziehung mitgetheilt, woraus hervorgeht, daß Uebelthäter allerdings unter ihnen bestraft werden. Freilich zuweilen auf eine eigenthümliche ihrer geringen politischen Entwickelung entsprechende Weise.

Ihre sogenannten Häuptlinge oder bürgerlichen Obrigkeiten spielen dabei in der Regel eine geringere Rolle als

Privatrache der durch den Verbrecher Verletzten. Bei einem Morde giebt es z. B. gewöhnlich eine Unterhandlung zwischen den beiden Familien, denen der Mörder und der Gemordete angehören. Meistens wird der Mörder als der verletzten Familie mit Haut und Haar verfallen betrachtet. Je nach Umständen wird er derselben ausgeliefert, oder es wird auch wohl beliebt, einen Preis statt seiner anzunehmen. Kann man weder über das Eine noch das Andere einig werden, so entsteht Geschlechter-Hader, und die Familien desselben Stammes behandeln sich dann wohl wie feindliche Völkerstämme, und verlangen für das vergossene Blut zur Vergeltung die Opferung des Lebens irgend eines Mitglieds der gegnerischen Familie. Man erzählte mir folgenden Fall:

Ein Indianer hatte einen andern ermordet und hatte sich darauf geflüchtet und versteckt. Die Familie des Mörders erklärte sich willig, ihn ohne Widerstand herauszugeben, wenn die Anderen sich die Mühe geben wollten, ihn aufzufinden. Darauf erboten sich zwei Mitglieder der beleidigten Familie zu Spürern und Henkersknechten, doch verlangten sie zugleich, daß der nächste Bruder des Mörders sie dabei begleite, und als Pfand ihrer Sicherheit diene. Dies wurde bewilligt und ausgeführt.

Nach langem Streifen und Reisen fand man den Mörder, der alsbald von den beiden Rächern erdolcht wurde. Die Indianischen Verbrecher und Mörder sollen bei Hinrichtungen dieser Art in der Regel eben so wenig Widerstand leisten wie unsere gefesselten und von Soldaten bewachten Sträflinge. Der Bruder wurde darnach frei gelassen. Wenn man den rechten Thäter nicht gefunden hätte, hätte jener mit seinem Leben büßen müssen.

Die sogenannten „Häuptlinge“ sind im Ganzen eine Obrigkeit von sehr schwacher Gewalt und sie wagen es

selten, Verbrecher ernstlich zu bestrafen. Sie fürchten die Privat-Rache ihrer jungen Leute. Doch kommt es wohl vor, daß sie ein Mal anordnen einem Verbrecher zur Strafe seine Flinte zu zerstören, oder seine Pferde zu erschießen. Im Ganzen genommen sollen die Häuptlinge bei den Sioux und überhaupt bei den Prärie-Indianern mehr Ansehen haben, theils weil Europäer da noch nicht ihr altes Ansehen so sehr untergraben haben, theils weil alle Büffel jagenden Stämme gewöhnlich in größeren Gesellschaften beisammen sind. Die Büffeljagd erfordert eine Art Concentrirung der Kräfte und daher einen starken Commandeur.

Hier bei den Odjibbewäs ist das alte Ansehen der Häuptlinge aus vielen Gründen schwächer. Erstlich weil sie zerstreuter wohnen. Die meisten der Jagdthiere ihrer Wälder, der Bär, das Caribou, das Elenthier, der Hirsch 2c. leben nicht in großen Heerden wie die Büffel beisammen und müssen alle einzeln verfolgt werden. Zweitens, weil die lange Berührung mit den Europäern dem alten Ansehen der Häuptlinge entgegengewirkt hat. Ehemals soll es sehr große Hauptmannschaften („Cheferies" wie die Canadier sagen), gegeben haben. Es wurden mir mehre Lokalitäten am See bezeichnet, wo einst weit gebietende Chefs saßen. Die Europäer fanden es in ihrem Interesse, diese großen „Cheferies" zu zerstückeln. Sie benutzten innere Spaltungen der Stämme und machten kleine Chefs. Die Franzosen, die Britten, die Amerikaner, alle, die hier ein Mal die Obergewalt gehabt haben, haben viele Chefs creirt. Eben so auch die verschiedenen Compagnien, die hier ein Mal walteten. Ja manche angesehene Europäische Pelzhändler („Traders") haben vielen Indianern Chef-Diplome ausgestellt, und haben es durch ihren Einfluß oft dahin gebracht, daß dieser oder jener ihrer Günstlinge sich neben den alten Erbchefs — oder wie einer meiner Canadischen

Dollmetscher sie immer nannte: „les chefs naturels" — als Häuptling behauptete. Dadurch ist nun eine solche Zerstückelung und Verwirrung in das Chef-Wesen gekommen, daß die Indianer oft nicht mehr wissen, wem sie zu gehorchen haben, und das Ansehn der „Chefs naturels" ist gebrochen.

Indianische Asyle.

Man hat mir hier von verschiedenen Landes-Asylen gesprochen, die unter den Odjibbewäs existiren und respektirt sein sollen. So hat man mir gesagt, daß ein solches Asyl am „Leech lake" (Blutegel-See), einem der Seen des Obern Mississippi, sei. Dahin, sagte man mir, könne jeder Mörder sicher fliehen, und es sei ein allgemeiner Glaube oder Aberglaube, daß man dort keine Rache an ihm nehmen dürfe. Da, sagte man, lebe auch noch jetzt der Mörder eines „Gouverneurs der Hudsons-Bay-Company" vom Redriver in völliger Sicherheit. Was es aber mit diesen Indianischen Asylen eigentlich auf sich habe, und in wiefern sie wirklich als solche heilige Asyle, wie die Alten sie hatten, zu betrachten seien, das weiß ich nicht. Vielleicht sind diese sogenannten Asyle weiter nichts als durch Natur und Lage geschützte Aufenthaltsorte in der Wildniß, und im Gebiete recht unabhängiger Stämme. Auch bei den „Pillagers" (den Plünderern), einem besonders rauh in der Mitte der Wälder lebenden Stamme der Indianer, soll ein solches Asyl sein. —

Freundschafts-Bündnisse.

Etwas recht Bewundernswürdiges ist es, daß diese „Wilden" sich auch zu der Idee einer solchen aufopfernden

Freundschaft und Verbrüderung erhoben haben, wie sie die Römischen Schriftsteller als etwas so Lobenswerthes bei gewissen alten Völkern, mit denen sie in Berührung kamen, priesen. —

Sowohl bei den Odjibbewäs, als auch bei den Sioux kommt es sehr häufig vor, daß junge Leute, die sich gegenseitig gefallen, einen Freundschaftsbund für das ganze Leben unter sich stiften. Wenn ein Paar darüber einig geworden sind, einen solchen Bund unter sich zu errichten, so tauschen sie erst ihre Pferde, ihre Flinten, ihre Pfeifen und Alles, was sie besitzen und haben, untereinander aus und dann machen sie ein Fest, rauchen zusammen und geloben sich, daß diese Mittheilung ihres Besitzthums sich jedes Mal wiederholen sollte, wo der Freund in Noth käme.

Sie stehen sich nachher überall in Krieg und Frieden bei, und verweigern sich keine Bitte. Ich habe mich oft erkundigt, ob bei der oft getadelten Wandelbarkeit des Indianischen Temperaments diese Bündnisse nicht häufig gebrochen würden, und man hat mich versichert, daß man davon kein Beispiel wisse, daß es etwas sehr Heiliges sei und immer für's Leben daure. — Bei den Odjibbewäs heißt ein auf diese Weise angelobter Freund: ein „Nidji-Kiwesi". Dies Wort kommt von „Nidji", was so viel bedeutet als: „wie ich selbst". — Sie bilden von diesem Worte auch ein Verbum, was so viel heißt als: „Ich habe ihn zu meinem eignen selbst", *) oder „zum Freunde". — Auch unter den Mädchen und Frauen sollen mitunter solche bleibende Freundschaftsbündnisse geschlossen werden. —

---

*) „Nind owidji kiweima."

Beleidigungen unvergeßlich.

Schon den kleinen Kindern der Indianer scheint das Gefühl der Rache unglaublich tief im Blute zu stecken.

In einer Erziehungsanstalt für Indianische Kinder erzählte man mir darüber folgendes. Ein kleines Mädchen von 6 Jahren, das man in diese Anstalt brachte, wurde von der Lehrerin bei einer Gelegenheit sehr hart angelassen, gescholten und gekränkt. Die Kleine glaubte es sei ihr ein großes Unrecht geschehen und sie sei arg beleidigt worden.

Nach drei Jahren kam ein Mal der Vater der jungen Schülerin zum Besuche, und setzte sich zum vertraulichen Schwatzen mit seinem Töchterchen hin. Wie groß war die Verwunderung der Lehrerin, nachher zu hören, daß das Erste, was die Kleine dem Vater mitgetheilt hatte, jener für sie so unangenehme und verletzende Vorfall vor drei Jahren gewesen war. Das Mädchen hatte während der ganzen Zeit der Sache zwar nie mehr erwähnt. Aber sie hatte dieselbe doch auch nie vergessen, hatte stets darüber gebrütet, und so wie der Vater erschien, flossen ihre Lippen von Dem über, wovon ihr Herz voll war. Sie führte laute Klage bei ihm und forderte ihn auf, ihr Genugthuung zu verschaffen. —

Bestrafung des Vorwitzes.

Wie das Weib, so muß auch die Jugend in den Rathsversammlungen der Indianer ein höchst bescheidenes Stillschweigen beobachten.

Die alten Leute sitzen bei unseren hiesigen Berathungen immer in der Mitte des Cirkels, dicht neben dem

Platze, wo die Amerikanischen Agenten ihren Tisch haben und wo die Redner auftreten. Einigen von ihnen, die sehr alt sind, giebt man sogar Stühle zum Sitzen. Ihnen zunächst sitzen die andern Alten im Grase bei einander. Weit hinaus in zerstreuten Kreisen liegen die jungen Burschen umher. Es sind darunter selbst Männer von 20 und 25 Jahren. Sie mischen sich nicht anders in die Unterhaltungen und Besprechungen, als nur dann und wann durch ein lautes „Ho! Ho!“ oder sonst einen Beifallsruf.

Die Ansichten der Indianer über die sehr langdauernde Unmündigkeit der Jugend sind sehr strenge, und die jungen Männer, welche sich nicht diesen Ansichten gemäß benehmen, werden oft rauh genug angelassen. Ein Mal, so erzählte man mir, wurde ein sehr alter und hoch berühmter Redner mitten in seiner Rede von einem jungen Unverschämten auf sehr unschickliche Weise unterbrochen. Der alte Redner, obwohl er in seiner Miene wenig Affect zeigte, war doch innerlich so sehr darüber entrüstet, daß er seinen Tomahawk ergriff, dem vorlauten Gelbschnabel den Kopf spaltete, und gleich darauf ruhig, als wäre nichts geschehen, in seiner Rede fortfuhr. —

Namengebung.

Wenn in einer Familie der Odjibbewäs ein Kind geboren wird, bleibt es oft erst eine Zeit lang ohne Namen, bis sich eine Gelegenheit dazu herausstellt, oder bis der Vater „den rechten Traum“ dazu gehabt hat, und dann nennt er seinen Sohn je nach dem Gegenstande, der ihm im Traum erschien, z. B. „die dunkle Wolke“ oder „der graue Himmel“ oder „der schwarze Vogel“ oder „der heftige Regen“. —

Kann der Vater mit seinem „Traume“ nicht zu Stande kommen, oder hat er kein volles Vertrauen zu dem von ihm selbst gefundenen Namen, so ladet er einen einflußreichen Freund ein, über den Namen seines Kindes zu „träumen“. Zuweilen thut er es auch, um dem Kinde noch den guten Einfluß des Namens dieses Freundes zu verschaffen. Und dieser bringt dann dem Kinde noch einen zweiten Namen zum Angebinde. z. B. „der Mann der läuft“ oder „die weiße Otter“ oder „der gelbe Fuchs“ oder sonst etwas. Die Thiere des Waldes sind bei solchen Namen-Gebungen immer besonders willkommen. Die Indianer gehen damit bis zu sehr kleinen Geschöpfen hinab, bis zur „Ratze“. Ich kannte selbst eine Frau, welche „die Moschus-Ratze“ (Wajaschk) hieß. Die von Europa eingeführten Thiere. z. B. das Pferd, der Esel, das Schwein, sollen unter den Indianischen Namen gar nicht vorkommen. Recht häufig aber ist der „Ochse“ (Pijiki), der schon seit unvordenklichen Zeiten in den Wildnissen des Landes lebte.

Zu den beiden Namen — des Vaters und Freundes, — kommt nun oft noch ein dritter hinzu, den das Kind empfängt, wenn es im Tempel (in der Buschhütte) präsentirt und in den großen religiösen Orden (Midä) aufgenommen wird. Bei dieser Ceremonie, die, wie ich zeigte, unserer Taufe sehr gleich sieht, empfängt das Kind noch einen andern Namen, meistens den eines besonders dazu eingeladenen Pathen. Welcher von allen diesen Namen die Oberhand bekommt, und fürs Leben der einzige und bleibende wird, hängt dann vom Zufalle ab. Recht oft ist es der in der sogenannten Taufe ertheilte.

Man hat mir behauptet, daß es keine besondere Weise bei der Namen-Ertheilung an das weibliche Geschlecht gäbe. Sie empfangen, sagte man mir, auch wie die Männer, die Namen: „Ochse“, „Fuchs“ &c. Nur hängt man

dann dem Namen immer das Wort „ikwe“ (Frau) an. Doch gab man mir dann wieder als recht häufig bei Frauen vorkommende Namen unter andern folgende: „Miskogijig-ikwe“ d. h. „die Frau des rothen Himmels“ ferner: „Niganigijig-ikwe“ d. h. „die Frau, die zum Himmel voran marschirt“ ferner: „Ogimangijik-ikwe“ d. h. die Königin des Himmels“.

Es hat immer einige Schwierigkeit den rechten Namen einers Indianers zu erfahren, und wenn man mit einem Individuum allein ist, ist dies fast unmöglich, weil sie sehr damit hinter dem Berge halten. Sie scheuen sich, ihren Namen zu nennen. Ja, sie antworten auf eine direkt darüber an sie gerichtete Frage gar nicht. Wenn man wissen will, wie ein Indianer heißt, muß man einen Anderen darüber befragen.

Die Frau des Unbekannten scheut sich auch gewöhnlich, darüber Auskunft zu geben. Wenn man sie fragt: „Wem gehört die Flinte?“ und wenn es die Flinte ihres Mannes ist, so sagt sie: „Das gehört ihm!“ — Fragt man weiter wer mit dem „ihm“ gemeint sei, so sagt sie: „Dem, der da seinen Sitz hat!“ indem sie dabei auf den Haus- und Ehrensitz ihres Mannes weist.

Ein Indianer, den ich ein Mal um seinen Namen fragte, zauderte und schwieg lange. Endlich stieß er einen Nebenstehenden an, und sagte ihm: „Dites donc mon nom!“

Ein anderer alter Indianer, den ich ein Mal um die Ursache dieser Scheu, die sich bei allen Indianerstämmen finden soll, fragte, antwortete: „Nous croyons, que ça diminue notre valeur“ (Wir glauben, daß dies unsern Werth vermindert). Mit andern Worten: Es ist gegen ihre Würde.

Wie beim Eintritt in den Midä-Orden, so werden ihre Namen auch sonst noch zuweilen vermehrt oder verändert,

wenn sie in ein ganz neues Lebens-Verhältniß eintreten. Zum Beispiel sehr gewöhnlich, wenn sie als Schwiegersöhne Mitglieder einer andern Familie werden. Gewöhnlich ist es die Schwiegermutter, die dem jungen Manne ihrer Tochter einen neuen Namen giebt. Dieser neue Name wird von irgend einem auffallenden Umstande hergenommen der das erste Auftreten des Schwiegersohns in der Familie begleitete, oder von irgend einer Aktion, die er dabei vornahm. So z. B. wurde ein Schwiegersohn „der Mundschenk“ genannt, weil er beim Eintritte in das Haus der Schwiegermutter ein Getränk brachte und in ein Gefäß von ganz ungewöhnlicher Form schüttete, welches Aller Augen auf sich zog. —

Auch den Namen ihres Schwiegersohns nennt die Schwiegermutter nie geradezu. Sie bezeichnet ihn gewöhnlich nur mit Umschreibungen, zum Beispiel so: „Der, welcher die Rolle des Schwiegersohns in unserem Hause spielt.“

Kinder-Erziehung bei den Indianern.

Ich hatte oft gehört, daß die Indianer keineswegs die Erziehung ihrer Kinder völlig vernachlässigen, daß manche dabei sogar, wenn sie auch nie strenge und hart seien, doch recht entschiedenen Prinzipien folgen. Ich machte selbst ein Mal eine kleine Erfahrung darüber. Wir saßen mit einem Indianischen Häuptling zusammen und rauchten. Der Indianer hatte seinen beinahe völlig erwachsenen Sohn neben sich sitzen. Da dieser nicht rauchte, so fragte ich ihn um die Ursache und bot ihm Taback an. Der junge Mann verweigerte aber, und der Vater, — ich bemerke dabei, das er ein völlig wilder Heide aus dem Innern war, — sagte, sein Sohn rauche noch nicht, er erlaube es ihm nicht. „Mein Vater,“ setzte er hinzu, „hat mich auch so erzogen.

Ehemals erlaubten wir unseren Söhnen nie das Rauchen, bevor sie nicht völlig ausgewachsen. Jetzt wollen sie es schon vielfach den Amerikanern nachmachen, und wie diese allzufrüh damit anfangen.« —

»Was sagen Sie dazu?« fragte ich meinen Begleiter, der mir die Rede des Indianers verdollmetschte. »O!« erwiederte er, »diese Sachen verhalten sich ganz so, wie er sagt. Viele Indianer, das kann ich Ihnen aus vielfacher Erfahrung versichern, erziehen ihre Kinder ganz so streng wie Presbyterianische Familien im Osten, und erlauben ihnen keine Art von Extravaganzen, halten sie vielmehr — mitunter wohl gar zu übertrieben, — zum Fasten, Entbehren und Entsagen an. Sie lassen es auch nicht an Ermahnungen und Lehren aller Art fehlen, und es ist zuweilen ganz erbaulich, Abends den Reden zuzuhören, die ein alter Indianischer Vater vor seinen Kindern und Kindeskindern hält. Ich kannte einen Indianischen Jäger, der ein wahrhaft exemplarischer und höchst liebevoller Hausvater war. Wenn er des Abends von der Jagd zu Hause zurückkehrte, so hatte seine Frau längst ein warmes Gericht für ihn bereitet und empfing ihn damit. Sie rang seine nassen Kleider und Mokassins aus, und hing sie zum Trocknen ans Feuer. Er, nachdem er gegessen, legte sich auf sein Lager, und da krochen dann die Kinder zu ihm heran. Er scherzte und lachte mit den Kleinen, und die älteren rief er zu sich, befragte sie über ihr Thun und Treiben, gab ihnen gute Lehren und Lebensregeln und erzählte ihnen Geschichten.« —

Väterliche Mahnung.

Einer der hiesigen Indianer Namens „Naganab“ d. h. »der Mann, der allen voran ist«, erzählte mir, wie er ein

Mal in seiner Jugend etwas verbrochen habe, und in welcher Weise er dafür von seinem Vater bestraft sei. Dieser, sagte er, habe ihn an einen Pfahl gestellt, und dann habe er ihn überall mit den Händen betastet, erst auf der rechten und dann auf der linken Seite, bis er endlich die Stelle seines Herzens gefunden. Da habe er angehalten, mit der Hand gefühlt und gesagt: „Aha halt da! Es pocht! Also hast Du doch ein Herz. Nun das freut mich! — Laß weiter sehen!“ — Dann habe er ihn am Kopfe eben so herumgetastet, bis er seine Ohren gefunden. „Aha! halt da!“ habe er wieder gesagt. Ich glaubte, Du hättest vielleicht keine Ohren. Aber ich sehe ich habe mich geirrt. Du hast also gar keine Entschuldigung. — Pfui schäme Dich! Gehe fort, brauch deine Ohren in Zukunft besser. Denke an das Herz, das Dir im Busen schlägt! Und thue nie wieder, was Du thatst!“

Traum eines Indianers vom Paradiese der Christen.

Ein Indianer in Fond du Lac *) hatte eine große Neigung zum Christenthum gefaßt, und schon dachte er darauf sich taufen zu lassen. Er erkrankte aber am Fieber, und mitten in seinen Fieber-Phantasien träumte ihm, er stiege auf der Himmelsleiter in die Höhe. Er gelangte auf einen hohen Berg, auf dem sich eine weite und schöne Wiese ausdehnte. Er bemerkte im Grase zahllose „Trails“ (Fußwege) mit den Fußtapfen und Spuren unzähliger Menschen. Er untersuchte sie näher und fand, daß es Fußtapfen von Weißen wären. Er untersuchte noch mehrere, — alle! — und er fand, daß sie sämmtlich von Weißen herrührten. Er konnte keine einzige Spur eines Mokassins eines Indianers unter ihnen entdecken. Da wurde

*) Fond du Lac ist das äußerste West-Ende des Oberen Sees.

ihm angst und bange auf dieser schönen Wiese. Er fürchtete, daß er gar keine Landsleute im Christlichen Paradiese antreffen würde, daß sie alle ausgeschlossen wären. Erschreckt und schnell stieg er die Himmelsleiter wieder hinunter und als er erwachte, da fühlte er sich dem Christenthum ganz abgeneigt, und blieb ein eigensinniger Heide wie zuvor.*) —

Indianisches Geisterklopfen.

Die Indianer sind längst große Spiritualisten, Geisterseher, Tischklopfer, und vielleicht auch Magnetiseure, was wir „Gebildeten" in Europa Alles mehr oder weniger erst in neuester Zeit geworden oder wieder geworden sind. Die Hütte, welche sich ihre „Jossakids" oder Propheten oder wie die Canadier sie nennen ihre „Jongleurs" zum Zweck der Geisterbeschwörung errichten, besteht aus dicken Pflöcken, die durch Flechtwerk verbunden und mit Birkenrinden bedeckt sind. Sie ist hoch und eng und gleicht einem Schornstein. Sie ist recht fest gebaut, und zwei Menschen, wenn sie auch alle ihre Kräfte anwendeten, wären nicht im Stande sie zu bewegen, zu erschüttern oder zu biegen. Sie ist so enge, daß ein Mann, der hineinkriecht, nur wenig Platz zur freien Bewegung hat.

„Vor dreißig Jahren" so erzählte mir ein Herr, der viel unter den Indianern gelebt hatte und selbst mit ihnen durch seine Frau verwandt war, „wohnte ich der Vorstellung und Geisterbeschwörung eines Jossakids in einer solchen Hütte bei. Ich sah den Mann, damals noch ein Jüngling, in die Hütte, die etwa 10 Fuß hoch war, hinein-

*) Diese Geschichte, die mir hier am Obern See mitgetheilt wurde, erinnert etwas an jenen aus den alten spanischen Schriftstellern bekannten Bewohner der Antillen, der auch nicht in das christliche Paradies wollte, weil er hörte, daß auch Spanier hinein kämen.

kriechen, nachdem er ein geheimnißvolles aus einer Wurzel bereitetes Getränk genommen hatte. Er begann sogleich in seinem Flechtwerk-Schornstein zu singen und die Trommel zu schlagen. Der ganze Kasten fing allmählig an zu zittern und zu beben und unter vielem Lärm ein wenig hin und her zu schwanken. Je mehr der Geisterbeschwörer sang und trommelte, desto heftiger wurden die Schwankungen des langen Kastens. Er bog sich hin- und her, auf und nieder, wie der Mast eines im Sturm und auf den Wellen umhergeschleuderten Schiffs. Ich begriff nicht wie diese Schwankungen durch einen Mann von inwendig bewirkt werden konnten, da wir nicht ein Mal von außen dazu im Stande gewesen wären«.

„Das Trommeln hörte auf, und der Jossakid schrie: »die Geister kämen über ihn«. Wir hörten dann unter fortwährendem Lärmen, Knacken, Knistern und Schwanken der Hütte zwei Stimmen in derselben ertönen, eine von oben, und die andere von unten. Von der unteren kamen Fragen und von der oberen die Antworten«.

„Beide Stimmen schienen völlig verschieden und ich glaubte sie mir nur durch eine sehr gewandte und auf das Höchste perfektionirte Bauchrednerei erklären zu können. Einige Spiritualisten unter uns aber erklärten sich die Sache durch den unklaren Spiritualismus, und behaupteten die Indianischen Jossakids hätten es nicht bloß wie wir zu klopfenden, schreibenden, zeichnenden, sondern auch zu laut redenden Mediums gebracht«.

„Der vorgelegten Fragen und der gegebenen Antworten erinnere ich mich nicht mehr. Doch blieb mir Vieles bei der Sache wunderbar, und als sich mir lange nachher eine Gelegenheit bot, den Jossakid unter der Wahrheit günstigen Umständen über sein damaliges Verfahren zu befragen, da that ich es. Er war nämlich nach 30 Jahren ein

alter Mann und ein Christ geworden, und lag zum Todte erkrankt auf seinem Lager, als mich mein Lebensweg wieder zu ihm führte. — „Onkel“ sprach ich zu ihm, indem ich mich jenes Vorfalls erinnerte, und sonst gerade nichts zu reden wußte, „Onkel, erinnerst auch Du Dich jenes Vorfalls, da Du uns ein Mal vor 30 Jahren in Deiner Hütte wahrsagtest, und uns durch deine Reden sowohl, wie durch die Bewegungen Deines Prophetenhauses in Verwunderung setztest? Ich war neugierig, zu wissen, wie Du es bewirktest, und Du sagtest mir, Du hättest es durch übernatürliche Kraft, „durch die Geister“ gethan. Jetzt bist Du alt und ein Christ geworden, Du bist krank und kannst nicht lange mehr leben. Jetzt ist die Zeit, Alles der Wahrheit gemäß zu bekennen. Sage mir doch jetzt, wie und durch welche Mittel täuschtest Du uns damals.“ — „Es scheint Ihnen vielleicht grausam“, bemerkte mein Freund zu mir gewendet, hier dazwischen, „daß ich den Alten an seinen nahe bevorstehenden Tod erinnerte. Allein mit den Indianern braucht man in dieser Hinsicht gar nicht vorsichtig zu sein. Sie sehen dem nahen Tode immer ruhig ins Auge, sprechen selbst sehr gelassen davon, und hören auch andere ohne Furcht davon reden.“ — „Ich weiß es, mein Onkel“ erwiederte mein kranker Indianer, „ich bin ein Christ geworden, ich bin alt, ich bin krank, ich kann nicht lange mehr leben, und ich kann nichts anderes als die Wahrheit reden. Glaube mir nur, ich habe Euch damals nicht getäuscht. Ich habe die Hütte nicht bewegt. Sie hat sich von der Gewalt der Geister erschüttert. Ich habe auch nicht mit doppelter Zunge geredet. Auch habe ich Euch nur wieder gesagt, was die Geister mir sagten. Dazu haben die Geister selber gesprochen. Ich hörte ihre Stimmen. Die Hütte war oben mit Stimmen erfüllt, und es offenbarte sich mir dort ein Lichtglanz, und vor mir eröffneten

sich der Himmel und weite Länder. Ich konnte sehr weit um mich her schauen und ich glaubte, das Entfernteste zu erkennen." — Der alte sterbende Jossakid sagte dies mit so vielem Ausdruck einfacher Wahrheit und fester Ueberzeugung, daß mir es wenigstens schien, daß er sich selber nicht für einen Betrüger hielt, und daß er an die Kraft seiner Zauberkünste und an die Wirklichkeit seiner Anschauungen glaubte". —

Giftmischerei.

Auch Giftmischerei soll unter diesen Indianern nichts Seltenes sein. Viele Kenner haben mich versichert, daß sie aus Pflanzen, auch aus Thierkörpern, z. B. aus dem Herzen und der Leber der Kröten Gifte zu bereiten wissen, oder doch wenigstens an die Kraft ihrer so bereiteten Gifte und Mittelchen glauben.

Die Indianischen Mädchen und Weiber pflegen die Gummi mancher Bäume zu kauen. Und die Männer und Liebhaber bringen ihnen dann wohl solchen Gummi zum Geschenke. Bei beleidigten und verstoßenen Liebhabern aber soll es zuweilen vorkommen, daß sie solche Geschenke aus Rache vergiften.

„So ein von Rache glühender Liebhaber," erzählte mir ein Voyageur, „sitzt dann einsam im Walde und bereitet seine Gifte und seinen Gummi, indem er finstere Lieder dazu singt. Zum Beispiel einen Vers wie folgenden: „Je me vengerai de cette femme! Je me vengerai de cette femme! Je lui ferai honte. J'entends bien ce quelle dit de moi. J'entends bien ce quelle pense de moi. Je lui ferai honte!" Verse dieser Art wiederholt er ganze Abende hindurch, und nährt sich dabei von

Rachegedanken. Hat er sein vergiftetes Geschenk fertig, so sucht er sich einen Freund, der es dem Mädchen überbringe. Oft hat freilich das Gift, in dessen Bereitung sie nicht so geschickt sind, wie die alte Italienerin Toffana, weiter nichts zur Folge, als ein heftiges Nasenbluten oder dem Aehnliches. —

Zahllos sind die Besprechungs-Arten und Wunder-Prozesse, durch die sie Anderen glauben schaden zu können. Wenn sie einem Nächsten Schmerz, Tod oder sonst was Böses wünschen, so schlagen sie zum Beispiel folgendes Verfahren ein: Sie machen ein kleines Menschenbild von Holz, das ihren Feind oder ihr Opfer darstellt, nehmen eine Nadel und stechen dem Holzfigürchen Löcher in den Kopf oder in die Herzgegend, oder wo sie nun eben wünschen, daß es dem Feinde schmerzen solle. Soll er daran sterben, so begraben sie dies Bild unter gewissen Zaubersprüchen und stecken vier rothe Stiftchen auf das Grab. Zuweilen verbrennen sie das Opfer auch „in effigie". Stirbt es wirklich, so rühmen sie sich dann dessen noch wohl hinterdrein und sprechen: „C'est moi, quil'a tué par ma force supernaturelle". (Ich habe ihn getödtet durch meine übernatürliche Kraft).

So wie sie zuweilen die Kranken, denen sie schaden wollen, in effigie hinrichten, so machen sie es auch umgekehrt zuweilen mit den Krankheiten selbst, wenn sie einen Leidenden helfen wollen. Wenn keine andere Cur anschlagen will, so machen sie wohl aus Stroh und ausgestopften Kleidern eine menschliche Figur, ein Phantom, das die Krankheit oder den bösen Geist, der den Kranken plagt, darstellen soll. Diese Figur bringen sie in eine Medizin-Loge (Tempel) und schießen mit Pfeilen in Gegenwart des Kranken, bis sie ganz zerschossen ist, und in Stücke zerfällt.

Dergleichen Praktiken soll man recht häufig bei den „Pillagers“ und den andern entfernten Odjibbewäs am Obern Mississippi sehen. —

Doch kommt viel Aehnliches auch noch am Obern See vor. Ein solches durchlöchertes Holzpüppchen, wie ich es oben beschrieb, mit allem Zubehör, zeigte man mir hier in der Anse und explicirte mir seinen Gebrauch mit einer gewissen ängstlichen Geheimnißthuerei. —

Indianische Pfeifenkopf-Steinbrüche.

Auf einer meiner Kanoe-Ausfahrten von unserer Mission besuchte ich einen kleinen Steinbruch am Ufer der Bai, von dem man mir erzählt hatte, daß die Indianer da einen weichen dunklen Stein für ihre Pfeifen brächen. Ich hatte bisher immer bloß von den berühmten Pfeifenstein-Brüchen, welche die „Redpipestone-Quarries“ heißen und die sich in der Mitte zwischen dem Oberen Mississippi und dem Missouri befinden, gehört. In jenen berühmten Brüchen, die von mehren Reisenden besucht wurden, wird der weiche hübsche rothe Stein gebrochen, aus dem die Mehrzahl der Indianischen Pfeifenköpfe und namentlich ihrer Friedenspfeifen besteht. Er hat eine dunkle Fleischfarbe und läßt sich leicht bearbeiten, und die Indianer schneiden daraus Köpfe von sehr zierlicher Form. Sie schmücken das Stiel-Ende dieser Köpfe oft sehr hübsch mit allerlei kleinen Skulpturen, mit aus dem Stein geschnittenen Thieren, Menschen mit Jagdscenen, Nachbildungen von Kanoes, Hütten und anderen Dingen aus.

Für gewöhnlich aber besteht die Ausschmückung eines solchen Pfeifenkopfs blos in Einlegungen von Zinn oder Silber. In der Oberfläche der Köpfe werden allerlei

Ringe, Figuren und oft recht geschmackvoll verschlungene Schnörkel eingegraben, und diese Eingrabungen nachher mit Zinn oder Silber ausgefüllt, was sehr nett zur Fleischfarbe des Steins absticht. Zuweilen legen sie die Köpfe auch mit bunten Halbedelsteinen aus. Jene berühmten Redpipestone quarries sind bekanntlich unter den Indianern eine Art Heiligthum oder Asyl, wo Krieg und Todtschlag aufhören, weil vielen Stämmen diese Gegend für ihre Friedenspfeifen durchaus nöthig ist, und weil sie sich dort häufig begegnen.

Die Pfeife spielt aber bei den Indianern eine so große Rolle, daß sie daher auch anderswo nach dem passenden Material für sie geforscht haben. So erzählte man mir in La Pointe von einem andern berühmten „Redpipestone-Quarry", der sich im Innern von Wisconsin am sogenannten Chippeway-Flusse befinde. So hörte ich auch später wieder von einem andern unter den Indianern bekannten „Blackpipestone-Quarry" (Schwarzer-Pfeifen-Stein-Bruch) im Norden des Obern Sees in der Nähe der sogenannten „Pointe au tonnére" (Thunder-Cape). Der schwarze schneidbare Stein muß auch recht häufig vorkommen, denn man sieht viele Pfeifen davon.

Hier fand ich denn auch wie gesagt einen kleinen Pfeifensteinbruch und zwar von grauem Steine. Dieser weiche Stein war wie eine dicke Ader zwischen Schichten des gewöhnlichen Sandsteins eingekerbt, und die Indianer hatten vom See aus schon ein ziemliches Loch in die Ader hineingearbeitet. Die Sache ist auch deßwegen merkwürdig, weil diese „Pfeifensteinbrüche" die einzige Gattung von Steinbrüchen sind, welche die Indianer seit alten Zeiten in ihrem Lande gehabt haben. — Es giebt Leute unter ihnen, die sich besonders gut auf das Schneiden von Pfeifenköpfen verstehen, und die ein eigenes Gewerbe dar-

aus machen oder wenigstens einen Theil ihres Lebensunterhalts dadurch gewinnen.

Ich lernte hier einen solchen „Faiseur de Calumet“ kennen und besuchte ihn zuweilen. Er legte seine Köpfe mit Stern- und Blumenfiguren von schwarzen und weißen Steinen sehr geschickt aus. Aber freilich ging ihm die Arbeit sehr langsam von Statten, und er verkaufte seine Köpfe zu hohen Preisen zu 4 und 5 Dollars das Stück. Die Indianer bezahlen aber zuweilen noch viel höhere Preise.

Da Longfellow einen „Arrowheadmaker“ (Pfeilspitzenmacher) in seinem Hiawatha eingeführt und ihn als einen gewerbtreibenden Handwerker dargestellt hat, so war mir die Entdeckung jenes neuen „Faiseur de Calumet“ auch deßwegen interessant, weil es mir darnach schien, als ob hie und da unter den Indianern wirklich etwas von Theilung der Arbeit und von Gewerbthätigkeit existire.

Daß die hiesigen Indianer schon seit uralten Zeiten geraucht haben, das ist freilich ausgemacht, denn man findet schon Pfeifen in ihren ältesten Gräbern, ob sie aber Taback geraucht und gepflanzt haben, wie man von den Mississippi-Indianern behauptet, das scheint mir sehr zweifelhaft. Die Voyageurs und Trader haben mir wenigstens zuweilen versichert, daß die Indianer eine Tradition von der ersten Einführung des Tabacks durch die Franzosen hätten, der zu Folge ihre Vorfahren alle beim Taback-Rauchen äußerst übel zu Muthe oder wie sie sich ausdrücken „betrunken“ geworden seien. — Sie haben aber eine Menge einheimischer Pflanzen, deren Rinde und Blätter sie rauchen. Sie rauchen dieselben noch jetzt, mischen sie aber freilich ein wenig mit Taback, und nennen diese Mischung „Kinnekanik“ das heißt „Gemisch“. Sie haben erstlich eine Schlingpflanze, von den Canadiern „Le Bois tord“ genannt, — dann eine röthliche Weide, „Bois rouge“ genannt, — ferner

ein anderes Holz: „Bois d'Ourignal“ (der Elenthier-Busch) und noch eins: „Bois de fleche“ genannt. Von allen diesen Sträuchern rauchen sie die Rinde. Bei sehr großem Mangel an andern rauchbaren Dingen stopfen sie aber mitunter auch wohl Ahorn-Baum-Rinde in die Pfeife. —

Von der Anse, September 1855.

Vierzehnter Brief.

Proben von Bilderschrift.

„Faust: Hör ich recht, so muß ich glauben:
„Hinter den verschränkten Lauben
„Dieser Zweige, dieser Stauden,
„Tönt ein menschenähnlichs Lauten.

Indianische Musik-Noten.

Ich hatte gelesen, daß die Indianer nicht nur gewisse Hieroglyphen für Dinge und Begriffe hätten, sondern daß sie auch Musik-Noten besäßen zur Bezeichnung der Ton-Modificationen bei ihren Gesängen. Namentlich giebt Herr Scoolcraft in seinem großen Werke über die Indianer mehre Proben von Bildern und Figuren, die er für Musik-Noten hält. Ich hätte längst selbst gern eine Erfahrung darüber gemacht, und hier scheint mir denn endlich auch wirklich etwas der Art gelungen zu sein. Ich glaube mich von dem Faktum überzeugt zu haben, daß die Indianer wirklich die Erfindung von etwas, was man Noten nennen kann, gemacht haben.

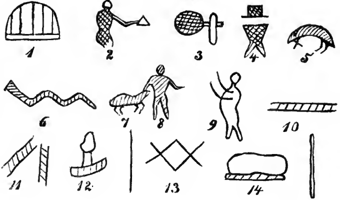
Doch ist es nöthig, daß ich die Sache mit allen den begleitenden Umständen erzähle. Ich hatte, wie ich oben sagte, bei dem alten Agabégijik auf der andern Seite des Wassers, die Bekanntschaft eines jungen Indianers, seines Schwiegersohns, gemacht. Es war eben der, den ich gleich bei meiner Ankunft bei Agabégijik mit seiner Frau am Wasser getroffen und der mir gesagt hatte, daß er Kitagiguan oder „die gefleckte Feder" heiße, und daß er ein Sohn der alten „Kitaga-nakwad-okoue" (the spotted-cloud-woman, des gefleckten Wolken-Weibes) sei.

Ich hatte im Wigwam des Agabégijik gehört, daß „die gefleckte Feder" mehre beschriebene Birkenrinden und Lieder besitze, und nach einigen Hin- und Herreden kam zwischen ihm und mir der Contrakt zu Stande, daß er mir seine Lieder zeigen, daß er sie mir nicht nur erklären, sondern auch vorsingen, und mir zugleich erlauben solle, sie zu copiren, wogegen ich als Gegenleistung natürlich eine gewisse Quantität Tabacks-Blätter ꝛc. versprach. Ich sollte am andern Tage dazu wiederkommen.

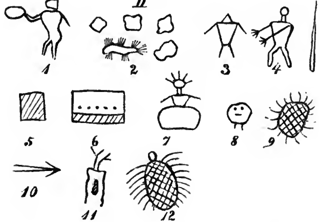
Als ich kam und „die gefleckte Feder" an sein Versprechen erinnerte, war er auch wohl willig es zu erfüllen. Doch zögerte er. Endlich sagte er mir: „es ginge hier im Wigwam nicht. Die Andern würden es hören." — „Gut" sagte ich, „setzen wir uns draußen hinaus!"

Wir nahmen im Busche auf einem Steine neben dem Wigwam Platz. Kitagiguan holte dann seine Rinden hervor und zeigte mir folgende, darauf enthaltene Bilderschriften:

I.



II



Er machte sich dann mit Hülfe meines Canadischen Bootsführers und des Dollmetschers der Protestantischen Mission, der auch dabei war, an eine Deutung der Zeichen. Freilich war diese Deutung fast eben so barbarisch, wie die

Zeichen selbst. Ich will aber doch versuchen, sie so genau als möglich wiederzugeben, weil ich glaube, daß der Leser daraus einige fernere Belehrung über die Indianer wird schöpfen können.

Mein Indianer legte mir die Birkenrinde auf den Schooß, und, indem er mit dem Finger die Figuren wies, sagte er bei Figur 1 (in Nr. 1): „Dies ist ein Wigwam und ich singe dabei folgende Worte: „Ich trete in den Wigwam der Mêdäs, in den Tempel, und bringe singend ein schönes Opfer (Nr. 2).

„Das Zeichen Nr. 3 bedeutet, daß dieselbe Stimme und derselbe Ton fortgehen.“ (Also eine Note, dachte ich bei mir, ein musikalisches Zeichen).

„Bei Nr. 4 singe ich folgende Worte: „Ich bin hier gekommen, Dich zu bitten, daß Du mir dieses Thier, den Bären, (Nr. 5) giebst. Ich will den rechten Weg dazu wandeln, den Lebensweg“ (Nr. 6).

„Jetzt habe ich (Nr. 8) ihn gewandelt, und mein Medizin-Sack (Nr. 7) ist mit neuer Kraft und frischem Odem gestärkt. Dabei singe ich weiter folgende Worte: „Gieb mir nun dieses Thier, so wie Du es mir versprochen hast zu thun, wenn ich in den „Backwoods“ (hinteren Wäldern) streifen würde zum Jagen. Du sprachst zu mir: Ich segne Dich mit meiner Fülle, und Du sollst Deinen Tisch immer voll sehen, das heißt: Es wird immer ein Thier für Dich da sein!“

„Dies ist ein langer Gesang, den ich singe, und oft wiederhole, und wie ich dies singen soll, das zeigen mir die folgenden Zeichen von 9 bis 12.“ —

„9 ist ein Zeichen dafür, daß ich die Stimme erheben soll (a kind of a note, that the voice shall go up) 10, 11, 12 bedeuten weiter nichts. Aber sie zeigen mir, wie ich weiter singen soll.“ (Also Noten! dachte ich wieder).

„13 ist eine Mèdä-Muschel. Es sieht zwar nicht so aus. Aber ich weiß, es ist doch eine. Der Mann, von dem ich den Gesang kaufte, hat es mir gesagt.“

„14 ist mein Wigwam, in den ich zurückkehre, nachdem ich gesungen habe.“ —

Die Reihe von Zeichen in Nr. II, so sagte mir „die gefleckte Feder“ sei ein Bade-Gesang d. h. ein Zauberlied, mit dem man das Schwitzbad, welches bei den Indianern nicht immer nur zur körperlichen, sondern auch zur geistigen Cur und Stärkung genommen wird, und fast eine Art religiöser Handlung ist, weiht. Das Schwitzbad stärkt auch den Jäger geistig und körperlich für die Jagd. Das niedergeschriebene Lied enthält zugleich, wenigstens in gewissem Grade, eine Schilderung der Handlungen und Vorkommnisse beim Schwitzbade.

„Nr. 1 ist eine Person die einen Stein herbeiträgt zum Schwitzbade“.

„Nr. 2 stellt die Steine selber dar und den Feuerklotz, der sie hitzt“.

„Nr. 3 ist der Patient, oder der Mann, der das Bad nehmen will“.

„Nr. 4 ist der Mann, der Medizin auf die Steine legen oder sie weihen und mit Kraft erfüllen will, und der dem Badenden beisteht“.

„Nr. 5 ist die Thür des Tempelwigwams“.

„Nr. 6 ist der Tempelwigwam selber“.

„Bei 7“, so sagte die Gefleckte Feder, „singe ich den Vers: „Ich will wandeln mit dem Manne, der auf der Weltkugel sitzt.“

Ich fragte ihn, ob das Zeichen (bei 7) nicht einen Blumentopf vorstellen solle.

„Nein“, wiederholte er, „es ist der Mann, der auf der Weltkugel sitzt.“

„Nr. 8 ist“, sagte er weiter, „mein durch Bad und Gebet erfrischtes Antlitz, Nr. 9 ist mein ebenfalls durch beides gekräftigter Medizin-Sack. Zum Zeichen, daß er große Kraft bekommen habe, daß er verwunden und tödten könne, fliegt ein Pfeil (Nr. 10) aus ihm hervor.“ (Ich habe schon oft bemerkt, wie es scheint, daß die Indianer ihren Medizinsack für wichtiger auf der Jagd halten, als ihren Bogen und Pfeil. Der Medizinsack giebt den Pfeilen, so scheint es, das wahre Leben, die rechte Richtung und Schärfe.)

„Der Pfeil fliegt gegen einen hohlen Baum“ (Nr. 11) (Die Bären sitzen häufig in hohlen Bäumen verborgen, daher man auch wohl solche hohle Bäume in den Indianischen Bilderschriften für die Bären selbst stehen sieht.)

„Zum Schlusse“ sagte mein Indianer, „stehe ich wieder da! (Nr. 12)“

„Wie so? Du?“ fragte ich, „dies Nr. 12 sieht ja aus wie ein großer Käfer, oder jedenfalls hat es nicht die geringste Aehnlichkeit mit Dir oder sonst einem Indianer“.

„Das macht nichts“ erwiederte aber mein Indianer. „Es soll doch nichts anders als mich selber, oder den singenden, badenden und opfernden Indianer bedeuten. Niemand weiß es als ich und der Mann, der mir die Schrift gegeben und gedeutet hat. Wenn es jedem unserer Freunde so leicht wäre zu sehen oder zu errathen, was die Zeichen bedeuten, so würden sie uns unsere Birkenrinden bald stehlen. Es treten daher alle Begriffe, Ideen, Personen, in verschiedenen geheimnißvollen Vermummungen auf“.

Bisher hatte mein Indianer blos gesprochen. Ich verlangte nun von ihm contraktmäßig auch noch, daß er mir das Lied selbst vorsingen solle. Aber dazu schien er sich nur schwer entschließen zu wollen. So ängstlich er

war, so begierig ward ich, die Erfahrung zu machen, daß ein Indianer nach Noten singen könne.

Er bat mich endlich, ob ich mich denn wohl mit der einen Piece (Nr. 9 — 12), wo die Noten-Zeichen vorkämen, begnügen wolle. Ich gestand ihm dies zu. Und er setzte an mit einem zitternden Tone. Aber es ging nicht.

Er sagte, wenn er ganz allein mit mir wäre, so wolle er es thun. Ich setzte mich daher weit von den Uebrigen weg ganz allein mit ihm hinaus auf den Rand des Uferabhanges wo die Gräber oben vor mir lagen und die Skalps hingen.

Als wir so ganz allein da saßen, fing er denn wieder an zu singen oder vielmehr zu murmeln. Seine Stimme zitterte und er sah sehr ängstlich aus. Mir kam es beinahe vor, als bedecke sich seine Stirn mit Schweiß. Er beugte sich mit dem Kopfe ganz nahe zu meinem Ohr, so daß sein heißer Hauch meine Wange strich. Er hatte einen guten und reinen Odem. Sein Auge flog scheu und irrend zuweilen gegen den dunklen Wald, hinter dem die Sonne schon untergegangen war. Fast sah es so aus, als wenn das wilde Waldkind an meinem Busen Schutz suche. Dabei zeigte aber der Finger immer auf die Noten und er hob und senkte den Finger und gleichfalls die stets ziemlich unheimlich murmelnde Stimme. So viel sah ich wohl, daß es nicht Noten für jeden Ton sein konnten. „Gut" sagte ich endlich, „Gefleckte Feder! ich lasse Dich los! Höre auf und da hast Du eine Menge Taback, damit Du, wenn Jemand über das, was Du mir verriethest, Dir übel wollte, Alles wieder versöhnen könnest".

Ein drittes Beispiel religiöser Bilderschrift.

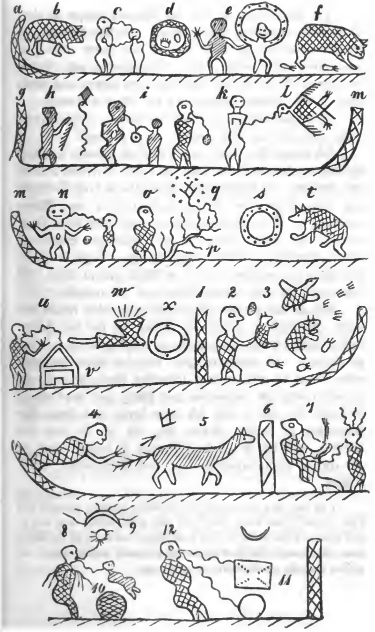
Die folgende Bilderschrift kopirte ich so sorgfältig als möglich in der Hütte eines Indianers, der aus dem Innern des nördlichen Wiskonsin hierher gekommen war.

Ich fand diesen Mann, bei dem man mich, seiner „Chansons“ wegen, eingeführt hatte, eben bei recht guter Laune. Er hatte den Abend zuvor, einer Unpäßlichkeit wegen ein Dampf- oder Schwitzbad genommen, war von seinen Kopf- oder Leibschmerzen vollkommen curirt und saß, die Morgenpfeife schmauchend, gemüthlich auf seinem Lager. Die Steine, welche ihm zur Producirung des Dampfes gedient hatten,*) hatte er noch vor sich liegen. Sie waren in einem Loche gesammelt und mit grünen Zweigen vom Lebensbaume bedeckt, „en signe de gratitude et pour marquer son respect pour le grand esprit“ (zum Zeichen seiner Dankbarkeit und seines Respects für den großen Geist).

Das Buch oder der Birkenrinden-Deckel, den er mir zeigte, und auf dessen innerer Seite die Schrift verzeichnet stand, war etwa 5 Zoll breit, bestand aus zwei Klappen und jede dieser Klappen war 1¼ Fuß lang, das Ganze maß also 2½ Fuß. Auf der einen Seite standen die folgenden Figuren-Reihen:

(Siehe Abbildung nebenstehend.)

*) Die Indianer schütten beim Dampfbade, eben so wie die Russen und andere Völker, das Wasser auf glühende Steine.


a b c d e f
g h i k l m
m n o q s t p
u w x 1 2 3 v
4 5 6 7
8 9 12 10 11

Die Bilder, die ich hier des Raumes wegen in einer Reihe habe fortlaufen lassen, liefen auf den Blättern in doppelten Reihen und zwar so, daß das untere oder Fußende immer nach außen stand. Die Figuren und Zeichen der oberen Reihe standen daher auf dem Kopfe, und wenn man sie lesen wollte, mußte man das Buch umdrehen.

Mein Indianer sagte mir, es wären: „Nagamowinninin (pluralis von Nagamowin), d. h. Gesänge.

Ich fragte ihn zuerst, wer das Buch gemacht und diese Gesänge niedergeschrieben habe. Er sagte, es sei sein Schwager gewesen, „un Indien de La Folle Avoine“ (ein Indianer aus dem Lande des Wilden-Hafers) oder ein „Menomeenee.“*) Sein Schwager habe das Buch schon lange besessen, und habe es ihm auf sein inständiges Bitten auf dem Todtenbette geschenkt. Es habe ihm, setzte er hinzu, sehr viele Zeit gekostet, bis er es Alles gelernt habe. Er habe wohl Monate darauf studirt und sich eingeübt.

Als ich ihn fragte, ob er mir denn nicht etwas von seiner Wissenschaft zukommen lassen und mir die Hauptsachen deuten könne, wiederholte er: „Das ist sehr schwer zu lernen.“ Ich versicherte ihn, daß ich schon zufrieden wäre, wenn ich mit meinem schwachen Verstand auch nur so weit käme, um einzusehen, wie schwer und w a r u m es so schwer sei; und er ließ sich dann herab, mir einige Andeutungen zu geben. Gerade so, wie ich sie von ihm empfing, will ich sie wiedergeben und sie nur hie und da mit einigen Zwischenbemerkungen und Fragezeichen unterbrechen.

---

*) Ich habe schon oben bemerkt, daß die Nation, welche die Franzosen „La Folle Avoine“ (den wilden Hafer, oder den wilden Reis) nennen, weil sie viele Seen mit dieser Pflanze in ihrem Lande besitzen, und welche bei den Amerikanern Menomeenees (das Wort bedeutet im Chippeway dasselbe) heißen, im mittlern Wiskonsin, von Green-Bay nordwärts wohnt.

„Das krumme Zeichen bei a ist das Zeichen, daß hier das Lied anfängt.“

„Der Bär (bei b) beginnt den Reigen. „Il marche là pour signe de la vie.“ (Er steht da in ausschreitender Stellung, zum Zeichen des Lebens.)“

„Bei c steht ein Knabe und sein Mentor (Vater, Onkel oder Großvater), der ihn belehrt. Man sieht das Herz des guten Mentors, und den Fluß der Rede, der aus seinem Herzen durch seinen Mund zum Kopfe des Kindes in einer schlängelnden Linie überfließt, sowie die Antworten des Kindes, die aus seinem Munde zum Herzen des Mentors zurückströmen“.

„d ist der Cirkel der Erde mit den heiligen Muscheln darin“. (?)

„e Wiederholung des Paares, des Mentors und Knaben.“ (Der Schüler scheint schon bedeutende Fortschritte gemacht zu haben. Denn sein Haupt ist in „den Kreis des Himmels“ wie von einem Heiligenscheine eingeschlossen“.

Indem er auf den Bären und seine Fußstapfen (bei f) hinwies, gab mir mein Indianer die Lehre: „On doit suivre l'ourse par ses pistes“. (Man verfolgt den Bären nach seinen Fußstapfen.) Ob dies ein wesentlicher Theil des Gesanges, oder nur die Einschiebung eines nützlichen und guten Indianischen Sprichwortes war, weiß ich nicht.

„g ist ein Pause-Zeichen. Bis dahin geht der Gesang langsam. Darnach fängt ein rasches Tempo an“.

„Bei h steht ein Knabe, der einen fliegenden Vogel beobachtet“.

„i, zwei Männer, die Muscheln in der Weise von sich geben, wie sie dies bei ihren Ceremonien zu thun pflegen“.

„k, Medä-Priester mit seinem Medizin-Beutel am Arme“.

„l ist nicht etwa, wie man denken sollte, ein fliegender Adler, sondern eben der Medizin-Sack des Mannes k. Sie machen, wie ich schon sagte, die Medizin-Säcke auch zuweilen aus Vogelbälgen. Und da diese Säcke so voll Leben und geistiger Kraft gedacht werden, so hat der Maler hier den Sack mit ausgespreizten Flügeln in der Luft fliegen lassen und seine Zauberkraft gewissermaßen symbolisirt".

„m, Pause oder Schlußpfahl einer Gesang-Abtheilung. Bei diesem Pfahle tritt Tanz und Trommelschlag ein".

„Bei n beginnt eine neue Abtheilung". (Es ist ein Paar, das sich wieder mit dem Ausbrechen einer Muschel bemüht zu haben scheint)".

„Bei o tritt ein Mann, nicht wie man nach dem Anscheine denken sollte auf einen vielzweigigen Baum-Ast (p), sondern „auf den Weg des Lebens und Gesetzes". („Il marche sur le chemin de la vie at de la loi".) Dieser Weg hat, wie man sieht, viele kleine Nebenwege. Doch schwebet über seinem Ende ein Vogel (q), von einem Ringe vieler kleinen Vögel, wie von einem Sternenkranze umgeben. Es sieht aus, als wenn der Mann (o) zu diesem Kranze, wie zu einer Belohnung oder zu einem Siegerkranze aufblicke."

„Tschibekana", sagte der Indianer, heiße in seiner Sprache: der Lebensweg. Ein Theil des Wortes bedeutet im Odjibbewä sonst gewöhnlich bloß einfach „trail", „path" (Pfad). Und das Ganze heißt: „der Weg der Todten", — „der Weg ins Paradies" — der „Lebensweg." —

„s, Ring des Himmels."

„Der Bär (t), der aber NB. kein Bär ist, sondern ein Mann in Gestalt eines Bären, marschirt auf diesen Ring los. Er sucht die Oeffnung desselben, „le centre du monde" (das Centrum der Welt), oder „le trou du bonheur" (das Loch des Glücks), zu gewinnen."

„u, Priester des Tempels oder des Medizin-Wigwams (v), der zum Schluß dieser Abtheilung eine Rede hält. Die Rede ist durch die Schlangenlinie angedeutet, die aus seinem Munde zum Dache des Tempels hinabgeht.

Zum völligen Schlusse dieser Partie wird gegessen und geraucht, angedeutet durch die Pfeife (w) und die Schüssel (x).

„1, Großer Pfahl, große Pause. Die Hauptsache, die große Ceremonie der Aufnahme eines neuen Mitgliedes in den Orden des Medä, endigt hier nun eigentlich.“

„Der Mann (bei 2) ist eben das neue so eben aufgenommene Mitglied. Er geht hinaus aus dem Tempel in's Freie mit seinem kräftigen Medizin-Sacke (3) in der Hand. Er probirt die Weihe und Kraft desselben, und die Thiere, sowohl die Bären wie die Vögel scheinen vor ihm die Flucht zu ergreifen. (So wie er sie mit seinem Medizinsacke anbläst, so scheint er sie auch mit seinen heiligen Muscheln zu schneeballiren.)“

„So mit Zauberdingen gekräftigt und mit der Medä geweiht, schießt er endlich (bei 4) einen Pfeil ab und holt richtig, wie Max im Freischütz, einen Vogel aus der Luft. Derselbe (bei 4) fällt ihm zu Füßen. Der Indianer sagte mir, es sei ein Kiniou (Krieger-Adler)“.

„Dafür aber muß er dann noch schließlich dem großen Geiste einen Hund (5) opfern“.

„6, Pause- oder Schluß-Pfahl dieser Abbtheilung“.

Die Bilder, die nun noch nachfolgen, sind so phantastisch und unseres Indianers Deutungen waren so fragmentarisch, daß ich hier auf einen Versuch zu fortlaufender Erklärung g a n z verzichten muß.

Bei 7 scheinen wieder Belehrungen über das so oft wiederholte Muschelnausbrechen dargestellt zu sein.

„Bei 8“, hieß es, „sei ein Gesang zwischen Sonne (9) und Erde (10) dargestellt. Der Gesang, sagte mein Indianer,

müsse gerade um Mittag abgesungen werden, daher die Sonne perpendikulär über der Erde schwebe.

Das Viereck (bei 11) soll ein Stück Tuch sein, wie die Priester es nach ihren Bemühungen zur Belohnung oder als Bezahlung empfangen. Warum dies Stück Tuch auch wieder zwischen den Zeichen der Sonne und der Erde schwebt, weiß ich nicht.

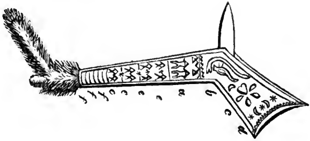
Der Priester (bei 12) singt: „„Le voilà! le sacrifice, qui a été donné au grand prêtre!" (Siehe da das Opfer, das dem großen Priester dargebracht wurde.)

Mit dieser Figur endigte die ganze Vorstellung.

Geschmücktes Tomahawk.

Bei einem der jungen, aus dem Innern zur Bai herabgekommenen Krieger fand ich ein auf beiden Seiten sehr reich ausgeschmücktes Tomahawk, oder, wie die Odjibwäs dieses Werkzeug nennen: „Wagakwadongs." Einige der darauf dargestellten Dinge waren bloß müssige Verzierungen, andere hatten eine Bedeutung.

Auf der einen Seite war eine Zeichnung, von der ich hier eine Copie gebe:



Mein Mann sagte mir, es stelle seinen Lebenstraum dar, und er habe diesen Traum am St. Croix-Flusse gehabt, als er ein ganz junger Bursche gewesen sei. Er habe 10 Tage darum gefastet.

Die beiden menschlichen Figuren bei a, sagte er mir, stellten ihn selber vor und seinen Schutzgeist oder „Führer", der im Traume zu ihm geredet und der ihm geboten hätte, aufwärts zu blicken. Als er dieses gethan, habe er einen großen, schönen Adler (einen „Kiniou") in seinem Neste sitzen sehen, wie er ihn bei b dargestellt. Der Doppelstrich unter dem Vogel, bedeute das Nest. Ueber dem Vogel habe eine Krone von leuchtenden Sternen (c) geschwebt, und dann darüber der Mond (d).

„Ich denke oft an dieses Gesicht, an diesen Adler", sagte er, „und ich denke nicht bloß an ihn, sandern ich spreche auch zu ihm, laut!"

Ich: „Hat es Dir schon einmal geholfen?"

Er: „Oft! Wenn es mir nicht hülfe, so würde ich mir nicht so viele Mühe gegeben haben, es auf mein Tomahawk zu malen."

Ich: „Kannst du mir nicht die näheren Umstände und den ganzen Verlauf deines Traumes mittheilen?"

Er: „Nein! Aber wenn ich einmal in großer Gefahr bin, und bereit bin zum Sterben, dann werde ich alle die Meinigen um mich versammeln und dann werde ich ihnen die ganze Geschichte meines Traumes offenbaren. Und dann werden sie ein großes Fest für die Gelegenheit machen."

„Die kleinen Figuren unter e sind Vögel, Kriegsvögel (War-birds).

„Die Ringe bei f, f, f, sind Marken für die Kriegszüge, welche die Odjibbewäs gegen die Sioux gemacht haben."

Ich: „Kannst du mir nicht etwas Näheres von diesen Zeichen und ihrer Bedeutung erzählen?“

Er: „Nein! Ein sehr alter Mann hat mir diese Marken eingezeichnet. Er wußte darum. Aber ich weiß es nicht!“

III.

Die Katarakten.

Rivière au Desert, October 1855.

Erster Brief.

Herreise von der Bai zu den Stromschnellen von St. Marien.

„Es bleibt der Strom nicht ruhig stehen,
„Gar lustig rauscht er fort,
„Hörst du des Windes muntres Wehen?
„Er braus't von Ort zu Ort.

Tieck.

Leider war endlich auch der Tag gekommen, wo wir wieder von der Anse-Bai und ihren merkwürdigen Menschen Abschied nehmen mußten. Mir schien es, als ließe ich da noch so manches Feld ununtersucht, so manchen Schatz ungehoben, und ich sah unser kleines Kanoe mit großer Betrübniß vom Ufer stoßen.

Wiederum läutete das kleine Glöcklein der Kirche auf dem Berge. Wieder knallten alle Flinten der jungen Burschen, und wiederum lag die übrige Bevölkerung auf den

Knieen am Ufer, den Abschiedssegen ihres scheidenden Seelen-Hirten zu empfangen. Wir waren schon der ganzen Häuser-reihe des Dorfs entlang gefahren, und die Flintenschüsse und das Glockengeläute hatten bereits aufgehört, da tönte noch hinter einem Busche ein murmelndes „Bojo! Bojo!“ hervor. Es war der alte Träumer Kagagengs, der schwarz, russig, runzlicht, wie er war, in seine wollenen Lappen gehüllt am Ufer saß und uns sein Lebewohl wünschte.

Wir fuhren wieder auf unserer alten Route, längs den buntgestalteten Felsen der Anse-Bay, hinein in die Flüsse und Seen des Innern und kamen nach einer ziemlich glücklichen, aber einförmigen und langsamen Tages-arbeit gegen Abend beim Canadier Richard, einem jener drei oben genannten eremitischen Junggesellen und habitants au Lac du flambeau an.

Es war ein äußerst munterer und humoristischer Bursche, natürlich aus einem alten adlichen Geschlecht der Normandie, der Abkömmling eines französischen Offiziers, wie sich denn fast jeder ärmste Canadier hier einer solchen Abstam-mung rühmt. Die halbindianischen Canadier machen sich recht oft mit zwei Genealogieen breit, mit einer Europäi-schen, von einem „Lieutenant du Roi“, und einer Indiani-schen, von einem berühmten Häuptling. Ich sah einen solchen Canadischen Halbindianer, einen ziemlich wohl-habenden Mann, der sowohl sein Französisches Ahnen-wappen, als auch sein Indianer-Totem (eine Otter) auf seinem Siegelringe gestochen hatte.

Richard kochte uns eine vortreffliche Fischsuppe; da ihm aber sowohl Salz wie Zucker als Würze dazu fehlte, so wollte er es sich durchaus nicht nehmen lassen, uns das Eine oder Andere von diesen Ingredienzien zu verschaffen, und obgleich der Abend stürmisch, regnerisch und gewitterig war, so griff er doch sogleich zum Ruder und Kanoe, und

machte die Reise über den See zum Nachbarn, mitten unter heftigem Donnern und Blitzen. Ich belauschte dabei seinen Gesang. Denn er sang fast immer, auch mitten in diesem Wetteraufruhr und bei dieser wirklich ziemlich überflüssigen Commission. Sein Gesang verhallte in der Finsterniß, je weiter er sich entfernte, und endlich hörte ich ihn auch wieder singend herüber kommen. Ich dachte an Menaboshu, der selbst noch im Magen des großen Fischkönigs nicht zu singen aufhörte. Er brachte uns einen ganzen Haufen von Ahorn-Zucker und unsere Fischsuppe wurde nach Indianischer Manier damit überschüttet.

Richard behauptete, dies wäre ein köstliches Gericht, und viel besser als Fischsuppe mit Salz und Pfeffer. Aber allerdings gab er zu, daß es noch einige andere Indianische Gerichte gäbe, die noch besser wären. Das delicateste von allen, sagte er, „a most elegant dish", sei ein gewisses Gemisch aus Rehfleisch und jungem Korn, das in folgender Weise bereitet würde: „Wenn das Korn, d. h. der Mais, noch ganz jung und unreif ist, so schneiden sie es ab, enthülsen es, und kochen oder backen es in ausgeglühten Gruben. Die Gruben werden zuvor mit brennendem Holze und glühenden Steinen gefüllt und erhitzt, und dann wieder gereinigt. Dann werden sie mit den Hülsen des jungen Korns austapeziert, und dieses selbst darauf gelegt und auch oben mit Blättern und zuletzt mit Erde wohl verpackt. Die so gebackenen, jungen Getraidekörner schrumpfen dabei sehr zusammen. Darauf kocht man die Körner, die sich auf die besagte Weise lange präserviren lassen, mit Reh- oder Bärenfleisch zusammen. Sie quellen dabei wieder sehr auf, haben alle ihre concentrirte Süßigkeit und Frühlingssäfte behalten und theilen auch dem Fleische einen angenehmen Geschmack mit." (Dies Indianische Gericht genießt bei allen Europäischen Pelzhändlern und Jägern eine gewisse Be-

rühmtheit. Man kann es schon in Carver's Reise am Mississippi beschrieben oder wenigstens erwähnt sehen.)

„Wer ein Mal an die Indianische Küche gewöhnt ist, der liebt sie sehr, weit mehr als die Europäische", sagte Richard und so habe ich auch viele Franzosen sagen hören. „Es bleibt bei ihnen Alles viel natürlicher". — Sie raffiniren auch in ihrer Weise darauf, wie sie nicht die Kraft und das Aroma mit dem Dampfe entschlüpfen lassen mögen. So kochen oder braten sie die Schildkröten gewöhnlich in der Schale und verstopfen ihnen dabei das Maul mit einem Stocke. Eine ganz besondere Indianische Art die Schildkröten gar zu machen ist folgende: Sie stecken dem Thiere einen Stock von Bois blanc ins Maul. Dies Holz, wenn es jung ist, hat im Innern ein etwas gezuckertes und angenehm schmeckendes Mark, von dem sie auch wohl Suppe kochen. Wenn sie ein Loch durch das Mark bohren und es auf der einen Seite anbrennen, so geht der feuchte Dampf des Marks durch die Röhre ins Innere der Schildkröte, kocht und würzt sie. Je kürzer der Stock, der mit dem einen Ende im Feuer liegt, abbrennt, desto näher schieben sie die Kröte zum Feuer hinan. -- Die allergrößten und berühmtesten Delicatessen der Wildniß sind aber folgende vier: „the Buffaloe's hump" (der weiche Buckel des Büffels über seinen Schultern), „the Elk's Nose" (die Nase des Elenthieres), „the Beaver's tail" (des Biebers Schwanz), „the Bears Paws" (des Bären Klauen). Die beiden letztern habe ich selber gekostet. Der Bieberschwanz, wenn geräuchert und dann gut und lange gekocht oder gebacken, schmeckt wie pikantes Schweinespeck. Des Bären Klauen kennt man auch wohl bei uns. Der Elenthiernase aber scheinen mir alle Kenner den Vorzug zu geben.

Ziemlich merkwürdig war es mir auch, daß die Indianer ihr Stachelschwein ungefähr gerade so bereiten und

zurichten, wie unsere Zigeuner die sogenannten Schweinigel. Sie blasen es auf und kratzen dann wie die Zigeuner von der Blase die Stacheln ab, und verzehren es halbgekocht, wie jene. —

Nachdem wir unter solchen Küchengesprächen unsere überzuckerte Fischmahlzeit genossen hatten, wollte uns Richard auch noch einen Canadischen Voyageur-Gesang, eine Complainte zum Besten geben.

„Ecoutez" hob er zu singen an, „je vais vous chanter,
„Une complainte bien composée!
„Une complainte bien triste" etc. etc.

Er war aber nicht sehr weit mit diesem elegischen Gesange gekommen, so wurde er selber davon so gerührt, daß er anfing zu weinen. „Hélas! je braille" seufzte er, „je ne peux pas chanter!" Zwischendurch schmauchend und schluchzend hob er zwar noch ein Paar Mal wieder an. Aber ich konnte weiter nichts verstehen, als daß von einem ertrunkenen Voyageur die Rede war, und von seinem Hunde, der den Körper seines Herrn entdeckte. Mit bebender Stimme sang er:

„On a bien cherché son corps
„Sans avoir pu le trouver
„C'est son chien, qui a fait apercevoir
„Son maitre noyé — — —.
„Hélas c'est si touchant. Je n'en peux plus!"

„C'est, qu'il a connu personellement ce voyageur" bemerkte uns unser Voyageur Du Roy dazwischen. „Ah le bon Richard. Il a le coeur si tendre!"

Statt eines Gesanges, wurde eine förmliche Scene daraus. Und wir hatten Noth unsern gefälligen Wirth zu trösten. — Die Sache war mir merkwürdig genug daß diese rauhen halbverwilderten Bärenjäger in diesem eisigen Norden sich doch immer noch ein „coeur si tendre" bewahrt haben. —

Den folgenden Tag marschirten wir wieder durch die wilden Wälder zum See-Strande hinab und kamen dann nach wenigen Tagen — oder um auf Indianische Weise zu reden, nach wenigen „Nächten“ — über den See im sogenannten „Sault de St. Marie“, einem Oertchen bei den Stromschnellen des St. Marien-Flusses an.

Die mächtige Wasserausschüttung aus dem Ostende des oberen Sees, die man den St. Marienfluß nennt, ist eine Combination von sehr verschiedenartig gestalteten Gewässern. Der Fluß vertheilt sich in mehre breite Arme, die sich auseinander thun, wieder vereinigen und wieder spalten. Zu wiederholten Malen sammeln sich diese Arme in breiten Seebecken, in denen sie zur Ruhe gelangen, und schießen dann wieder in engen Passagen von einem See zum andern hinüber, indem sie Stromschnellen oder sogenannte „Rapids“ bilden. Es entsteht auf diese Weise ein Labyrinth von kleinen und größeren Inseln und den ihnen angehörigen, mannigfachen Flußabschnitten.

Kanoefahrten in diesem wilden Wasser-Labyrinthe sind köstlich. Die Inseln- und die Festlandufer sind mit dichten Waldungen von Laub- und Tannenholz bedeckt. Auf der Canadischen oder östlichen Seite ziehen sich die letzten Ausläufer der Canadischen Höhenkette heran, die hier aber von den Wassergöttern, oder wie die Indianer sagen, von Menaboshu durchbrochen wurden, um dem See Luft zu geben. Meistens sind auch diese Höhen mit Waldung bedeckt. Doch springen zuweilen einzelne Partien nackter, dunkler Urgebirgsfelsen zum Ufer vor, und streuen ihre Trümmer in Fluß und Seen aus.

Einige der Inseln: „St. Joseph's-Insel“, „Drummond's-Insel“, „Anebish-Insel“, „die Zucker-Inseln“, sind jede so groß wie eine deutsche Grafschaft; zahllose, aber so klein wie ein Präsentirteller, und hie und da sieht man

sich von einer Menge Inselchen umgeben, deren jede kaum für zwei oder drei Bäume Platz hat.

Zwischen allem Dem schütten sich die crystallklaren Wasser des oberen Sees hindurch, bald in den großen Becken gemächlich kreisend, bald in den engen Passagen wie Waldbäche wirbelnd.

Die Inseln und Ufer sind noch im Zustande primitivster Urwildniß. Ihr Inneres ist vollkommen unbewohnt und unbebaut, der Art mit Sumpfstellen, Felsblöcken, Baumklötzen und faulenden Stämmen verrammelt, daß die Bären sich kein besseres Dickicht wünschen können. Selbst die nächsten Berggipfel, die man der Aussicht wegen besteigen möchte, kann man nur mit der Axt und Säge in der Hand erreichen. Die meisten Gipfel sind noch so unberührt und unerstiegen, wie es die Alpen-Jungfrau vor 50 Jahren war.

Nur hier und da am Uferrande der Inseln hat ein einsam hausender Amerikanischer Colonist oder eine Familie Französischer Canadier ein Blockhäuschen gebaut, den Wald rings umher ein wenig gelichtet, den Boden geebnet und etwas Anbau begonnen, besonders an den knappen Flußengen, wo die gegenüberliegenden Ufer nahe sind, und bei den „Rapids“, wo der Fischfang ergiebig ist.

An einer dieser Flußengen giebt es auch ein Dorf von Odjibbewäs, eine Indianische Mission, „Rivière au Desert“ genannt. Es ist vermuthlich schon eine uralte Indianische Wohnstätte. Und eine christliche Pflanzung mag bereits in den alten Zeiten der ersten Canadischen Jesuiten-Missionen hier existirt haben. Wenigstens ist der Name „Rivière au desert“ alt, und kommt schon in vielen früheren Berichten über das Land vor. Aber die Zustände, so wie sie jetzt dort sind, die methodistischen und andern protestantischen Kirchlein, die man neben der katholischen Kapelle

gepflanzt hat, die Indianischen Familien, die man jetzt hier angesiedelt und gesammelt hat, der Bezirk, den man ihnen als ihre Reserve abgesteckt hat, dies Alles stammt erst aus neuerer Zeit.

Den Namen des Dörfchens, „Rivière au desert“, könnte Jemand, der bloß das Französische Lexikon der Pariser Akademie zu Rathe zieht, sehr unrichtig übersetzen. Er würde unter dem Artikel „Desert“ nur Anspielungen an die Wüste Sahara und andere unbewohnte Landstriche finden und würde auch in dieser Canadischen Waldwüste seine Uebersetzung, „Wüstenbächlein“, für sehr treffend halten. Der Ausdruck ist aber nicht Französisch, sondern Canadisch, und die Engländer haben ihn mit „Garden River“ (Garten-Fluß) wiedergegeben, und dies ist nach Canadischer Sprach- und Denkweise die richtige Uebersetzung. Wie die Begriffe „Garten“ und „Wüstenei“ allmälig in einander übergehen und identisch werden können, mag auf den ersten Anblick sonderbar erscheinen. Der Amerikanische Reisende versteht es aber leicht. Die Natur ist hier von Haus aus ein gefälliger, wilder Waldgarten. Bricht der civilisirte Mensch mit seinem Anbau in sie ein, so schafft seine Axt, sein Sengen und Brennen zunächst eine Wüste voll halbverkohlter Baumstumpfe und Pflanzengerippe.

Die „Improvements“, die zwischen den Baumstümpfen eingesäeten Hafer- und Gerstenhalme sind so sparsam, daß man sie kaum als etwas Gefälliges wahrnehmen kann. Die französischen Canadier haben daher, sich selber gleichsam als Natur-Verwüster anklagend, einen solchen Culturfleck „un desert“ genannt. *) Da allmälig wieder etwas

*) Sie haben auch ein Verbum davon gebildet: „deserter“, d. h. „den Wald verwüsten“, d. h. „Cultur schaffen“

Gartenähnliches daraus wurde, so ist dann der Name auch für diese Cultur-Oase geblieben. Die später kommenden Engländer haben das Wort, wie gesagt, mit „Garden“ übersetzt. Das Nomen appellativum ist zuweilen, wie in unserem Falle ein Proprium geworden.

Die erste Hälfte des Namens „Rivière“ rührt von einem Flüßchen her, das sich von den Canadischen Gebirgen herab ergießt, und die Anlagen des Dorfes in zwei Theile theilt. — „Auf der einen Seite des Flusses“, so erzählte man mir schon im Voraus, „erstreckt sich die Reihe der Hütten der protestantischen Indianer, mit ihren hölzernen Kirchen, und auf der anderen Seite liegt das Häuflein der katholischen Hütten rings um ihre Kapelle herum zerstreut.“

Ich war sehr begierig die kleine Pflanzung kennen zu lernen und da ein trefflicher Freund von mir, der katholische Missionär, unter dessen Obhut sie stand, eben dahin reisen und mich freundlich als Begleiter annehmen wollte, so rüsteten wir uns schon vom frühen Morgen an zur Abreise.

Aber wenn irgendwo, so wird in diesen Indianischen Ländern das Sprichwort: „Früh gesattelt, spät geritten“, zur bitteren Wahrheit. Man hatte uns auf verschiedene Reisegelegenheiten Hoffnung gemacht, doch hatten sich diese Hoffnungen noch im Laufe des Morgens aus verschiedenen Gründen zerschlagen. Endlich hatten wir einen Indianer, der mit seiner Familie nach Rivière au desert zurückkehren und gleich abreisen wollte, gefunden und engagirt. Aber die October-Sonne neigte sich schon zum Untergange als wir — der Indianer, seine Frau, ihre Buben und Säuglinge, mein Freund und ich, Alle miteinander endlich in dem kleinen, zerbrechlichen Waschtroge von Birkenrinden-Canoe eingeschifft und verpackt waren und die nordöstlichen Arme des St. Marien-Flusses hinabgleiteten.

Unser Indianer und seine Frau nahmen den Rudersitz ein, und schlugen den Takt so fleißig und regelmäßig wie eine Dampf-Maschine. Mein werther Freund von der Kirche setzte sich ans Steuer und gab unserer Nußschaale die nöthige Richtung.

Diese trefflichen Männer, die gelehrten Seelensorger der Canadischen Missionen müssen immer ein wenig von der Lebensweise und den Künsten der Canadischen Voyageurs sich aneignen. Sie verstehen sich auf die Leitung des Canoes, auf die Führung der „Barke von Makinak“, auf die Anschirrung und Handthierung des Hunde-Schlittens. Sie sind gute Segler, halbe Matrosen und machen auch ihr Costüm, ihre Wasserstiefeln, ihre dem Southwestern ähnliche Kopfbedeckung, den Sümpfen, dem regnerischen und stürmischen Klima ihrer weitläufigen und wüsten Kirchspiele anpassend, so weit als es sich thun läßt, ohne dabei das Costüm der „Black Robes“ ganz zu verwischen.

Chateaubriand hat auf eine höchst anziehende und wahre Weise die Drangsalen und Mühen, welche die alten Missionäre in diesen wilden Gegenden geduldig übernahmen, um den Garten der Kirche anzubauen, geschildert, und ich darf es mir gewissermaßen selbst herausnehmen über diesen Gegenstand mitzusprechen, da ich wohl beinahe alle die alten Reise- und Lebensschilderungen der früheren Kirchenboten gelesen und ihnen mit theilnehmendem Eifer auf Schritt und Tritt gefolgt bin. In unserer Zeit, die nicht mehr eine Blüthezeit der religiösen Märtyrer ist, ist es besonders erfreulich in einem Lande zu weilen, wo diese Epoche wenigstens noch nicht ganz verklungen ist, und mit Männern zu verkehren, die sich für höhere Zwecke die größten Entbehrungen auflegen, ja, die auch wohl geneigt wären, ihr Leben hinzugeben für ihre „Kirche“.

In der That Alles, was ich hier tagtäglich über den frommen Muth, über den Duldersinn nnd den aufopferungslustigen Eifer dieser Missionäre am Oberen See höre, es entlockt mir Bewunderung. Es sind wohlerzogene, gebildete und gelehrte Männer, und wohl zum Theil besser gebildet als viele andere, und doch entbehren sie alle Genüsse und Bequemlichkeiten nicht nur, sondern auch alle Inspirationen und Geistes-Anregungen der gebildeten Gesellschaft. In hölzernen Blockhütten, vereinzelt und zerstreut, leben sie an diesem großen See herum, oft kaum viel besser als die Eingeborenen des Landes selbst. Ihre Inspirationen müssen sie ganz und gar aus ihrem eignen Busen und dem Gebete schöpfen. Nur der Gedanke der großen Allgemeinen Kirche, der sie angehören, hält sie mit der Gesellschaft und Welt zusammen. Freilich finden sie darin einen sehr starken Halt und einen Sporn zu Anstrengungen, den unsere protestantischen Missionäre entbehren. Diese vielgespaltenen arbeiten zunächst nur immer für diese oder jene Secte oder Congregation, während jene weit mehr das Gefühl beseelt, als Soldaten der Kirche an einem großen Werke Theil zu nehmen, das die ganze Menschheit begreift, den ganzen Globus umspinnt.

Die Schaafe ihrer kleinen Heerden sind gewöhnlich über weite Wüsteneien zerstreut. Die Hirten sind daher einen großen Theil des Jahres beständig auf der Reise: im Sommer im Birken-Canoe, im Winter im Hundeschlitten, um ihren Gemeinde-Mitgliedern die Tröstungen der Kirche zu Theil werden zu lassen. Bald müssen sie sie in dieser Seebucht, bald in jenem Waldversteck aufsuchen, je nachdem die Gelegenheit und Perioden des Fischfangs und der Jagd dieselben da- oder dorthin lockte. Selbst um die täglich einem Seelensorger vorkommenden Kirchenhandlungen, eine Taufe, eine Trauung, eine Kranken-

tröstung oder eine Beerdigung zu verrichten, müssen unsägliche Mühen und Anstrengungen geduldig übernommen werden. Mit allen diesen Dingen, die unseren Dorfpfarrern nicht mehr kosten als einen Spaziergang, ist hier so zu sagen ein arktischer Ausflug à la Franklin oder à la Kane verknüpft.

Mein Reisebegleiter, einer jener Nachfolger der Väter Allouez und Marquette, erzählte mir von einer solchen kirchlichen Verrichtung im Indianer-Lande, wie sie hier alltäglich sind, Folgendes:

„Es war nicht lange nach der lieben kalten Weihnachtszeit. Die ganze Natur lag unter dem Leichentuche des Winter-Schnees und Eises vergraben. Es war Abend und mein Missionär hatte sich eben nach des Tages Last und Mühe in seiner stillen Holzblock-Klause neben seinem Feuer zurückgezogen und hatte sein Breviarium zugeschlagen, in welchem er das Schlußgebet seines Arbeitstages gelesen. Da pocht es noch einmal an seiner Thür und mit Schnee und Eiszapfen bedeckt, tritt ein athemloser Fremdling herein.

Es war ein Indianer, ein Bote, der auf Schneeschuhen Nacht und Tag hindurch herbeigeeilt war, um dem Missionär zu verkünden, daß seine Mutter krank darnieder liege, und nach dem „Vater“ und nach den Tröstungen der Kirche verlange.

Der Ort, wo sie wohnte, war 40 Meilen weit entfernt. Aber sogleich werden die nöthigen Veranstaltungen zur Reise getroffen, die beiden Hunde gefüttert, das Geschirr und der Schlitten hervorgezogen, die Schneeschuhe gebessert und geflickt, die heiligen Kirchengeräthe zusammengepackt, und am andern Morgen früh, noch lange vor Sonnenaufgang reiste man ab. Der Schlitten mit den Hunden ist natürlich nur für die Utensilien, für die Reise-Effekten, das Reisebette, das in einer wollenen Decke besteht, für die

Mundprovisionen, die sich auf einen Sack mit Mehl und etwas Brod reduciren, und für die erwähnten heiligen Kirchengeräthe bestimmt. Der Missionär selbst mit dem Indianischen Boten bewegen sich auf ihren Schneeschuhen nebenher.

Der eine der beiden Hunde, der meinem Freund gehörte, zog willig und gut. Aber der andere, den man in der Eile von einem Nachbaren nur zugeliehen hatte, zeigte sich träge und widerspenstig. Er wollte ohne seinen Herrn nicht arbeiten. Kaum hatte man ihn mit Mühe und Noth einige Meilen weit fortgebracht, so benahm er sich unwirsch, biß um sich, zerriß das Geschirr und legte sich endlich eigensinnig in den Schnee nieder, so daß zuletzt nichts übrig blieb als ihn auszuspannen, ihn zum Dorf zurücklaufen zu lassen, und die Reise mit dem anderen Hunde fortzusetzen. Um ihm zu helfen, spannten sich Missionär und Indianer selbst abwechselnd mit vor, und so erreichten sie endlich gegen Abend die sogenannten „little rapids" (die kleinen Stromschnellen), eine Lokalität, wo sie zu übernachten beschlossen hatten, weil sie wußten, daß daselbst eine kleine, verlassene Holzblockhütte stand, die einigen Schutz gewährte.

Das Häuschen stand auf der anderen Seite des Flusses, der gefroren war. Aber mitten im Flusse brach die ganze kleine Gesellschaft ein bis an den Gürtel. Das Wasser gefror ihnen auf der Stelle am Leibe, und bedeckte ihre Glieder mit einem Eispanzer. Der Schlitten mußte abgepackt werden und „le Butin" (die Effekten) wurden mit sammt dem Schlitten durch den Fluß geschleppt und zu der verfallenen Hütte getragen, in der endlich, nachdem man sie von Schnee und Eiszapfen gereinigt, mit Mühe und Noth ein wärmendes Feuer und ein Becher erquickenden Thee's bereitet werden konnte.

Für die Nacht verkrochen sich Missionär, Indianer und treuer Hund unter etwas zusammengelesenem Moose, und erwachten am anderen Tage zur Bestehung einer ähnlichen Reihe von Drangsalen und Abenteuern, die sie alle muthig überwanden, um endlich am Ende des dritten Reisetages einer armen, sterbenden Indianerin die Seelenstärkung, die letzte Oelung zu bringen, und ihr die Augen sanft zuzudrücken.“ —

Ueber dieser und ähnlichen interessanten Erzählungen, die mein Freund mir vortrug, wurde es spät Abends und tiefe Nacht, und rauhe Herbstnebel legten sich über das stille Wasser. Unser Indianer und seine Frau hielten zuweilen mit dem Rudern an und zogen ihren Kindern, damit sie sich nicht erkälten möchten, die Thierfelle und wollenen Decken besser um den Nacken. Die Kleinen lagen tief darin eingehüllt in der Mitte des Kanoes zwischen den Eltern und dem Sitze, wo ich kauerte.

Es ist unmöglich, daß man eine stillere und artigere Ladung haben kann als so ein Kanoe voll Indianischer Kinder. Der älteste Bube spielte fast auf der ganzen Reise die Maultrommel für sich hin und die jüngeren Kinder lagen, ihm lauschend, mit den dunklen Köpfen aus den wollenen Lappen und Fellstücken hervorblickend, in die sie die Eltern verpackt hatten, im Kanoe. Von diesen bemerkte ich, daß sie ihre Kleinen immer im Auge hatten, und oft, wenn sie mit dem Rudern anhielten, mit liebender Theilnahme sie anblickten. Sie stießen sich dann wohl einander an und flüsterten sich eine Bemerkung über die Kinder in die Ohren.

Das scheint mir ausgemacht, daß die Indianer ihre Kinder lieben wie die Aeffchen. Selbst die Väter sind sehr zärtlich mit den Söhnen, und behandeln sie nie mit Strenge. Wenn nur auch die Söhne später so erkenntlich und geduldig mit den Alten wären! Aber Kinderliebe ist ein Naturgesetz, und Dankbarkeit, Erkenntlichkeit, wie schon der

Ursprung dieses Wortes es andeutet, ist ein höheres Produkt des gebildeten „erkennenden“ Gemüthes.

Die Kinder werden den Eltern bald nützlich und unentbehrlich. Die Eltern aber werden den Kindern allmälig zur Last. Daß ein Kind ausgesetzt wird, wie wohl bei unseren, die Naturtriebe verleugnenden Stadtbevölkerungen, kommt bei den Indianern gar nicht vor. Dagegen hört man es wohl zuweilen, wenigstens von den ganz wilden Stämmen berichtet, daß sie ihre Alten in die Wüste aussetzen und sich selbst überlassen.

Der Fluß war keineswegs unbelebt. Zu wiederholten Malen vernahmen wir das Plätschern von Rudern und das stille Rascheln eines Kanoes in unserer Nähe auf dem breiten Gewässer. So wie etwas der Art von Weitem gespürt wurde, zogen gleich beide Partien die Ruder ein und wurden still. Bei uns in Europa hätte man sich wohl gegenseitig angerufen und gefragt: „Wer seid Ihr? Woher kommt Ihr?“ Unsere Indianer legten sich auf's Lauschen, um eine Stimme von dem anderen Kanoe zu entdecken und murmelten sich dann ihre Vermuthungen darüber zu, wer es wohl sein möchte. Vom anderen Kanoe wurden wir unsererseits ebenso stille belauscht, und so glitten beide Nachen wie Schatten aneinander vorüber.

Das sind wohl noch solche aus alten, kriegerischen Zeiten herstammende Sitten und Vorsichtsmaßregeln, die jetzt hier am friedlichen Ostende des Sees eigentlich nicht mehr nöthig wären. Uebrigens sagt man mir, daß die Indianer gern in der Nacht reisen, besonders im Kanoe; vielleicht bloß aus dem Grunde, weil es dann kühler und die Moskito-Plage geringer ist.

Die Buchten des kleinen „St. George-Sees“, zu dem wir mitten in der Nacht hinabkamen, fanden wir von zahlreichen Feuern illuminirt. Es waren Indianer von

„Rivière au desert“, die Fische harpunirten. Die Odjibbewäs üben diese Weise des Fischens bei Nacht und bei Fackelschein eben so gut wie viele andere Völker auch im Norden Europas. Sie haben wie die Letten, wie die Finnländer, Scandinavier ꝛc. vorn im Kanoe einen Feuerkorb hängen, der das ganze Wasser umher bis in große Tiefe hinab klar macht. Nur sind ihre Harpunen und Stechstangen noch viel länger als man sie dort sieht. Sie wissen die Fische bis auf 15 Fuß Tiefe abwärts zu treffen. Die größere Klarheit ihrer Seen mag wohl eher als ihre größere Geschicklichkeit die Ursache davon sein.

Etwas Eigenthümliches bei diesen Indianern aber ist es, daß sie, wie ihre Fische, ebenso auch die Rehe mit Feuer bezaubern und in der Nacht vom Kanoe aus erlegen. Diese besondere Art Jagd, von der ich sowohl unter den Odjibbewäs, als unter den Sioux gehört habe, ist wohl nur im Moskito-Lande Sitte, denn ich habe in anderen Ländern nie davon vernommen; und Moskitos gehören wesentlich dazu, sie möglich zu machen. Von diesen kleinen plagenden Insecten werden nämlich hier zu Lande die Rehe und Hirsche in die Flüsse und Seen getrieben. Sie stehen des Nachts oft stundenlang an den flachen Stellen im kühlen Wasser, sich labend, reisen auch wohl, im Wasser laufend, eine Strecke weit aufwärts fort. Die Indianischen Jäger schiffen ihnen, mit dem Flusse treibend, leise entgegen. In seinem Kanoe macht der Indianer noch weniger Geräusch als in seinen weichen Mokassins auf dem Schnee. Vorn im Schiffe brennt ein Licht oder eine Fackel, die sie sehr zierlich und geschickt aus Birkenrinde zu verfertigen wissen. Die Birkenrindenstreifen, die sie zu solchen Lichtern gestalten, binden sie mit einer Menge geringelter Bänder oder Ringe zusammen. Die Flamme brennt von einem Ringe zum andern herab, zerstört und sprengt allmälig

einen nach dem andern, indem dabei aber die untern das Ganze noch zusammen halten.

Diese Lichter stecken sie vorn auf dem Boote auf einen hölzernen Leuchter, der wie eine Diebeslaterne hinten mit einem senkrechten Brette verdeckt ist. Nach vorn wirft das Licht seine Strahlen; hinter dem Brette, im Schatten, kauert der Jäger. Das leise herannahende Boot stört, sonderbar genug, die Thiere nicht im Geringsten; sie stehen im Gegentheil noch still und gaffen es an. Wenn der Jäger nun den Wind so genommen hat, daß die Thiere seinen Geruch nicht spüren, kann er ihnen ganz nahe auf den Leib rücken und sie, die Hellbeleuchteten, ganz nach seiner Bequemlichkeit erlegen. Die Thiere werden so wenig von dem Lichte erschreckt, daß sie vielmehr darauf erpicht scheinen und sich oft so heftig darauf losstürzen, daß sie schon den Jäger mit ihren Geweihen verwundet haben. Es giebt keine Art von Jagd, bei der der Mensch dem Wilde mit der größten Sicherheit so nahe kommen kann. Fast alle Amerikanischen Indianer des Nordens sollen sich auf diese merkwürdige Jagd verstehen.

Waren Fluß und See belebt, so war unsere Mission, als wir endlich daselbst ankamen, desto ausgestorbener. Nirgends schimmerte noch ein trauliches Licht in einer Hütte. Und wir beschlossen daher auf der „Zucker-Insel“ (Isle au sucre) anzufahren, wo eine Familie gastfreundlicher Canadier wohnte, von denen wir sicher zu sein glaubten, daß sie uns einen so späten Besuch nicht verübeln würden. Wir störten zwar die guten Leutchen etwas grausam im tiefsten Schlafe. Aber was kommt der liebenswürdigen Gastfreundlichkeit der französischen Canadier vom alten Schlage gleich! besonders wenn Jemand in Begleitung ihres Seelsorgers erscheint!

Ich verlebte bei diesen angenehmen und gefälligen Menschen eine Reihe von sonnigen Tagen. Denn, wenn auch die Sonne droben in der ganzen Zeit nicht schien, so fand ich doch Sonne in mir, da ich auch hier wieder von Neuem aufgeklärt wurde über manche Verhältnisse der mir so merkwürdigen Landeskinder.

Unsere Canadischen Gastfreunde hatten den Wald umher schon mehrfach gelichtet, hatten kleine Gärten um ihre äußerst netten und reinlichen Wohnungen geschaffen, und hatten die aus den Wäldern hervorbringenden Wildbäche mit Brückchen von eigner architektonischer Erfindung überbrückt. Sie hatten vor allen Dingen auch zwischen vier Bäumen ein hölzernes Dach befestigt und darunter eine kleine freundliche Capelle construirt, in der es auf dem Altare der Mutter Maria nicht an Blumen und anderen schmückenden Opfergaben fehlte. In dieser Capelle wohnte unsere ganze Gesellschaft alle Morgen der Messe bei, und darnach griffen wir zu unserem Kanoe und machten uns hinaus zu dem gegenüberliegenden Odjibbewä-Dorfe zu ferneren Excursionen auf den Gebieten der Indianischen Tradition und Ethnographie.

Rivière au Desert, October 1855.

Zweiter Brief.

Die Sage vom Felsen „Biberkopf"

und

von der Entstehung des St. Marien-Flusses.

„Siehe hier am Felsenvorsprung
„Kreis't ein Fluthgedräng zurück.
„Kreis't und weilet, flieht und eilet
„In den Zauberkreis zurück."

Schimper.

Wenige Meilen vom Ausgange jenes an Wirbeln und Stromschnellen reichen St. Marien-Flusses, an dessen Ufer auch unser Dörfchen „Rivière au desert" gebaut ist, liegen eine Menge zertrümmerter, dunkelgefärbter Granitfelsen. Einige sind am Ufer zerstreut, und mitten zwischen ihnen haben jetzt die Britten von Ober-Canada kupferhaltendes Gestein entdeckt, und einen kleinen Bergwerksort gegründet, der Bruce - mines (Bruce-Minen) genannt wird. Einer jener großen, schwarzen Felsblöcke ist ins Wasser gestürzt

und ragt mit hohem abgerundeten Kopfe aus dem krystallklaren Flusse hervor. Die Indianer und auch die Canadier nennen ihn „den Biberkopf“ und die ersteren erzählen von seiner Entstehung nach ihrer Weise eine Geschichte, die ich hier sogleich nacherzählen mag, weil es das Erste war, was man mir in Rivière au desert mittheilte, und weil die Indianer darin zugleich ihre Ansicht von der Bildungsweise jenes oben von mir geschilderten Strom-Labyrinths, das den „Oberen“ und den „Huronen-See“ verbindet, ausgedrückt haben.

Wie die Felssäulen und die Wasserstraße am Ausgange des Mittelländischen Meeres nach der Griechischen Mythe von Hercules datiren, und wie die gespaltenen Felsthore und Klüfte in den Pyrenäen von den dortigen Gebirgsbewohnern als Werke des großen Roland betrachtet werden, so rührt nach der Sage der Indianer der Marien-Fluß-Durchbruch natürlich von ihrem Menaboshu her.

Darnach gab es eine Zeit, wo der ganze breite „Lac Superieur“ nichts als ein großer, geschlossener Biberteich war. Der König der Biber hauste darin mit seiner Familie, während Menaboshu am obersten oder westlichsten Ende des Sees nach der Art eines Indianischen Jägers in seiner Hütte wohnte. Er jagte und erlegte die Thiere des Waldes, nährte sich von ihrem Fleische und kleidete sich in ihre Felle.

Eines Winters aber war die Jagd auf Füchse äußerst unergiebig und Menaboshu sprach daher bei sich: „Jetzt muß mir der Biberkönig und seine Familie aushelfen.“ Er beschloß, sie Alle zu fangen. Und um dieses ins Werk zu richten, traf er dieselben Veranstaltungen, wie sie noch jetzt die Indianer treffen, wenn sie im Winter, wo der ganze Teich zugefroren ist, die Biber auf's Trockene setzen und unter dem Eise hervorziehen wollen. Sie stechen dann den Biberdamm, der das Wasser aufstaute, durch, und

lassen den Teich ausfließen. In der Oeffnung des Dammes machen sie ein Gitterwerk von Pfählen, das wohl das Wasser, aber nicht die ihm nacheilenden Biber durchläßt. Die hohle Eisdecke, die vom Wasser nicht mehr getragen wird, sinkt wohl zum Theil ein, und die erschreckten Biber eilen dem Ausgange zu. Zuweilen freilich sinkt die Eisdecke nicht, oder nicht ganz ein und die Biber bleiben dann auch wohl unter ihr in irgend einer Wasserpfütze zurück. In diesem Falle werden wohl die darauf abgerichteten Hunde unter das Eis geschickt, um die Biber hervorzuzerren. Aber gewöhnlich, wie gesagt, folgen die Biber dem abfließenden Wasser, kommen an dem Gitter an und fallen da ihren Verfolgern zur Beute. Größerer Sicherheit wegen werden auch wohl noch einige Wachen um den Teich herumgestellt, wenn es vielleicht den Bibern gegen die Regel ein Mal einfallen sollte, in anderer Richtung zu entschlüpfen. Zu solchem Wachestehen haben die Indianer wohl auch wieder ihre Hunde abgerichtet. Dieselben bleiben auf dem Flecke, wo ihre Herren sie hinstellen, beachten jede Bewegung im Wasser und in den Eisschollen genau und verkünden es dem Jäger, wenn ein Biber irgendwo zu entschlüpfen droht.

Wie gesagt, Menaboshu beobachtete auch alle diese Vorsichtsmaßregeln bei dem Kriege, den er dem Biberkönige erklärte. Zuerst durchschnitt er im Osten den großen Damm, der den Oberen- vom Huronensee trennte. Das Wasser des Oberen Sees fing an auszufließen und es bildete sich auf die Weise der jetzige breite und klare Strom, den die Franzosen der heiligen Maria gewidmet haben. Da wo jetzt die großen Katarakten und Felsen in diesem Strome sind, der sogenannte „Sault de Ste. Marie“, hieb Menaboshu seine Pflöcke und seine Fanggitter ein, mit denen er den Biberkönig und seine Familie absperren wollte.

Als er so das Ablaufen des Wassers in Gang gebracht hatte, postirte er als Wache seinen getreuen Hund auf dem Nordufer des Sees. Seine alte Mutter aber placirte er auf der Landspitze bei dem jetzt sogenannten Vorgebirge der Irokesen (Cap Iroquois) *). Er trug seiner alten Mutter auf, den Ausgang und das Pfahlgitter bei den Katarakten genau zu bewachen, und, wenn sie den Biberkönig heranschlüpfen sehe, sogleich zwei Mal laut zu pfeifen.

Er selbst aber begab sich alsdann an das Westende des Sees zurück, um dort das allmälige Fallen des Wassers zu beobachten, und zugleich seine Pfeile und Bogen und sonstige Jagdgeräthschaften in Bereitschaft zu setzen. Auch wollte er von da aus vermuthlich verhindern, daß der Biberkönig nicht etwa über die kurze Tragstelle zu den Gewässern des Mississippi oder der Hudson-Bay-Länder entflöhe. —

Er war nun sicher, daß bei so sorgfältigen Vorkehrungen seine Beute ihm nicht entgehen könne. Aber es trat leider eine grausame Kälte ein, und als der Biberkönig, dem Wasserabflusse folgend bei dem „Cap Iroquois“ und bei dem Gitterwerke ankam, war die alte Mutter auf ihrem Vorgebirge entweder etwas zu tief in die Pelze eingehüllt, oder sie konnte die gefrorenen Lippen nicht schnell genug zu dem zweimaligen Pfeifen, das ihr anbefohlen war, spitzen. Kurz, sie pfiff etwas zu spät, und, obwohl Menaboshu, sobald er den Pfiff hörte, in zwei Sätzen vom Westende des Sees heran war, so hatte doch der Biberkönig schon mit unwiderstehlicher Gewalt das Gitter durchbrochen und war in den St. Marien-Fluß hineingeschwommen. Viele Stümpfe der von ihm zerbrochenen Pfosten und

*) Es ist eine, durch eine Schlacht mit den Irokesen sehr bekannt gewordene Spitze am Eingange des aller östlichsten Sackes oder Busens des Oberen Sees.

Pflöcke stecken noch heutiges Tages dort im Boden, und veranlaßten daselbst die schäumenden und rauschenden Katarakten.

Menaboshu, als er herankam und den Bieberkönig entschlüpft sah, war darüber so übeler Laune, daß er seine alte Mutter wegen ihrer Saumseligkeit nicht nur heftig ausschalt, sondern sich sogar so weit vergaß, daß er ihr eine tüchtige Ohrfeige gab. Die Ohrfeige war so stark, daß — unsere Europäischen Gefühle sträuben sich dagegen es zu glauben und es zu wiederholen, aber die barbarischen Indianer behaupten es ohne Weiteres — die Ohrfeige war so stark, daß den spröden Lippen der Alten das Blut entfloß und dieses Blut wurde weit hinaus gegen die schroffen Sand-Felsen westwärts geschleudert, welche die Amerikaner „the pictured rocks“ (die bemalten Felsen) nennen. Sie tragen noch bis auf den heutigen Tag die rothen Farbenstreifen zur Schau, die von jener heftigen und ruchlosen Ohrfeige herrühren. Es ist wohl unmöglich, daß man eine unromantischere und barbarischere Entstehungsweise für eine so hübsche und romantische Naturscene entdecken könnte.

Menaboshu machte sich dann sogleich wieder auf den Weg den Bieberkönig zu verfolgen. Er sprang in ein Kanoe und schiffte den wilden St. Marien-Fluß hinab, seine mörderische Lanze in der Rechten schwingend. Der Bieberkönig, als er seinen Erzfeind so hinter sich gewahrte, tauchte unter; und bei diesem Untertauchen entstand ein gewaltiger Wirbel im Wasser, der noch bis auf diese Zeit fortwirbelt und den Schiffern des Flusses sehr wohl bekannt ist.

Menaboshu wußte wohl, daß der Bieberkönig es nicht lange unter dem Wasser aushalten könnte und daß er bald zum Luftschöpfen wieder hervorkommen müsse. Er schiffte daher schnell zu der Stelle, wo jetzt das besagte Oertchen

Bruce Mines steht, hinab, in die Nähe des Ausgangs des St. Marien-Flusses zum Huronen-See und setzte sich daselbst auf den hohen Granitfelsen nieder, der damals noch unzertrümmert war und einen ziemlich bequemen Sessel für einen solchen Riesen, wie es Menaboshu war, darbot.

Der Biberkönig schwamm eine Zeitlang unter dem Wasser fort. Endlich mußte er aufathmen und er wählte dazu ungeschickter Weise, gerade die Stelle, wo sein Todfeind auf dem Felsen saß. Vor lauter Müdigkeit und Ermattung war zwar Menaboshu eben ein wenig eingeschlummert; aber das Aufathmen, Schnauben, Plätschern und Prusten des Biberkönigs erweckte ihn doch schnell genug wieder. Aufgeschreckt, fuhr er so rasch von seinem Felsensitze in die Höhe und gab diesem dabei einen solchen Stoß, daß er unter ihm in Tausend Stücke zerbrach. Das entsetzliche Felsentrümmer-Chaos bei Bruce-Mines zeugt noch heutigen Tages von diesem Ereignisse. Einige der kolossalen Felsblöcke fielen auch ins Wasser hinab und ragten hoch aus der Fluth empor. Und auf einen dieser Klötze stülpte dann auch Menaboshu den Kopf des Biberkönigs, nachdem er ihn nun endlich wirklich erlegt, gehäutet und zerschnitten hatte. Pelz und Fleisch nahm er mit sich nach Hause, aber den Kopf ließ er auf dem Felsengipfel liegen. Im Laufe der Zeiten verwuchs derselbe mit dem Gestein und wurde selbst zu Stein, und hat noch heutigen Tages wie gesagt, die Physiognomie eines Bibers und den Namen „Biberkopf“.

Rivière au Desert, October 1855.

Dritter Brief.

Ein Künstler-Atelier.

„An der Thüre seines Wigwams
„Saß der alte Spitzenschleifer
„In dem Lande der Dakotahs
„Machte Spitzen für die Pfeile,
„Chalcedon- und Jaspisspitzen."

Longfellow.

Mein werther Reisebegleiter hat hier sein Zelt neben seiner kleinen Kirche, die etwas abseits vom Dorfe liegt, aufgeschlagen. Da wirthschaftete er in Verbesserung seines Gotteshauses und in Besorgung seiner Gemeindeangelegenheiten. In dem Zelte hatten wir unser Feuer, wo wir uns zu Mittag und zu Abend vereinten. Ich streifte unterdessen im Dorfe umher, um mir das Indianische Leben noch weiter anzusehen, und für die Nacht kehrten wir zu unserm Französischen Canadier am jenseitigen Ufer zurück.

Heute machte ich die Bekanntschaft eines Halbindianers, der mich freundlich in sein Haus aufnahm. Diese Halbindianer, wie sie doppeltes Blut besitzen, haben auch gewöhnlich einen doppelten Namen, einen Indianischen und einen Französischen. Meines guten Bekannten Französischer

Name war: „La Rose“, der Indianische: „Bimashiwin“, d. h., wie er es selbst übersetzte: „Une chose ou personne, qui marche avec le vent“ — „der Segler“ also. La Fleur war ein Indianischer Pfeifenkopf-Schneider, und seine Frau beschäftigte sich mit den bei den Indianern so beliebten Stickereien aus Stachelschwein-Nadeln. Das ganze Haus war daher ein wahres Atelier.

Rothe und schwarze Pfeifensteine, halb oder ganz vollendete Pfeifenköpfe mit den kleinen, nicht zahlreichen Schneidegeräthen lagen in der einen Ecke umher. Und in der anderen Hälfte, welche der Frau reservirt war, feine, reinliche Birkenrinden, zierlich nachgeahmte Miniatur-Kanoes und Kindertaschen, bedeckt mit „toutes sortes de fleurissages“, d. h. mit jenen phantastischen, bunten Stickereien, welche die Indianerinnen aus Stachelschwein-Nadeln so geschickt zu bereiten wissen. Es ist eine Kunst die wohl bloß hier in Amerika blüht, und deren Mysterien und Handgriffe mir hier zum ersten Male klar wurden.

Das Amerikanische Stachelschwein hat den Körper zunächst mit einer feinen Haarwolle bedeckt. In dieser stecken alsdann stachelartige Haare von verschiedener Größe. Dieselben werden aber nie so groß, dick und steif wie die Stacheln des Orientalischen Stachelschweins. Sie bleiben alle mehr biegsam uud elastisch wie die Posen junger Vogel-Federn. Sie haben an beiden Enden, sowohl wo sie an der Haut des Thieres ansitzen, als besonders auch nach außen eine feine etwas härtere Spitze. Sie sind von Natur weiß oder grau, nehmen aber leicht jede beliebige Farbe, die man ihnen geben will, an. Auf diese Qualitäten ihrer Stachelschwein-Nadeln haben die Indianer ihre Kunst begründet.

Zuerst trennen sie die Nadeln von der Wolle und sortiren sie in größere und kleinere. Selbst die größten

sind selten länger als drei Zoll. Sie haben eigene Namen für jede Sorte, die sie machen. Die größeren gebrauchen sie zur Ausschmückung der hölzernen Pfeifenstyle, die kleinen, die oft nicht dicker sind als ein starker Zwirnsfaden zum feinern Blumenwerk auf Taschen, Bonbonieren, Cigarrendosen u. s. w.

Nach der Sortirung färben sie sie und haben dazu allerlei Färbepflanzen in ihren Wäldern entdeckt. Ein sehr schönes Schwarz bringen sie heraus durch die Kohle einer gewissen Weidengattung. Ein helles Gelb durch die gelbe Beere eines Busches, den sie „Bois de perdrix“ nennen. Ein angenehmes Roth durch den Saft der Preißelbeere. Für manche Farben, wenn sie sich sonst nicht anders zu helfen wissen, zupfen sie auch aus alten, von den Europäern gefärbten Wollenlappen die Fäden aus, welche die von ihnen gewünschte Farbe haben, und kochen sie mit den Nadeln zusammen, um jene Farbe auf diese zu übertragen. Sie prickeln alsdann mit einer feinen Nadel die Zeichnung, welche sie sich erdacht haben, in die Birkenrinde, aus der die zu schmückenden Gegenstände construirt sind. Die beiden spitzen Enden der Stachelschweinnadeln schlüpfen leicht hindurch, werden unten auf der verkehrten Seite der Rinde abgeschnitten und bilden auf der rechten Seite eine farbige Masche.

Indem sie Masche zu Masche fügen, entstehen dann die bunten Blumenbilder — die „Fleurissages.“

La Rose's eigene Kunst habe ich schon ein Mal bei einer anderen Gelegenheit beschrieben. Aber weit mehr als er und seine Ehehälfte und ihre Künste, interessirte mich noch die Mutter der Hausfrau, eine alte Indianerin, die wenigstens den Tag über in dieser Hütte unter ihrer Familie zubrachte, obwohl sie noch außerdem ihre eigene Behausung für sich nicht weit davon stehen hatte.

Ihr Indianischer Name, den man mir nannte, bedeutete auf Französisch so viel als: „Quand le petit jour parait“, war also wohl ungefähr gleichbedeutend mit unserem „Aurora“ oder Morgenröthe. Diese alte „Aurora“ erzählte mir, daß sie eigentlich weit im Westen am oberen Mississippi zu Hause, aber später mit ihrem Schwiegersohn hierher gewandert sei. Als ich sie fragte, wo sie sich besser gefiele, entschied sie sich durchaus für dieses östliche „Garden-river.“ Es sei hier so ruhig und sicher, sagte sie; dort am Mississippi hätten sie keinen Tag ihres Lebens, aus Furcht vor den Sioux ruhig zubringen können. Die bösen Sioux hätten ihr im Laufe der Zeiten nicht weniger als 3 Brüder und 10 Vettern, Onkel und Neffen erschlagen.

Da meine guten Leute in Bezug auf mich wenigstens eben so neugierig waren, wie ich in Bezug auf sie, so ging mein erster Tag bei ihnen fast ganz mit Fragen über Europa und mein Vaterland verloren, von denen sie allerlei zu wissen wünschten. Unter Anderm fragten sie mich auch, ob dahin (nach Deutschland) wohl zuweilen Indianer „von dieser Insel“ kämen. Mit „dieser Insel“ bezeichneten sie den Continent von Amerika. Da damals der Krieg zwischen England und Rußland noch wüthete, so stellten sie auch in Bezug auf ihn mehrere Fragen an mich, und wollten auch darüber beruhigt sein, ob, wenn die Engländer geschlagen würden, die Russen ganz Canada hinnehmen nnd auch zum Kitchigami (Oberen See) marschiren würden. Da ich glaubte ihnen in dieser Hinsicht vollständig alle Furcht benehmen zu können, so zogen wir uns denn beiderseits, befriedigt für den ersten Tag, zurück. Ich versprach am folgenden Morgen wieder zu kommen, und sie auf der anderen Seite versprachen, nichts in ihrer Wirthschaft vor mir geheim zu halten.

Rivière au Desert, October 1855.

Vierter Brief.

Waldfrüchte.

„Die Welt wird weit und immer weiter,
„Das Wasser breit und immer breiter,
„Es mehren sich Entdeckungsreisen
„In äußeren und inneren Kreisen."

Rückert.

Es ist zum Erstaunen, wie vielfache der Untersuchung werthe Gegenstände Einem auch selbst aus einer solchen elenden kleinen Indianerhütte entgegentreten.

Sieht man sich das Ding so an, so erscheint es Einem wie ein winziges Häuflein von einem halben Dutzend kleiner nichtsnutziger Miserabilitäten. Ein Ethnograph denkt ganz bald und leicht mit der Inventaraufnahme fertig zu werden. Blickt er sich aber näher in der Wirthschaft um, so findet er sie so voll von zusammengeschleppten interessanten Sächelchen wie ein Rabennest. Und nimmt er zuletzt jede Branche besonders vor, so spreizt und zweigt sich der Gegenstand der Untersuchung wie ein Baum aus und man sieht wohl ein, wie man nicht so bald damit zu Ende kommt, und

wie das Leben und die Lebensbedürfnisse auch des wilden Menschen, so viel bunter zusammengesetzt sind, als man erwartete. —

Ich habe heute mit meinen guten Indianern, die ich hier zuweilen besuche, nun ein Bischen in Keller und Küche gekramt. Ich habe mich mit ihnen auch da nur einem ganz speciellen Thema gewidmet. Ich habe bloß nach Beeren und Waldfrüchten gefragt, und nachgesehen, was sie von diesen unter ihren Vorräthen haben und welche sie in den Kreis ihrer Benutzung zu ziehen pflegen. Ich habe darüber angefangen ein Protokoll aufzunehmen. Aber ehe ich damit noch fertig wurde, hat uns der Abend überrascht und selbst von diesem geringfügigen Kapitel habe ich doch wohl nur eine sehr beschränkte Kenntniß erlangt, und ich vermuthe, daß selbst diese kleinen Erzeugnisse der Wildniß eine noch weit größere Rolle im Leben und Haushalte der Indianer spielen, als ich es nachweisen kann. Doch ich will geben, was ich zu geben vermag.

Als ich den besagten Gegenstand berührte, und meiner guten Frau sagte, ich möchte alle die Beeren, Nüsse, Baumfrüchte kennen lernen, welche die Indianer im Walde entdeckt hätten, und welche sie zu benutzen und zu genießen pflegten, da brachte sie mir zuerst eine Handvoll „Pagessaneg“ (des prunes sauvages). Denn es war jetzt eben die Zeit (Mitte October), wo sie diese dann gereifte Frucht zu ernten und zu trocknen pflegen. Diese wilden Pflaumen finden sich überall in ganz Canada sehr zahlreich. Sie wachsen besonders gern längs der Ufer der Flüsse und kleinern Seen, und ich sah sie selbst im Vorüberfahren oft genug mit grünen Früchten bedeckt und mit schweren Zweigen zum Wasser herabhängend. Die Franzosen in Canada machen von der Frucht eine sehr angenehme Confiture. Ungezuckert ist sie freilich nicht mit unserer Gartenpflaume

zu vergleichen. Kocht man sie mit Süßigkeit ein, so entwickelt sich aber ein äußerst feines Wald-Aroma.

Die Indianer trocknen sie zuweilen. Noch häufiger aber kochen sie sie mit Ahornzucker ein und bereiten sie zu einer Art von Kuchen oder Teig. Sie kochen und rühren die Pflaumen im Kessel so lange, bis die Masse ganz dickflüssig wird. Dann breiten sie dieselbe auf einem Stück Haut oder Birkenrinde einen Zoll dick aus, und lassen sie an der Sonne trocknen. Es giebt eine zähe, lederartige Substanz, die sie nachher aufrollen und in ihren „Makaks" (Birkenrinden-Schachteln) verpacken. Diese werden dann wohl, wie so viele andere Dinge, in Erdlöcher gesteckt und mit Erde bedeckt. Sie nennen das Produkt „Bate Pagessaneg" (getrocknete Pflaumen). *) Es conservirt sich lange, und im Winter schneiden sie Stücke davon ab und kochen es mit dem getrockneten Fleisch zusammen. C'est bon, bon! Monsieur, tout à fait!

Ob die Kunst des Einmachens und Präservirens von Früchten mit Zucker schon eine alte Erfindung der Indianer ist, kann ich zwar nicht beweisen, glaube es aber, da es ausgemacht ist **), daß die Zucker-Production selbst bei den Indianern schon uralt und voreuropäisch ist. Außerdem auch ist überhaupt der Gebrauch des Zuckers, als allgemeine und fast einzige Würze in der ganzen Indianischen Küche äußerst verbreitet. Der Zucker dient ihnen auch statt des Salzes, das selbst die, welche unter Europäern wohnen, noch jetzt wenig oder gar nicht benutzen. Sie essen ihr Fleisch gern mit Süßigkeiten vermischt. Sie schütten sogar

---

*) „Bate" heißt: „es ist trocken".

**) Man findet sogar in uralten Indianischen Gräbern steinerne Instrumente, wie sie beim Abzapfen der Ahornbäume nöthig sind.

Zucker und Ahorn-Syrup statt des Salzes auf die aus dem Wasser gekochten Fische. Sie haben eine förmliche Abneigung gegen das Salz, und man sagte mir oft, sie könnten das Gesalzene nicht vertragen und würden nach häufigem Genusse gesalzener Dinge krank. Man bemerkt eine ähnliche Abneigung gegen das Salz unter Europäischen Handelsleuten, die viel unter Indianern gewohnt haben. Sie mögen es auch zuletzt nicht mehr und gewöhnen sich daran, am Ende Alles mit Zucker zu essen. Das große Haus-wirthschafts- und Küchen-Symbol, das Salzfaß, das bei manchen Salzvölkern sogar mit einem gewissen heiligen Nymbus und mit Aberglauben umgeben ist, findet sich daher in einer Indianer-Hütte fast nie. Der große Zucker-Makak steht aber fast immer da und wenn die Kinder ungeduldig sind, greift die Mutter hinein und theilt aus und jene setzen sich draußen hin und essen den Zucker handvollweise.

Wie die wilde Pflaume, so ist auch die wilde Kirsche hier im Lande häufig. Man findet sie viel in den „erablières" (in den Zucker-Ahorn-Gehölzen), auch am Rande der kleinern Prairien im Walde, wo die Leute das Heu machen. Sie sind schon im Monate August reif und die Indianer nennen die Frucht „assissa wémin". Die Engländer nennen sie „the sandcherry" und die Canadier „la cérise à grappe". Die Weiber sammeln sie mit den Heidelbeeren zu gleicher Zeit und bereiten sie auf mancherlei Weise. Eine Art besteht darin, daß sie die Kirschen zwischen zwei flachen Steinen zerquetschen, alsdann mit Fett von Rehen oder andern Thieren vermischen und das Ganze einkochen, bis es einen Teig giebt. Sie verstecken es auch, wie andere Dinge in einem Makak in der Erde „en cache". Im Winter, wenn sie einen Gast regaliren wollen und andere frische Dinge fehlen, nehmen sie es hervor. „C'est très bon!"

Auch die kleinen, rothen, mehligen Aepfel (Makominessak), die sie in ihren Wäldern finden, sammeln, trocknen sie und gebrauchen sie als Zuspeise.

Eine andere Waldfrucht, die sie viel sammeln und benutzen ist die „Min“ oder das Canadische „Bellois“, oder die Englische „Whortleberry“, oder mit einem Worte unsere gemeine Heidelbeere. Sie sammeln sie in großer Menge und trocknen sie meistens. Sie breiten sie auf Matten von „Bois blanc“ aus, die über einem kleinen Feuer ausgespannt werden, um sie so, wie sie sich ausdrücken, zu „boucaniren“. Getrocknet verpacken sie sie dann auch in Makaks und mischen sie wohl dem Brodteige bei. Auch thun sie solche, wie wir Pfefferkörner, an Fisch und Fleisch. Die süßen Beeren ersetzen ihnen da vielfach den Zucker, der im Winter besonders rar wird und oft vor der neuen Frühlings-Erndte ganz ausgeht. Sie geben viel auf ein recht gutes Heidelbeeren-Jahr. „Oh, oui Monsieur c'est une grande ressource pour nous autres!“ —

Die Beere, welche die Odjibbewäs „Maschki gimin“ nennen, ist aber, wenigstens hier am St. Marien-Flusse noch viel wichtiger für sie. Die Canadier hier nennen sie „les Ottakas“. Das scheint auch ein Indianisches Wort, das die Canadier vielleicht von einem anderen Indianerstamme empfingen und mit hierher brachten. Sie wissen keinen andern Französischen Ausdruck dafür. Die Engländer nennen sie „cranberryes“. Es ist eine Canadische Gattung von Preißelbeeren. Sie sind aber viel entwickelter, größer und schöner als unsere Preißelbeeren. Sie wachsen in Sümpfen und jetzt im October sind sie reif, und man erndtet sie nun allenthalben. Von der Hälfte der hier abwesenden Indianer-Familien sagt man mir, sie seien in

den Sümpfen „dans les Ottakas“ (in den Ottakas) d. h. in der Preißelbeeren-Erndte. Auch alle die Canadischen, Brittischen, Amerikanischen Einsiedler-Familien, die hier am Flusse zerstreut wohnen, haben sehr große Vorräthe derselben zu der angenehmen, säuerlich schmeckenden und erfrischenden Confiture eingekocht, die sie daraus zu bereiten verstehen. Es ist in neuerer Zeit ein sehr beliebter Handelsartikel nach Unter-Canada und den Vereinigten Staaten geworden. Einer der Ansiedler rühmte sich, er versende jährlich davon mehrere hundert Centner. Die armen Indianer müssen die Hauptdienste dabei verrichten. Sie ziehen mit ihrer ganzen Familie, mit Weib und Kindern in die Sümpfe, oft 40 Meilen von ihrem Wohnorte, bauen sich da ein temporäres Obdach und erndten so viel sie können. Die „großen Confituriers“ hier am Flusse handeln ihnen dann ihre Erndte ab. Jetzt im October sind die Beeren zwar reif. Aber besser ist es noch, wenn man sie später im Winter pflückt. Die Früchte haben nämlich die Eigenthümlichkeit, daß sie nicht von selbst abfallen. Sie bleiben vielmehr am Stamme sitzen, und reifen noch unter dem Schnee nach. Die alten Früchte sitzen noch am Stamm, wenn die neuen Blätter und Blüthen schon durchknospen. Der Leser bemerke gefälligst, daß ich hier nicht Beiträge zur Naturgeschichte gebe, sondern Beiträge zur Kenntniß Indianischen Lebens. Ich spreche immer meiner Indianerin nach dem Munde. Und was ich vorbringe, ist zugleich ein ethnographischer Beitrag, der die Sorgfalt beweist, mit welcher die Indianer die Natur beobachtet haben. Diese Ottakas brauchen übrigens nicht getrocknet oder eingemacht zu werden, denn sie halten sich in den Indianischen Wirthschaften den ganzen Winter über in statu quo und liefern zu jeder Zeit eine Erfrischung, wie vom Baum gepflückt. Auch benutzen sie diese Beere zum Färben.

Wenn ich sonst hörte, daß die Indianer ein erstaunlich indolentes Volk seien, das nur Noth und Hunger leide in Folge seiner eigenen Trägheit und Achtlosigkeit, so erwartete ich nicht bei näherem Nachfragen zu finden, daß sie doch so viele kleine Hülfsmittel der Natur im Haushalte so gut zu Rathe gezogen und zu Nutzen gebracht hätten. Auch die wilden Haselnüsse oder, wie sie sie nennen, die Paganessag sammeln sie fleißig, schleppen sie im Wetteifer mit den Eichhörnchen in ihre Nester, und bewahren sie in Säcken auf. Sie dienen ihnen gewissermaßen statt der Butter, denn sie verzehren sie oft mit dem Brode oder den ungesalzenen Maiskuchen, die sie mit zerquetschten Nüssen würzen oder „buttern." Wenn sie weder Nüsse noch auch Fett haben, um dem matten Maisbrode etwas mehr Färbung zu geben, so bedienen sie sich dazu wohl eines Absuds von Asche. „Wir nehmen sehr weiße Holzasche dazu", sagte meine Indianerin, „und schütten warmes Wasser darauf. Das Grobe fällt zu Boden. Außerdem aber filtriren wir noch das Aschenwasser, und thun es so gereinigt an den Brodteig oder auch in die Suppe und zu andern Dingen." — Dies wäre denn doch eine Art Salz-Benutzung, und ich habe von diesem Aschen-Absude schon hie und da in den ältesten Berichten über die Indianer gelesen. Sie haben verschiedene Gattungen von Nüssen. Eine recht große heißen sie: „Makwapaganag" (Bären-Nüsse). Daß sie auch „Bären-Beeren" und einen eßbaren Knollen, „Bären-Wurzeln" genannt haben, erwähnte ich schon bei einer anderen Gelegenheit.

Außer den Bärenwurzeln sah ich unter den von meiner Indianerin benutzten Wurzeln auch noch die, welche sie die Schwanen-Kartoffeln oder „Wabisi-

pinig" *) nennen. Diese Schwanenwurzeln wachsen im Wasser am Ufer der Flüsse und Seen. Sie machen eine eigene Erndte davon, und fädeln sie auf Schnüren von Bois blanc auf. An diesen Schnüren hängen sie sie „pour les boucanier" an ihre Hütten auf. Getrocknet sind sie sehr klein, und nehmen wenig Raum weg, aber im Wasser und Kessel schwellen sie auf. Elles sont beaucoup mieux, monsieur, que les pommes de terre, très sacrés, et molles comme la farine. Wenn mir diese Indianer ihre Delicatessen schilderten lief mir immer das Wasser im Munde zusammen, so viel Wesens machten sie daraus.

Auch noch einen andern kleinen Sack mit sehr köstlichen und werthvollen kleinen Wurzeln zeigte meine Alte mir, die sie „Waba-pinig" nannte. Es waren keine Knollen, wie die zuvorgenannten, sondern längliche, dünne, knotige Wurzeln, von braungelblicher Farbe, die ich gern zwischen den Zähnen zerbiß, denn sie hatten einen etwas brunnenkressenartigen Geschmack. Man findet sie besonders in trockenen Gegenden, in den „erablières", (Zucker-Ahorn-Plantagen). Sie essen sie gekocht, und halten sie für sehr gesund. Auch trocknen sie sie, zerreiben sie zwischen Steinen und gebrauchen das Pulver wie Getreidemehl, um Brod oder Brei daraus zu machen. „Machen wir den Brei dünner, und schneiden ein wenig Fleisch hinein, so giebt dies eine vortreffliche Suppe."

Manche Kräuter, Pflanzen und Blätter sammeln und gebrauchen sie auch frisch. So z. B. die Blätter einer Pflanze, die sie mir „les feuilles de la truite" oder „namégossibagon"**) (Forellenkraut) nannten. Sie sammeln

*) Von Wabisi = „der Schwan" und von pin plur: pinig = Wurzel.

**) Von namegoss = die Forelle.

diese Blätter im ersten Frühling, wenn sie ganz jung sind und frisch aus dem Erdreiche hervordringen. Ich weiß nicht, ob sie es Forellenkraut nennen, weil die Forelle davon nascht, oder weil die Forelle selber mit ihm verspeist wird. Aber es ist ein Faktum, daß sie mir sagten, die Weiber wüßten aus dem Kraut und den Fischen eine sehr angenehme und nahrhafte grüne Suppe zu bereiten. Aus den Fischen, sagten sie mir, nähmen sie erst die Eingeweide und auch die Gräten heraus, dann zerquetschten sie sie zwischen Steinen und kochten sie mit dem Kraute zusammen. Ein Voyageur hat mir erzählt, daß die Fischsuppe der Indianer ein vortreffliches Gericht sei. Freilich weit mehr noch lobte er ihre Wild- oder Rehfleischsuppe. Diese wird von dem getrockneten Rehfleische gemacht, wie man es in jeder Indianer-Hütte findet. Ich habe es zuweilen gesehen und gekostet. Es stellt sich in kleine und große Stücke zerrissen oder zerschnitten dar. Sie haben immer davon vorräthig, und wenn sie Jemanden was Gutes bereiten wollen, greifen sie davon ein Paar Hand voll, lassen es im Wasser über dem Feuer vergehen, thun getrocknete Pflaumen, oder Heidelbeeren, oder so etwas dazu, und dies giebt die beste Suppe, die einen armen, fatiguirten Canadischen Voyageur wieder zu Kräften helfen kann.

In ihren Zuckerlägern im Beginn des Frühlings, wenn der Schnee anfängt zu schmelzen, bereiten sie mehre Arten von Zucker. Die Hauptgattung ist „the Grainssugar", (der gekörnte Zucker). Er entsteht, indem sie den Saft der Ahorn-Bäume einkochen, und dabei beständig so lange rühren, bis er sich krystallisirt. In diesem granulirten Zustande haben sie meistens in ihren Haushaltungen ihre größeren Zucker-Vorräthe. —

Die zweite Gattung ist der sogenannte „Cake Sugar" (Zucker in Kuchen). Zu seiner Herstellung kochen sie den

Zuckersaft ohne ihn zu rühren dick ein und gießen ihn dann kurz vor dem Krystallisiren in hölzerne Formen, in denen er fast steinhart wird. Sie geben ihm in diesen Formen alle mögliche Arten von Gestalten, machen zuckerne Bärentatzen, Blumen, Sterne, kleine Thiere und andere Figuren daraus, wie unsere Honigkuchenbäcker aus dem Honigkuchen. Diese groben recht plump und braun aussehenden Wald-Confituren gebrauchen sie nachher zu gelegentlichen Geschenken an Freunde und Verwandte. —

Eine dritte Gattung Zucker ist der sogenannte „Gum" oder „Waxsugar" (Gummi oder Wachs-Zucker). Dieser entsteht dadurch, daß man den dicken eingekochten Zuckersaft in den Schnee wirft und rasch abkühlt. Der Zucker krystallisirt sich dann nicht, sondern giebt eine weiche zusammenhängende Masse, die lange zäh bleibt, und die sich nachher zwischen den Fingern drehn und drechseln, zerreißen und zwischen den Zähnen zum Zeitvertreib kauen läßt. —

Im Ganzen lieben sie ihren Ahorn-Zucker mehr, als den Westindischen Rohrzucker, und behaupten, er schmecke aromatischer, — »nach dem Walde«. —

In der That, wenn ich nun diese mannigfaltigen Producte der Indianischen Kochkunst betrachtete, so begriff ich wohl, wie jene Thrantrinker, und Wallfischfett-Esser, die Eskimos, bei ihren südlichen Nachbarn den Indianern als ein Gegenstand des Abscheus so berüchtigt werden konnten. Auch meine Odjibbewäs hier am Lake Superior kennen schon alle zu meiner Verwunderung die Roh-Esser oder wie sie sie nennen die „Aschkimég". Ehe ich noch etwas von der Analyse dieses Wortes wußte hatte ich mit meiner mit mir in Küche und Keller kramenden Indianerin, die auch keine große Etimologin war, eine Unterredung über die Bedeutung dieses Völkernamens: „Ça signific" sagte sie, „une chose, qui seroit casiment sale

et pleine de limon. Littéralement ça veut dire, une personne, qui mange cru. Mais le tout se rime toujours sur le limon du' poisson, sur quelque chose degoutante, qu'on ne pent pas manger". Sie machte dabei ein sehr saures Gesicht das mir ein lebhafter Ausdruck des Abscheus zu sein schien den die hiesigen Kochkünstler gegen die Esquimaux empfinden. Der Bischoff Baraga sagt in seinem Lexikon, daß Aschki in Zusammensetzungen so viel als »roh« bedeute. Welches Wort oder welches Stück von einem Worte „meg" ist, sagt er nicht. Vermuthlich ist dieses Wort „Aschkimeg" in den Algischen Sprachen sehr alt, und wir haben vielleicht darnach unser Europäisches »Esquimaux« gebildet.

Rivière au Desert, October 1855.

Fünfter Brief.

Fischerei.

„Und am Ufer der Fischer steht
„Es spielt sein Netz in den Wellen
„Umsonst ihr Euch wendet und dreht,
„Ihr Karpfen, Ihr zarten Forellen!"
G. Schwab.

Wie reich der Obere See an allerlei Gattungen dem Naturforscher sehr merkwürdiger und eigenthümlicher Fische ist, weiß der gebildete Leser aus Professor Agassiz trefflichem Bericht über die Ichthyographie dieses Gewässers. Hier, wo wir immer mehr nur den Menschen im Auge haben, will ich mich darauf beschränken, nur einige der dem hiesigen Menschen nützlichsten Wasserthiere, von denen ich selber etwas sah und erlebte, zu nennen und dann gleich zu meinem Hauptgegenstande, nämlich zu der Schilderung des „Menschenwitzes und der Menschenlist" mit der die Indianer die Nixenbrut emporlocken „in Todesgluth", übergehen.

In allen kleinen Flüssen, die in den See münden, findet man vor allen Dingen reichlich die köstlichste Forelle, und wir fingen sie selbst dort zuweilen, sowohl die gefleckte äußerst zart gezeichnete Forelle, als auch jene, die Longfellow schildert:

„the yellow perch the Sahwa"
„Like a sunbeam in the water",

— die wie ein verirrter Lichtstrahl im krystallenen Wasser des Sees schwimmt.

Und weiter auch neben der kleinen Bachforelle viel größere See- oder Lachsforellen, die ich hier von einer Größe sah wie nie zuvor. —

Ein Fisch, der der Lachsforelle einigermaßen ähnelt, ist der Siskawet. Weil er zu den großen Fischen gehört, und dem Oberen See oder doch den oberen Seen des St. Lorenzo-Stromes eigenthümlich ist, hat er eine gewisse Berühmtheit erlangt und manche halten ihn für eine Delicatesse. Doch ist er etwas überfett und weichlich.

Auch eine Art Häringe erscheinen manch Mal in großen Massen in diesem See.

Den Stör aber halten die Indianer für den König der Fische. Doch spielt dieser „König der Fische" in ihren Legenden immer eine sehr teuflische Rolle. Er verschlingt nicht nur den Volkshelden Menaboshu mit seinem Kanoe, sondern ist auch sonst vielfach der Repräsentant des bösen Prinzips.

„Mais la force c'est le Blanc." („Das Hauptstück in der Fischerei des Sees aber ist der Weißfisch") le poisson blanc, den die Canadier auch wohl kurzweg „le Blanc" nennen. Er ist so zu sagen das tägliche Brod der Fischer an diesem See. Er ist erstlich am zahlreichsten und ist fast das ganze Jahr hindurch zu haben. Denn er

ist immer da. Und dann giebt er auch die gesundeste Fischnahrung ab. Er ist sehr wohlschmeckend. Sein Fleisch ist schneeweiß, und wenn gut gekocht etwas bröcklich, obwohl nicht trocken. Man kann ihn Morgens, Mittags und Abends genießen ohne seiner überdrüssig zu werden, besonders wenn er von Indianerinnen gekocht wird, denn diese wissen ihn vortrefflich zuzubereiten. Sie zerkochen ihn nie, sondern lassen ihm immer den gehörigen Grad von Festigkeit, ohne jedoch der völligen Durchgarung dabei zu schaden. „Die Indianer sind sehr empfindlich in Bezug auf Essen überhaupt und namentlich in Bezug auf Fisch, und wenn der Atikameg (das ist der Indianische Name für den „Blanc") ein Mal zu wässerig, ge- und zerkocht ist, so macht der gestrenge Hausherr gewiß darüber seiner Hausfrau eine Bemerkung."

Die Odjibbewäs haben dieselben Arten des Fischens wie wir: mit dem Netze — mit der Angel — mit dem Hamen und dann noch manche andere besondere Arten dazu.

Sie haben auch in ihrer Sprache erstlich einen allgemeinen Ausdruck für „fischen", und dann noch für jede besondere Art des Fischens ein besonderes Wort.

„Ich fische" im Allgemeinen heißt: „Nin gigoike." (In seine Elemente zerlegt und buchstäblich heißt dies Wort so viel als: „ich mache Fische.") „Nin pagidawa" heißt: „Ich fange Fische mit Netzen." „Nin pagidabi" heißt: „Ich fange Fische mit einer Leine, an der viele Haken sind."

„Nin akwawa" heißt: „Ich fische mit einem Speer." Allenfalls könnten wir dies im Deutschen auch mit einem Worte geben: „Ich speere." Doch wäre die Idee damit noch nicht so vollständig gegeben wie in dem Indianischen

Worte, in welchem auch angedeutet ist, daß es Fische sind, die man speert.

Für die besondere Gattung des „Fischspeerens bei Fackelschein“ in der Nacht haben sie wieder ein besonderes Wort. Sie nennen es „Wasswéwin“ (fischen mit dem Speere bei Licht).

„Nin wéwébanabi“ heißt: „Ich fische mit einer Angel.“ Es ist das einzige Wort dieser Classe, welches wir auch in Deutscher Schriftsprache mit einem einzigen Worte wieder geben können: „Ich angle.“ Ich sage: „in unserer Schriftsprache“, denn allerdings haben unsere Fischer wieder ihre eigene Sprache unter sich, in welcher sie sich auch kürzerer Ausdrücke bedienen, wie die Indianer.

Der Fischfang ist zwar bei den Odjibbewäs nicht die Hauptgrundlage ihrer Existenz, wie bei manchen andern Völkern, vielmehr ist dies die Jagd. Wie bei den Esquimaux der kühne Wallfischfänger oder der fleißige Seehundtödter, so ist bei unseren Indianern der industriöse Rehjäger oder der muthige Bärenerleger der geachtete Mann, der einen Haushalt stiften kann, der Held, der das Herz der Frauen erobert und den die Lieder besingen.

Vom „Gagoiked“ (dem Fischer) hört man sie verhältnißmäßig selten reden, und die Volkspoesie scheint sich so wenig mit ihm zu beschäftigen, wie die Volksreligion. Ihre heiligen Medizinbeutel sind aus den Fellen und Pelzen aller nützlichen anderen Thiere gemacht. Nie aber sah ich einen von einem Fisch, obgleich man nicht sagen kann, daß die Häute mancher Fische nicht ebenso bequem dazu benutzt werden könnten, wie z. B. die der Schlangen. Auch unter den Totems-Zeichen oder Familien-Wappen erinnere ich mich wohl eine Menge Arten von Vögeln, alle Gattungen vierfüßiger Thiere, nie aber einen Fisch gesehen zu haben. Auch dulden sie nie, so scheint es, etwas

von einem Fische als Kleidungsstück auf ihrem Leibe. Ja, während sie Federn aller Art und selbst die Stacheln des Stachelschweins zu allerlei Zierrathen verwenden, thun sie dies nie mit den zierlichen und silbernen Fischschuppen, die dazu doch eben so geschickt zu sein scheinen. Alles, was sie vom Fisch nicht zur eigenen Nahrung gebrauchen können, werfen sie ihren Hunden zu. Auch hat man mir nie einen Zaubergesang zum Einfangen von Fischen gegeben, obwohl ich dergleichen für die Jagdthiere mehre fand.

Wenn, sage ich, aus diesem Allen hervorgeht, daß die Odjibbewäs, trotz ihrer großen Seen, dem Wesen nach kein Fischervolk sind, so haben sie doch auch diese Quelle der Subsistenz keineswegs vernachlässigt, am wenigsten die, welche in der Nähe des Sees wohnen, und zum Theil ist wohl sogar die Abtheilung des Volks in „Gens du Lac" (Seeleute) und „Gens des Terres" (Leute des Innern) mit auf den Unterschied der Beschäftigung begründet, und beinahe soviel als Fischerleute und Jägerleute. Dabei aber sind doch immerhin „die Seeleute" fast ebenso passionirte Jäger, und „die Leute des Innern" kommen auch zuweilen weit aus dem Innern herbei, um vom Fischen zu profitiren. Die Wanderungen der Fische, ihr regelmäßig abwechselndes Erscheinen und Verschwinden, die Perioden ihres Laichens, ihres Abmagerns und Fettwerdens bedingen dann auch vielfach den Haushalt, und das jährliche Gehen und Kommen der Menschen.

Von allen Arten des Fischfangs scheint hier diejenige, welche einem Jägervolke am natürlichsten ist, die am meisten entwickelte und geübte zu sein, nämlich das Speeren.

Es ist zum Bewundern, wie viele Arten von Fischlanzen sie erfunden haben, und wie geschickt sie in ihrem Gebrauche sind. Es ist gerade diejenige Art des Fischfangs, die bei uns am wenigsten geübt. Und man könnte denn

auch hieraus wieder abnehmen, daß das Volk zuerst und vor allen Dingen ein Jägervolk war, und dann später auch die Jägeroperationen beim Fischen anwandte und Diana's Jagdlanze in den Dreizack Neptuns umgestaltete.

Sie speeren die Fische im Winter und im Sommer, bei Nacht und bei Tage. Sie speeren den großen Stör und den kleinen Häring — oft auch noch kleinere Fische.

Im Winter ist das Speeren fast die einzige Art des Fischfangs. Sehr natürlich; denn nur dann ist durch die feste Eisdecke der sichere Standpunkt gegeben, die dem Fischjäger zum richtigen Werfen und Zielen so nöthig ist, und den ihm das schaukelnde Schiff nie so vollkommen gewährt.

Eine der merkwürdigsten Arten des Winter-Fischspeerens, von dem sie mir erzählt haben, ist der „Störfang" (Sturgeon spearing). Sie vollführen ihn auf dem Eise in folgender Weise: Sie hauen mit ihrem „Eschkan" (Eis-Meißel) ein rundes Loch in die Eisdecke von etwa 1½ bis 2 Fuß Durchmesser und über diesem Loche errichten sie eine kleine Hütte von Strauchwerk, die noch überdies mit einem Tuche bedeckt wird. Der Fischer kriecht mit dem Vorderkörper in diese Hütte oder Decke hinein und liegt, die Beine hinten ausgestreckt, mit dem Gesichte über dem Loche. Das Licht fällt durch die transparente Eisdecke rund um ihn herum in das crystallklare Wasser des Sees und erleuchtet es ihm bis in die große Tiefe. Die künstliche Dunkelheit über seinem Kopfe entfernt jeden störenden Reflex von der Oeffnung, und er sieht aus seinem dunklen Standpunkte Alles bis 40 und 50 Fuß tief deutlich erhellt. Er kann die Bewegungen jedes vorüberschwimmenden Thierchens beobachten.

Wie mit ihrem Auge so reichen die Fischer auch mit ihrem Speere und mit ihrem sicheren Stoße in außerordentliche

Tiefe. Sie haben Speere von 6 und zuweilen sogar von 7 Klafter Länge, die sie trotzdem so geschickt zu handhaben wissen, daß ihnen die Beute, die sie aus so großer Tiefe heraufholen, selten entgeht. Freilich war so etwas wohl auch nur möglich bei so äußerst klaren Gewässern wie die hiesigen.

Wäre das Wasser unten ganz ohne alle Bewegung, so hätte die Sicherheit des Stoßes mit dem langen Speere weniger Schwierigkeit. Allein an vielen Stellen des Sees giebt es Strömungen, und dann sind auch oft gerade in diesen Strömungen, z. B. im großen St. Marienflusse, der dem See entfließt, besonders viele Störe zu fangen. Da diese Bewegungen des Wassers die sichere Führung des langen Speeres, den sie leicht entführen, einem Menschen, der den großen Hebel bloß am obersten Ende hält, fast unmöglich machen würden, so associiren sich die Odjibbewäs-Fischer bei diesem Sturgeon-Spearing noch einen Gehülfen. Derselbe steht ihnen mit einer Leine bei, die an das unterste Ende des Fischspeeres befestigt wird, und mit der er die Bewegungen desselben im fließenden Wasser corrigirt.

Es wird zu diesem Zweck von der Haupt-Oeffnung aus, über der der Fischer liegt, ein schmaler Kanal im Eise ausgehauen, der gegen die Strömung des Wassers aufwärts gerichtet ist. Der Kanal ist etwa 25 bis 30 Fuß lang und erlaubt der Leine, die mit einem Ende unten an dem Speere befestigt ist, eine freie Bewegung. Das obere Ende hält ein Bursche, der sich an das Ende des Kanals setzt, und mit der Schnur nach den Befehlen und Winken des Hauptfischers agirt. Sieht dieser einen Stör den Strom herauf kommen, und, wie Fische es thun, bald schnell oder langsam schwimmen, bald ganz stille stehen, so sucht er seinen Speer über den Rücken des Fisches zu bringen und commandirt seinem Assistenten mit stillen Winken, ein wenig

anzuziehen oder loszulassen, oder wieder ein wenig aufwärts zu ziehen, bis er endlich einen kurzen Moment erblickt, wo das Eisen dem Fische gerade über dem Nacken sitzt, und wo er dann rasch zustößt und gewöhnlich das zappelnde Thier in die Höhe bringt. Freilich muß der Fisch, wenn er gefangen werden soll, dabei gerade unter dem Loche und Kanale wegschlüpfen; denn zu den Seiten rechts oder links beherrscht man nicht viel Terrain.

Die Störe gehen immer ziemlich tief, und lassen sich glaube ich, darin nicht stören. Es hilft daher bei ihnen nichts als jene länglichte und complicirte Speer-Vorrichtung. Andere Fische aber lassen sich aus der Tiefe durch allerlei Kunststückchen näher zur Oberfläche heranlocken, wo sie dann auf bequemere Weise gespeert werden können. Die Indianer schnitzen zu diesem Zwecke kleine, künstliche Fische aus Holz oder Knochen, die sie als Lockspeise in das Wasser tief hinablassen. Die Odjibbewäs nennen diese kleinen Kunstfische „Okéau“, die Engländer „Decoy-fish.“ Ich sah mehre derselben, die sehr geschickt geformt waren, meistens in der Gestalt eines kleinen Härings. Einige waren auch so bläulich gefärbt, wie es der junge Häring zu sein pflegt. Der Name dieses trügerischen Härings — Okéau — scheint auch vom Namen des rechten Härings, der „Okéwiß“ heißt, abgeleitet zu sein. Sie haben das Dingelchen an einem langen Faden und halten es an einem kurzen, $1^1/_2$ Fuß langen Stabe. Es ist mit einem Stück Blei beschwert, damit es senkrecht ins Wasser hinabgehe. Der Fischer, der wie beim Störfange über dem Eisloche liegt, läßt sein Okéau dem Fische, den er gewahrt, vor dem Maule herumspielen, entzieht ihm denselben aber immer rechtzeitig nach oben, und tantalisirt ihn auf diese Weise weiter und weiter herauf, bis er ihn endlich so nahe hat, daß er ihn mit seinem Speere leicht treffen und erlegen

kann. Warum sie dem Fische statt des hölzernen Mannequin nicht lieber gleich etwas ordentliches zu beißen und dazu eine Angel zu verschlingen geben, habe ich nicht erfahren. Doch lassen sich Gründe genug denken. Vielleicht ist die Geschicklichkeit des Indianers im Angeln nicht so groß, und er fühlt sich darin nicht so sicher, wie im Speeren. Vielleicht ist der natürliche Köder auch zuweilen rar bei ihnen und sie können nichts Eßbares sparen. Seinen kleinen, hölzernen, hübsch geschnittenen Okéau hat der Fischer immer bei sich, und er kann ihn so oft er will gebrauchen, und hundert Fische damit locken und speeren.

Die mannigfaltigen Gattungen ihrer Speere habe ich fast alle gesehen. Sie nennen sie im Allgemeinen „Anit“ (plur. Anitin), haben dann aber wieder besondere Namen für besondere Arten von Speeren. Sie schienen mir alle recht geschickt und zweckmäßig gemacht. Zuweilen ist es bloß ein Zweizack, zuweilen ein Dreizack. Bei dem Dreizack ist der mittlere Zacken kürzer, die beiden äußeren Zacken sind dagegen lang und divergiren aus einander, wie eine Kneife für den Rücken des Fisches. Zuweilen stecken zwischen ihnen auch mehre kurze Mittelzacken. Meistens sind die Zacken auf beiden Seiten mit Widerhaken versehen.

Für manche größere Gattungen von Fischen haben sie auch Speerspitzen, die sich beim Stoße von dem Stabe lösen, und dann nur noch vermittelst einer Schnur mit ihr zusammenhängen. Der Fisch geht mit dem Pfeile oder Harpun davon, und wird an dem Stricke wie ein Wallfisch gefesselt allmählich ermüdet und zurückgebracht.

Von ihrem Speeren in den Kanoes bei Fackellicht sprach ich schon. Von ihren übrigen Fischerkünsten rede ich aber nicht, entweder weil ich nichts besonderes dabei beobachtete, oder weil ich sie gar nicht zu sehen bekam.

Riviére au Desert, October 1855.

Sechster Brief.

Schnee-Schuhe und Schlitten.

„Diese Schenkel, die behender
„Flohen durch den Schnee
„Als der Hirsch, der Zwanzigender
„Als des Berges Reh". —
Schiller.

Schnee-Schuhe und Schlitten.

Wenn ich oben sagte, daß die größte Erfindung welche die Indianer gemacht, das Birkenrinden-Kanoe sei, so ist dies doch mit einer Beschränkung zu verstehen. Die Erfindung und Ausbildung ihrer Sprache, sofern man sie ihrer eigenen Geisteskraft zuschreiben kann, ist noch unendlich viel merkwürdiger und bewunderungswürdiger. Es ist traurig genug, daß ich auf diesen Gegenstand der auf dem ganzen Gebiete der Forschungen über die Ethnographie der Indianer der bei weitem interessanteste ist, so wenig eingehen kann. Es versteht sich aber von selbst, daß ich ihm nirgends ausweichen darf, daß ich ihm vielmehr überall begegnen mußte. In der Sprache spiegelt sich das

ganze Denken und Erfahren des Volkes ab. Die Sprache begleitet das ganze Leben und Treiben des Indianers; sie ist das große Denkmünzen-Cabinet, in dem er alle die Ausdrücke niederlegte, welche er für Sinnes-Wahrnehmungen oder Seelenregungen, für Beobachtungen in der Natur und für seine Erfindungen auf dem Felde der Kunst ausprägte. Man kann seine Zustände nur begreifen und ihnen in allen Winkeln und Verstecken folgen, wenn man das helle Licht benutzt, das überall die Sprache auf den Weg des Ethnographen wirft. —

Doch! — für den kleinen Gegenstand, der mir hier vorliegt, hole ich zu weit aus. Denn ich will hier nicht von den großen grammatischen Mysterien und auch nicht von den historischen Räthseln und Fragen, die in der Sprache stecken, oder von den psychologischen Offenbarungen, die aus ihrem Studium hervorgehen, reden. Ich habe nichts weiter vor mir als einen Indianischen Schneeschuh, an dem ich so wohl die sinnige Einrichtung als auch die reiche Terminologie der Sprache bewundere, und ich habe diese Geräthschaft hauptsächlich nur zu dem Zweck hervorgenommen, um ein Mal an einem Beispiel zu zeigen, wie sehr die Sprache der Indianer mit ihren Wort-Erfindungen in die Details geht, wie fest und bestimmt ihre Ausdrücke für solche in die Sinne fallende Dinge sind. Es wird dadurch dann zugleich bewiesen werden, daß auch die Theile des Kunstproducts selbst sehr fest und bestimmt und sehr überdacht sind, denn die Sprache bildet im Fach der Künste bestimmte bleibende und allgemein angenommene Ausdrücke nur für solche Dinge aus, die wesentlich sind, und die eine Rolle in dem Mechanismus spielen.

Ich habe schon bei Gelegenheit des Kanoe-Baus angedeutet, daß da kein Schnürchen und kein Pflöckchen ist,

das nicht für das Ganze nöthig sei, und dem die Indianer nicht zugleich auch einen festen Namen gegeben hätten. Sie verfahren dabei im Fache der Künste und Handwerke eben so minutiös, wie auf den Feldern der Natur. Auch in ihren Wäldern, Sümpfen, Seen und Prärien kriecht, fliegt, schwimmt und wächst nichts, das sie nicht beachtet, und dem sie nicht, so winzig es auch sein mag, einen Namen gegeben hätten. Wenn dies bloß bei den nutzbaren Pflanzen und Thieren der Fall wäre, so würde ich es freilich nicht so erstaunlich finden. Aber was ich so sehr bewunderte, war, daß wenn ich mich mit einem Indianer ins Gras setzte, und nach den unnützesten Dingelchen, die da herumhüpften, fragte, er immer einen Namen dafür wußte. Ich konnte daraus natürlich schließen, daß er sie alle beobachtet, in der Hand gehabt, neugierig untersucht, und sie nach ihren wesentlichen Merkmalen von einander unterschieden haben müsse. Uns gebildete Völker führt der gelehrte Forschersinn, die Bewunderung Gottes in allen seinen Werken, das Bestreben unsere Systeme vollständig zu haben und alle Glieder der großen lückenlosen Kette zu erkennen, zur Entwicklung einer reichen Terminologie. Aber ich gestehe, ich war manch Mal in Verlegenheit, den Grund und die Veranlassung zu einer solchen reichen Terminologie beim Indianer zu enträthseln. Manch Mal mögen es Furcht oder Aberglauben bewirken, daß ihm ein sonderbares Wesen, oder eine wunderliche Pflanze auffällt und daß er sie benennt. Zuweilen mag er sie benennen um sie von einem anderen ihm dienlichen und nützlichen Naturproducte zu unterscheiden. Aber zuweilen, muß ich glauben, ist eine Neugierde, oder ein Anflug von Naturforschersinn das Einzige, was ihn dazu verleitete, sich die besagte Mühe zu geben. —

Die dichte Bevölkerung in unseren Ländern tritt und schaufelt sich im Schnee des Winters bald Fußpfade aus

von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus. Die hiesigen spärlich zerstreuten Bevölkerungs-Elemente vermögen dies nicht. Sie haben daher um nicht inmitten der Schneemassen zu ersticken und zu verhungern ein Instrument von Nöthen, das sie über den lockeren Schnee und die Unebenheiten des Bodens leicht hinwegträgt. Dies ist der Schneeschuh, der im Winter so nöthig ist, wie das Kanoe im Sommer.

Im Ganzen Norden von Amerika bewegen sich dann alle Krieger, Jäger, Handelsleute, Reisende, Kirchengänger, Männer, Weiber, Kinder auf Schneeschuhen. Selbst die Englischen und Französischen Damen in Quebec und Montreal haben den Gebrauch den Indianern abgelernt und machen ihre Spaziergänge und Picknick-Partien auf Schneeschuhen. —

Die Indianer haben Schneeschuhe von sehr verschiedenen Formen und Größen und zu verschiedenen Zwecken und Gelegenheiten, auch je nach der Beschaffenheit des Schnees und Eises verschieden. Man sagt, daß die ganze Einrichtung des Utensils, so wie die Odjibbewäs es construirt haben, unverbesserlich sei. Man hat mir die Theorie davon oft auseinandergesetzt. Ich habe selbst damit zu gehen versucht, und habe die meisten Gattungen in natura gesehen und an Ort und Stelle Copieen davon genommen.

Der gewöhnliche große Canadische Schneeschuh oder „Agim" ist sehr solide, sorgfältig und zweckmäßig gebaut. Er hat im Ganzen die Figur eines Schiffes oder Fisches hat vorne einen breiten Bauch und Kopf und hinten einen langen Schwanz. Sein Odjibbewä-Name „Agim" kommt wahrscheinlich von Agimak (Eschenholz), weil sein Hauptgerüste oder sein Rahmen von diesem Holze gemacht ist,

wie denn der Name des Wigwam aus ähnlichem Grunde von Wigwass (Birkenholz) abgeleitet wurde. —

Der Rahmen wird in seiner Fischfigur zugleich zusammen und auseinander gehalten durch zwei Querstäbe, einen hinten und einen vorne. Diese Querstäbe heißen „Okanik“. Doch ist dabei zu bemerken, daß dieser Name nicht etwa für „Querstäbe“ überhaupt gebraucht, sondern eben bloß einem solchen Schneeschuh-Querstabe gegeben wird.

Die drei Abtheilungen, welche die beiden Querstäbe mit dem Rahmen machen, sind mit dichtem Flechtwerk aus dünnen Lederschnüren gefüllt, deren Enden um den Rahmen und an der Querstange umgewickelt und festgebunden sind. In der vordern und hintern Abtheilung ist das Flechtwerk enger, in der mittleren weitmaschiger. Das enge nennen sie „Adibis“, das weitmaschige „Aschkimavin“. Die Oehren oder Klammern zur Befestigung am Rande heißen: „Apakoschkimanan“.

Das Interessanteste in der Construction des Schneeschuhs ist die kleine Vorrichtung mit der man den Fuß einschnürt und mit dem großen Dinge in Verbindung bringt. In der Hauptsache ruht der Fuß mit dem Ballen des Vorderfußes auf dem sogenannten „Bimikibison“, welches Wort ungefähr so viel bedeutet als die „Fußbinde“ oder auch die „Schrittriemen“. Es ist dies eine starke elastische Querschnur aus Leder, die sehr solide, sowohl seitwärts an dem Rahmen als auch vorne durch kurze Querbänder mit den vordern dicken Querstäben verbunden ist.

Die Schneeschuhe sind manch Mal 1½ Fuß breit, 5 Schuh lang und sogar länger und haben dann, trotz ihrer leichten Bauart, ein ziemliches Gewicht. Man begreift bei einigem Nachdenken leicht, daß es unmöglich ist, eine so große Fußsohle steif und geradezu an den Fuß zu

schnüren, in der Art wie wir unsere Schlittschuhe daran befestigen. Der lange Schneeschuh müßte dann die Bewegung des Fußes beim Ausschreiten mitmachen. Er würde vorne bei jedem Schritte in den Schnee hinabstoßen und hinten beim Hacken hoch aufgehoben werden. Der Fuß würde dabei eine höchst anstrengende und zwangvolle Arbeit haben, die Niemand lange aushalten könnte. —

Es kommt eben gerade darauf an, daß der Schneeschuh nirgends in den Schnee hineingedrückt werde, daß die Last auf dem lockeren Schneeboden immer gleich vertheilt bleibe. Auch muß der Schneeschuh gar nicht oder beinoh gar nicht aufgehoben, sondern möglichst leise und lose auf dem Boden fortgeschleppt werden. Man muß ihn darüber hingleiten lassen, in der Weise wie manche Leute sich in ihren Pantoffeln bewegen.

Um dies zu bewirken, befindet sich in der Mitte des besagten Bimikibisson eine kleine Masche oder Schlinge, gerade groß genug, um die Zehen des Fußes durchzulassen. Der breite Fußballen selbst geht nicht mit durch, sondern stößt dagegen und schleift bei seinen Bewegungen nach vorn den Schneeschuh mit fort. Damit der Fuß nicht nach hinten entschlüpfen könne, geht dann von derselben Stelle auch eine Schlinge nach hinten aus, die den Hacken so umfaßt, daß dieser sich zwar frei auf und nieder bewegen kann, doch aber in der horizontalen Bewegung an das Ganze gefesselt ist. Diese Hackenriemen nennen sie „Adiman" (plur. Adimanan). Ich bemerke hier wieder, daß nicht etwa eine Schnur im Allgemeinen Adiman genannt wird, sondern eben bloß diese „Schnee-Schuh-Hacken-Schnur.

Der Hacken, wenn er herabfällt, ruht hinten auf dem Flechtwerk des Schneeschuhs; vorne aber, vor den Zehen des Fußes, giebt es kein Flechtwerk. Da ist vielmehr ein

Loch, in das die Zehen des Fußes bei ihrer Bewegung herunter und herauf tauchen können, wie der Stempel einer Dampfmaschine in einem Cylinder. Sie nennen dies Loch „Oschkinjig", d. h. „das Auge des Schneeschuhs."

Man sieht aus diesem Allen, daß der Fuß mit dem Schneeschuh ungefähr auf dieselbe Weise verbunden ist, wie ein Stempel mit zwei Armen, dessen Mitte festsitzt, während die beiden Arme sich frei bewegen. Die Mitte (oder der Ballen des Fußes) ist gefangen, die beiden Arme (Hacken und Zehen) bewegen sich auf und ab. Die Zehen treten bei jedem Schritt durch das sogenannte „Auge des Schneeschuhs" hindurch, unten in den Schnee hinein, den sie aber freilich bei ihrer Kürze nur kaum berühren.

Man sieht, daß unsere Mechaniker die Aufgabe nicht umsichtiger und besser hätten lösen können. Wäre die Erfindung nicht schon tausend Jahre alt, so müßte man dem Indianischen Erfinder eine Prämie und ein Patent geben.

Wie die Kanoes so werden auch die Schneeschuhe zuweilen mit allen Farben des Regenbogens angemalt. Auch setzen sie rund herum auswärts an dem hölzernen Rande eine Menge bunter Quasten zur Verzierung ein. Diese Quasten nennen sie „Nimaigan", ein Wort, was wieder bloß Schneeschuh-Quasten und keine andere bedeutet.

Die Europäer haben die Indianischen Schneeschuhe ebenso nachgemacht wie die Kanoes, und freilich auch, wie die Kanoes, mit ihren vollkommenen Werkzeugen und Arbeitsmethoden noch besser hergestellt. In den Forts der Hudsonbay-Companie, bei den Amerikanischen Traders u. s. w. sieht man zuweilen wahre Prachtstücke von Schneeschuhen, wie man da auch die besten und größten Kanoes findet. Solche allen Anforderungen entsprechende Schneeschuhe werden indeß nur gemacht, wenn man Zeit dazu hat. Unter dringenden Umständen aber ist man zu-

weilen schon zufrieden, wenn man überhaupt nur etwas Breites unter den Fuß bekommen kann. Es ereignet sich im Jägerleben oft, daß das Lager mitten im Winter plötzlich aufgebrochen und Schneeschuhe schnell beschaffet werden müssen. Zum Beispiel wenn ein kleines Indianerlager sich so lange als möglich in einer Gegend zu halten suchte, aber doch dasselbe am Ende verlassen werden muß. Die Jäger sind am Abend wieder ohne Beute heimgekehrt. Alle Kessel und alle Magen sind leer. Der Schnee am Tage ist noch höher gefallen. Nun kommt auf ein Mal der Schrecken unter die Leute, und nun soll am nächsten Morgen abgereist werden, um eine bessere Jagdstation oder reichlicher versehene Freunde zu erreichen. Die alten Schneeschuhe sind im Laufe des Winters zerbrochen. Alle Mitglieder des Lagers, auch die kleinen Mädchen und Kinder müssen nun eilends beschneeschuht werden. Man arbeitet an der Ausrüstung den ganzen Tag und die Nacht, kann aber dabei natürlich solche vollständige und künstliche Arbeit wie die eben beschriebene nicht zu Stande bringen. Man macht dann die sogenannten „Makwassagim", oder die Bärentatzen-Schneeschuhe. Das Wort ist abgeleitet von „Makwa", der Bär, und „agim", Schneeschuh. Sie sind nach einem einfacheren Plane gebaut und erhalten daher auch eine andere Form, die der Figur der Bärentatzen etwas gleicht.

Die Canadier nennen diese Makwassagim: „Raquettes patte d'ours." Alle Welt versteht sie sich im Fall der Noth im Walde zurecht zuschneiden.

In manchen Gegenden nehmen sie auch bloß ein Brett, dem sie die Gestalt eines langen Fisches geben. Aber auch in diesem Brette darf natürlich das „Auge des Schneeschuhs", das Loch für das Einschlagen der Zehen, nicht fehlen. Bei einem solchen Brett-Schneeschuhe wird

dann auch eine Art Mulde oder Vertiefung für den ganzen Fuß ausgemeißelt, damit er immer in seine rechte Lage zurückfalle. Auch diese hölzernen Schneeschuhe haben unter Umständen ihre eigenthümlichen Vortheile, z. B. wenn der Weg über sehr weichen und wässerigen Schnee und über Sumpfstrecken geht, wo sie die Feuchtigkeit abhalten.

Die Beschaffenheit des zu bereisenden Terrains bedingt die Form und Größe des Schneeschuhs mehrfach. In Wäldern z. B., wo sich viel Wurzel- und Strauchwerk findet, bedienen sie sich kleiner Schneeschuhe, auf den Ebenen größerer. Auf einem coupirten Terrain, das mit Steinen bestreut ist, oder auf den Seen und Flüssen, wo Eisschollen übereinander weggeschoben und nicht ganz vom Schnee bedeckt sind, haben sie sehr lange Schneeschuhe, die vorn wie Schlittenläufe oder Schiffsschnäbel aufgebäumt und gebogen sind. Diese sind oft 6 Fuß lang und gleiten über die im Wege liegenden Hindernisse leicht hinweg. Man fühlt sich auf ihnen besonders sicher bei Nachtreisen, wo man die Hindernisse nicht leicht gewahrt. In Wäldern und Gebüschen sind aber diese langen Schneeschuhe mit gebogener Spitze gar nicht zu gebrauchen, weil man sich leicht damit im Wurzel- und Strauchwerk verhäkelt. Die Prärien-Völker sollen aber meistens ihre Schneeschuhe nach dieser Gestalt haben.

Die Erfindung des Rades und Räderfuhrwerks haben diese Völker nicht gemacht. Sie scheinen nicht ein Mal die Rolle zur Weiterbeförderung von Lasten zu benutzen, und haben sich auch noch nicht ein Mal zu solchen runden Klötzen und Holzscheiben erhoben, wie man sie wohl an dem Fuhrwerke einiger wenig fortgeschrittenen Stämme anderer Länder findet. Sie haben es hier noch nicht weiter gebracht als bis zur Schleife. Von dieser aber haben sie verschiedene Gattungen. Die Völker in den Prärien, welche

Pferde haben, gestalten ihre Schleife meistens in folgender Weise. Sie binden zwei Stangen kreuzweise übereinander, die oben durch eine Querstange auseinander gehalten und an das Pferdegeschirr geheftet werden, und unten auf dem Boden schleifen, wie bei uns die Pflug-Gestelle. Bei dem Kreuzpunkte der beiden Stangen werden die zu transportirenden Dinge aufgebunden. Zuweilen haben sie sogar Kasten darauf gebunden, um darein ihre Alten und Invaliden zu legen, denen freilich diese Lage und Bewegung nur wenig bequem sein mag.

Bei den hiesigen Waldvölkern, den Objibbewäs, habe ich solche Kreuz- oder Stangenschleifen nicht gesehen. Dagegen haben sie allgemein die Schnee- und Eisschleife oder den Schlitten, der bei ihnen „Odaban“ heißt. Er ist ihr einziges Fuhrwerk, was schon der Name andeutet. Denn derselbe ist von „nind odabi“, „ich ziehe“, „schleppe“ „fahre“ abzuleiten, so daß „odaban“ also so viel als „das Fuhrwerk“ bedeutet. In der Hauptsache besteht der hiesige Schlitten, wie er hier am Oberen See und dann auch bei allen Völkern der weiten Hudsonsbay-Länder gefunden wird, nur aus einem einfachen langen schmalen vorne etwas gekrümmten Brette. Er ist meistens nur einen Fuß breit und dabei wohl 8 Fuß lang. Die Leute behaupten, daß dies nöthig sei, damit man sich durch alle die engen Passagen ihrer schmahlen Wege hindurch arbeiten könne. Es sieht aus, als wenn ein solcher Schlitten bloß für die Benutzung der Indianischen „Trails“ gemacht sei. Es mag von hier bis zum Nordpol manche kleine Verschiedenheiten in der Gestaltung dieses Schneebretts geben. Die Details schildere ich nur wie ich sie bei einem Schlitten hier am See den ich abzeichnete, näher beobachtet habe.

Vor allen Dingen machen sie das Brett recht dünn und nehmen dazu ein sehr elastisches Holz, damit es wie eine Schlange über die Unebenheiten des Bodens weggleite, und nicht leicht breche, wozu bei seiner großen Länge die Gefahr immer groß ist. Vorne ist es etwa 1½ Fuß hoch aufgebäumt rund umgebogen und oben am Ende der Krümmung ist ein dickes Stück Leder aufgenäht, das rückwärts mit zwei starken Baststricken an das Schlittenbrett straff befestigt ist, um die Krümmung stets in der Spannung zu erhalten. Das Brett ist oben, in der Mitte vorne und hinten mit einigen angebundenen Querstangen noch mehr gekräftigt. Schlittenkufen aber giebt es unten nicht. Der Schlitten rutscht auf der ganzen Brettfläche. —

Als Zugthiere bei ihren Schlitten benutzen sie hier nur die Hunde, zu deren Anspannung zwei Flügelstangen vorne in der Mitte des Brettes angebunden sind und zu beiden Seiten herausragen. Die Ladung wird auf dem ganzen langen Brette vertheilt. Es läuft an beiden Seiten des Brettes eine Bastschnur hin die an den Querhölzern befestigt ist. Die letzteren dienen dazu um Querschnüre über die Ladung zu schlingen und sie damit ganz zusammenzuschnüren. Um das Hinterende des Schlittens schleift gewöhnlich noch ein Strick hinterdrein, den die Fuhrleute zuweilen ergreifen, um den Schlitten wenn er zu schnell bergab rutscht, aufzuhalten oder auch, um ihm gelegentlich eine andere Richtung zu geben. Zuweilen, wenn die Abhänge allzu steil und glatt sind, werfen sie auch wohl den ganzen Schlitten mit sammt der Ladung, die fest genug zusammen gebunden ist, um, so daß er auf der Kante langsam hinab rutscht. Für das blanke Eis auf den Seen, so haben sie mir gesagt, hätten sie noch andere wesentlich verschiedene Schlitten. Ich habe sie aber nicht zu sehen bekommen. —

Ich habe in dem Obigen oft der „Mokassins“ erwähnt ohne sie näher zu schildern. Da ich hier ein Mal bei einem verwandten Gegenstande bin, so mag ich noch ein Wort zum Lobe dieser Indianischen Fußbekleidung sagen.

Nach der Meinung der Odjibbewäs und der andern Leute, die hier auf Odjibbewä-Weise leben, ist der leichte, dünne, weiche Indianische Mokassin die beste Fußbekleidung von der Welt, unvergleichlich viel besser, als unsere plumpen, steifen Europäischen Stiefeln, die die Indianer nicht leiden können. Mit ihren Mokassins, die aus braun gegerbtem Rehleder gemacht sind, sagen sie, kommt man viel leichter von der Stelle, besonders über die im Lande so häufigen Sumpfstriche, wo sie mit den schweren Stiefeln tiefe Löcher treten und einsinken würden. Der Mokassin ist sehr porös und die Ausdünstung des Fußes wird in ihm fast so wenig behindert, wie beim nackten Fuße, und doch schützt er den Fuß gegen kleine Verwundungen recht gut. Weil er so porös ist, trocknet der Mokassin auch schneller, und man kann ihn fast ohne Gefahr auf dem Fuße selber trocknen lassen. Man erkältet sich nicht so leicht darin, wie in unserer dickledernen Fußbekleidung. Bei der großen Elasticität des Mokassins, der fast wie eine zweite Haut jeder Zusammenziehung oder Ausdehnung eines Fußgliedes folgt, hat der Fuß in ihm auch eine stets freie Bewegung und bleibt daher auch deswegen wärmer, als in den steifen Europäischen Stiefeln, in denen er fast regungslos eingekastet ist, wie in einem Sarge. Auch schadet wegen dieser fortwährend reizenden Bewegung des Fußes alle Feuchtigkeit nicht so sehr. Im Winter bei starker Kälte kann man auch die sogenannten „Nippes“ (Fußtücher) zur Wärmung in die Mokassins leichter hineinbringen als in unsere unnachgiebigen Stiefeln. Man kann die elastischen Mokassins ganz mit Nippes vollstopfen. Hat man sich den Fuß verwundet,

und muß ihn mit Pflaster und Lappen umwickeln, so ist wieder der Mokassin der angenehmste Pantoffel der Welt. — An Hühneraugen, hornartiger Verhärtung der Haut, Verkrüppelung der Zehen, Fußnägel, und manchen andern Fuß-Uebeln leiden die Indianischen Mokassinträger natürlich gar nicht, und in der Regel haben sie einen hübschen zierlichen kleinen Fuß.

Rivière au Desert, October 1855.

Siebenter Brief.

Krieg und Frieden.

„Günstig ist uns jetzt die Stunde, um das edle Wild zu fangen,
„Denn Du siehst, die düstern Wolken haben dicht den Mond umhangen."
J. N. Vogl.

Ueber kein Capitel der Ethnographie der Indianer ist von jeher wohl mehr geschrieben, als über die Gewohnheiten und Gebräuche, die sie im Kriege und bei Friedens-Verhandlungen beobachten. Und dennoch vernahm ich hier auch über diesen Punkt noch Manches, was mir vollkommen neu war. — Ich mag es versuchen Einiges davon wieder zu erzählen, und Längstbekanntes dabei so viel als möglich zu vermeiden. —

Natürlich sind die Veranlassungen zu ihren Kriegszügen — man wird wohl besser sagen Mord- und Rachezügen, — äußerst mannigfaltig, nud die Arten und Weisen, wie dieselben eingeleitet werden und zum Ausbruch kommen, sehr verschieden. — Recht häufig aber fängt doch die ganze Unternehmung mit den bösen Rache-Gedanken und Träumen in dem Herzen und Kopfe eines kriegbegierigen Häuptlings an, wie eine Lawine mit dem Falle eines Steines. —

Gute Träume sind vor allen Dingen, wie für die Jagd, und wie überhaupt für alle anderen wichtigen Unternehmungen, so auch für einen Kriegszug von Nöthen. Wenn ein Häuptling auf eine Kriegsunternehmung denkt, oder sich dazu vorbereitet, so hat ihm entweder ein gehabter Traum dazu die Veranlassung gegeben, oder im Falle der Entschluß dem Traume voranging, so setzt er sich nun expreß hin, fixirt seine ganzen Gedanken auf den Gegenstand und sucht nun noch gute Träume dazu zu gewinnen, bevor er sich an die Ausführung selber macht.

Er sondert sich ab von den Seinen. Wie ein Eremit zieht er sich allein in eine einsame und expreß zu dem Zwecke gebaute Hütte zurück. Da sitzt er ganze Abende lang auf einer Matte und schlägt die Trommel und murmelt finstere Zauberlieder, zwischendurch häufig seufzend und klagend. Auf seinem Lager hat er dann allerlei Erscheinungen. Die Geister der von den Feinden erschlagenen Seinen besuchen ihn und fordern ihn zur Rache auf. Andere Geister kommen und zeigen ihm den Weg in's Feindeslager, verheißen ihm Sieg, deuten ihm zuweilen auch genau an, wo und wie er die Feinde treffen und wie viel er von ihnen erschlagen werde.

Wird seine Trommel und sein Gesang häufig des Abends im Lager vernommen, so kommt dann wohl ein Freund zu ihm, und indem er sich neben ihm auf die Matte niederläßt, fragt er ihn: „Was ist denn mit Dir, Schwarze Wolke, warum träumst Du? Welcher Kummer drückt Dich?“ — Die Schwarze Wolke schüttet ihm dann sein Herz aus, erzählt ihm, wie seines Vaters Bruder vor drei Jahren von ihren Stammesfeinden, den Sioux — wie sein Vetter im vorigen Jahre von ihnen skalpirt sei u. s. w. und wie nun die Gedanken seiner Vorfahren über ihn gekommen seien, wie sie ihm selber im Traum oft erschienen

und ihm keine Ruhe ließen mit ihren Bitten um Rache. Auch theilt er ihm wohl etwas mit von den Augurien und Anzeichen, die er im Traum bekommen habe über einen glänzenden Sieg, der ihm zu erringen bestimmt sei, und von den Mitteln und Wegen, die ihn dazu führen sollten. Jedoch nur „etwas“, denn die Hauptsache davon behält er meistens für sich selbst. Es ist sein Geheimniß, wie bei uns der Plan des Feldzuges das Geheimniß des Feldherrn ist.

Der Freund, nachdem er Alles angehört hat, nimmt dann selbst wohl, wenn ihm die Sache gefällt, die Trommel und „steht seinem Freunde mit seinen Träumen bei.“ Dieser, wenn er volles Vertrauen zu ihm hat, erwählt ihn zu seinem Associé oder Adjutanten, und beide stellen sich an die Spitze des Unternehmens, oder werden, wie die Canadier dies ausdrücken, „Chefs de guerre“. — Sie halten es immer für besser, daß zwei Anführer da seien, damit, „wenn die Träume des Einen nicht Kraft genug haben“, der Andere aushelfen könne.

Diese beiden „Chefs de guerre“ sitzen nun den ganzen Winter über zusammen, rauchen mit einander unzählige Pfeifen, schlagen die Trommel abwechselnd, murmeln Zauberlieder die Nächte hindurch, berathschlagen sich über den Feldzugsplan und senden auch Tabacк an ihre Freunde, als eine Einladung zur Theilnahme an dem Zuge. Der Winter ist die Zeit der Berathung. Krieg geführt wird dann aber selten, theils weil das Kanoe auf den gefrorenen Flüssen nicht gebraucht werden könnte, theils weil der Schnee nur allzuleicht die Fußspuren und die Richtung des Marsches verrathen würde.

Sind die Beiden über Alles einig, — haben sie die gewünschte Anzahl von Rekruten und Verbündete angeworben, und haben sie auch die Zeit des Auszuges be-

stimmt, z. B. festgesetzt, daß die Sache anfangen soll, wenn die Blätter so und so groß sind, oder wenn ein solcher und solcher Baum in Blüthe steht, und ist diese Zeit endlich gekommen, so veranstalten sie erst auf dem Kirchhofe mit ihren Freunden und Verwandten einen großen allgemeinen Kriegertanz, bei dem auch die Frauen zugegen und, wie die Männer, schwarz angemalt sind. Die Frauen erscheinen dabei mit aufgelösten Haaren und haben das Haupt mit Flaumfedern von wilden Enten bestreut. Ein eben solcher Kriegertanz wird auch rund herum in allen Hütten der Krieger, die den Zug mitmachen, abgehalten.

Ist die Unternehmung und die „Helden-Schaar" einigermaßen bedeutend, so wird sie gewöhnlich von einer weiblichen Person, einer Jungfrau, begleitet, die sie die „Opferfrau" nennen. Sie ist meistens weiß gekleidet, bei den Sioux z. B. in eine weißgegerbte Reh- oder Büffelhaut. Ihr Haupt hat sie in ein rothes Tuch gewickelt. Bei verschiedenen Stämmen der Prärien, z. B. bei den „Blackfeet" (den Schwarzfüßen) führt diese festlich geschmückte „Opferfrau" ein Pferd am Zügel, das einen großen Medizin-Beutel und eine bunt verzierte Pfeife trägt. Ein ehrwürdiger Missionär, der sie mir beschrieb, nannte sie: „La conductrice du Calumet" (die Führerin der heiligen Pfeife). — Bei den Odjibbewäs, die wenig Pferde haben, und die ihre Züge gewöhnlich zu Wasser ausführen, ist der Sitz dieser Jungfrau in der Regel in einem besonderen Kanoe.

Wenn Alles eingeschifft und gerüstet ist, so heben sie ihren melancholischen Todten-Gesang an und stoßen ab.

Ist der Kriegszug recht was Bedeutendes, — ist der Anführer der Schaar sehr einflußreich, — hat er anderen ihm befreundeten Häuptlingen seinen Taback gesandt und haben diese den Taback angenommen und wieder unter

viele ihrer Anhänger vertheilt, — so sind dann unterdessen gleichzeitig auch von andern Dörfern andere kleine Kriegertrupps ausgezogen und sie stoßen an den Begegnungs-Plätzen zusammen.

Sie nehmen dabei natürlich so wenig Dinge als möglich mit und sind meistens halb nackt, um leicht zu marschiren. Selbst mit Provisionen beschweren sie sich nicht viel. Denn sie fasten und hungern unterwegs fast beständig, nicht nur aus Drang der Umstände, sondern auch weil dies Fasten ein mehr oder weniger religiöser Krieges-Gebrauch ist.

Sie beobachten auch noch allerlei andere Dinge unterwegs, die theils sehr nützliche Vorsichtsmaßregeln, theils bloße abergläubische Gewohnheit sind. So z. B. setzen sie sich unterwegs nie in den Schatten eines Baumes, kratzen sich auch nie den Kopf, wenigstens nicht mit den Fingern. Mit einem Stücke Holz oder einem Kamme dürfen die Krieger sich allerdings kratzen.

Die jungen Leute, welche zum ersten Male in den Krieg gehen, haben wie die Weiber ein Tuch oder eine Art Mütze über dem Kopfe, und schreiten meistens mit niederhängendem Haupte einher, sprechen wenig oder gar nicht, und dürfen auch bei den Todten- oder Kriegs-Gesängen nicht mit einstimmen. Auch schlagen diese jungen Leute unterwegs die Moskitos nicht todt, sondern lassen sich ruhig von ihnen beißen. Endlich dürfen sie auch auf dem Zuge, wenn es Wild zu essen giebt, keinen Markknochen zerbeißen und aussaugen. Beim Aus- und Einsteigen in die Kanoes ist auf Kriegszügen auch allerlei zu beobachten. So dürfen sie sich um des Himmels willen nicht den Fuß dabei naß machen. —

Das einzige Ding, was sie außer den Waffen und den Tabackspfeifen nie vergessen, sind ihre Medizin-Säcke

oder ihre mysteriösen Beutel. Diese revidiren sie vor dem Zuge so genau, wie unsere Soldaten ihre Patronentaschen, und stecken alle ihre besten und stärksten Medizinen, die sie haben, und alle ihre Reliquien, Zaubermittel, Papierflicken u. s. w. hinein, damit ihnen der Beistand aller Schutz-Geister gesichert sei.

Wenn sie sich dem Feindeslande nähern, so bauen sie eine große Strauchhütte und wiederholen darin alle Ceremonien, die sie im Laufe des Winters verrichteten. Dabei giebt es auch wieder für die jungen Leute, die noch keinen Krieg mitmachten, etwas zu verrichten. Es wird über zwei hohe gabelförmige Stöcke ein Querholz gelegt, und jene jungen Leute müssen nackt darüber hinweg springen.

Bei dem Marsche durch des Feindes Land wird nun das mysteriöse Tabackspfeifen-Rauchen häufiger. Denn sie haben nun allerlei zu erkunden, zu diviniren, zu errathen und von den Geistern zu erbitten. Bald hat man eine zweifelhafte Spur des Feindes entdeckt, und es kommt darauf an, zu wissen, wo er steckt. Bald wünschen sie sich, um vor Entdeckung sicher zu sein, ein wenig Regen oder Nebel, und es kommt darauf an, ihn herbei zu zaubern. Dann greifen die Anführer des Zugs zur geschmückten Kriegspfeife, die immer vorangetragen wird, und der eine bietet sie dem andern dar, um sein Heil und seine Kraft zu versuchen. Aber aus Bescheidenheit oder aus Mangel an Zuversicht greift Niemand sehr begierig darnach. Zuweilen macht die Pfeife wohl zwei oder drei Mal die Runde, bevor Einer sie annimmt. Endlich aber tritt ein großer Clairvoyant und „Jongleur“ (Tschessaked) hervor, — gewöhnlich doch am Ende der Hauptanführer, — ergreift die Pfeife, und prophezeit, daß wenn er sie bis so oder so weit ausgeraucht habe, oder wenn er sie zwei oder drei Mal g a n z ausgeraucht habe, der gehoffte Nebel oder Regen

eingetreten und die Zeit zum Angriff gekommen sein würde. —

Sind sie glücklich in diesen Prophezeiungen und nachher auch siegreich im Kampfe, so hängen sie alsdann nach der Schlacht gewöhnlich einige Rehhäute oder sonst etwas in den Bäumen des Schlachtfeldes als eine Art Sühnopfer auf. Denn gewissermaßen scheinen sie doch auch ihre Mord-Anfälle als etwas Gottloses zu betrachten, und scheinen es durch solche Sühnopfer abwehren zu wollen, daß ihnen die Manen ihrer gemordeten Feinde und die Geister im Himmel über ihre abscheulichen Grausamkeiten nicht allzu böse werden. Viele von ihnen bringen einige Locken von den Haaren ihrer Verstorbenen mit auf's Schlachtfeld, und diese pflegen sie in die Wunden der von ihnen Getödteten zu stopfen. —

In dem Drange der Wuth ihres Rachegefühls vergreifen sie sich nicht selten an den Leichnamen ihrer Feinde. Sie lecken wohl ihr Blut, ja sie schneiden auch Stücke aus ihrem Fleische und verschlingen sie. Die jungen Krieger, die dies zum ersten Male thun, werden wohl übel dabei und geben das Verschlungene wieder von sich. Dies wird aber als ein Zeichen spottwürdiger Schwachmüthigkeit betrachtet. —

Man hat mich versichert, daß sie zuweilen auch Finger, Arme und andere Glieder ihrer Feinde abhauen und sie mit nach Hause bringen, um sie den Ihrigen zu zeigen. Diese Glieder ihrer Feinde, die am Ende ganz eintrocknen, schleppen sie oft lange mit sich herum. Sie werden später bei ihren Kriegertänzen, wie die Skalps producirt, und bei diesen Tänzen ereifern sie sich dann wohl so, daß sie auch wieder einbeißen, wohl einen Finger abreißen und verschlingen. „Oui Monsieur, j'ai vu tout ceri souvent. Et c'est plus vrai, que leurs histoires de Menabojou“! —

Fast unglaublich klingen die Erzählungen von den kühnen Streichen der Indianer und von dem unerschütterlichen Muthe, den sie zuweilen auf dem Schlachtfelde offenbaren. „Nichts desto weniger kann man in der Regel selbst den außerordentlichsten Berichten dieser Art Glauben schenken“, bemerkte einer meiner ehrwürdigen und vielerfahrenen Freunde am Oberen See und erzählte mir dann folgende Geschichte von dem Benehmen eines Indianers auf dem Kampfplatze:

Es war ein Sioux-Krieger, der einst in einem Kampfe mit den „Blackfeet“, den Erzfeinden seines Stammes, so schlimm verwundet wurde, daß er endlich auf die Kniee sank und seine Waffen fallen ließ. Mehre Schwarzfüße stürzten auf ihn zu, ihre Messer schwenkend, um ihn nieder zu machen. „Halt!“ schrie der Bedrohte, „halt! wartet noch einen Augenblick. Ehe Ihr mich niederstoßt, habe ich Euch noch etwas zu sagen. Ihr wißt ja noch nicht wer ich bin. Hört! Ihr habt einen guten Fang gethan! Denn meine ganze Lebensgeschichte war ein fortgesetzter Kampf gegen Euch!“ — Dann erzählte er ihnen, daß er der berüchtigte Der und Der sei, erinnerte sie an viele bekannte Einbrüche der Sioux in das Land der Blackfeet, und beschrieb es, wie er bei dieser und jener Gelegenheit, diesen oder jenen ihrer Leute getödtet oder skalpirt habe.

Die Schwarzfüße, wie denn die Indianer immer in solchen Fällen sehr neugierig sind, liehen ihm dabei begierig ihre Ohren und gruppirten sich lauschend um ihn herum. Einige in ihrem Erstaunen kamen ganz nahe, mit vorgestrecktem Kopfe und des Kampfes ganz vergessend auf ihre Messer und Aexte gelehnt.

Der Sioux, der sich seine Gelegenheit ersah, schloß seine Erzählung dann mit den Worten: „Und sieh! jetzt habt Ihr mich nun! jetzt muß ich meinen Todesgesang

fingen, jetzt muß ich jenen langen, dunklen Weg nach Westen wandeln; aber ich will mir noch etwas Gesellschaft und Bedienung mitnehmen!" schrie er auf, und, indem er seine letzten Kräfte zusammenraffte, hieb er noch einige Male rechts und links um sich, schlug einen der Feinde todt und verwundete mehrere, ehe sie sich schnell genug fassen und ihn dann ganz in Stücke hauen konnten. — Als sie dies gethan hatten, bewunderten ihn die Blackfeet nachher selbst, seiner List und seines Muthes wegen, und nannten ihn, indem sie die Geschichte oft erzählten — einen tüchtigen Mann.

Noch wunderbarer als die Anekdoten von ihrer Kühnheit klingen die Erzählungen von ihrer unglaublichen Selbstüberwindung und Geduld in Ertragung von Körperschmerzen. In einem Scharmützel zwischen den "Halfbreeds" von Pembina am Rothenflusse und den Sioux war ein Sioux von einem jener Halbindianer durch beide Arme geschossen und vollkommen vertheidigungslos gemacht. Der Indianer sank nieder, und da er seinen wehrlosen Zustand sah, beschloß er sogleich sich todt zu stellen und Alles über sich ergehen zu lassen, um so noch vielleicht sein Leben zu retten. Er sank wie todt, lang ausgestreckt, auf den Boden. Die Halfbreeds, die ihn wirklich für leblos hielten, kamen herbei und skalpirten ihn. Ohne eine Miene zu verziehen, oder durch ein unwillkürliches Zucken das Vorhandensein von Leben zu verrathen, ertrug der Sioux diese Operation und entfloh nachher, als er das Schlachtfeld frei sah, in den Wald. Am anderen Tage wurden mehrere Gefangene ins Lager der Halfbreeds gebracht, und zu ihrer Verwunderung auch der Mensch, den sie gestern als Leichnam skalpirt hatten. Er erzählte die Geschichte seiner List, wie er sie getäuscht, und in welcher Weise er sein Leben gerettet habe. Er wurde geheilt, und lebte nachher noch lange.

Auch bei ihren Pferdediebstählen — und die meisten ihrer Diebstähle sind Pferdediebstähle — zeigen sie sich oft so gewandt als kühn. Ein Mal verlangte einem Sioux, dem sein scheckiges Pferd bei einem Scharmützel erschossen war, nach einem neuen *scheckigen* Pferde. Er schlich sich bei Nacht in ein Lager der Feinde — der „Schwarzfüße“ —, um sich ein solches zu erbeuten. Er fand daselbst zuerst ein sehr schönes Pferd, und noch dazu vorne so bequem angebunden, daß er es ohne Weiteres hätte nehmen können. Allein es hatte nicht die Farbe, die er wünschte; es war schwarz und er wollte, wie gesagt, einen Schecken. Die Indianischen Diebe sind darin sehr eigen, sie nehmen nicht gleich das erste beste, sie wagen vielmehr nur etwas um das besondere Ding, von dem sie geträumt oder auf das sie gerade ihren Sinn gesetzt haben. Der Dieb — die Indianer würden sagen: der Held — kroch auf allen Vieren ganz leise, leiser als eine Schlange, im Dorfe weiter und entdeckte ein anderes Pferd; aber als er es im Dämmerlicht der Nacht untersuchte, fand er es braun. Noch weiter kriechend sah er endlich einen Schecken, gerade wie er ihn wollte; allein derselbe war sehr nahe bei einem Zelte angebunden und der Zügel lief unter das Zelt hinunter. Er zupfte ein wenig daran, um zu erfahren, wie er befestigt sein möchte; plötzlich hörte er es im Zelte sich regen. Ein schlafender Schwarzfuß, der Herr des Pferdes, hatte sich den Zügel an den Arm gebunden, wie sie das der Sicherheit wegen oft thun, und sprang so schnell als er konnte hervor, zu sehen, ob sein Pferd oder sonst etwas an dem Zügel gezupft habe. Der Sioux war aber längst platt auf den Boden gefallen und hatte sich wie eine Schnecke im Grase verkrochen. Der etwas schläfrige „Schwarzfuß“ blickte um sich da er aber nichts bemerkte, so zog er sich wieder mit seinem Zügel am Arm in das Zelt zurück und

schnarchte bald wieder wie zuvor. Nach einer Viertelstunde kam der Sioux wieder herbei gekrochen, und schlich so leise, daß kein Gräschen knisterte, zum Zügel heran. Er hätte wohl allenfalls dem Pferde selber die Zügel vom Kopfe lösen können; allein er war entschlossen, den Zügel auch zu haben. Er ergriff ihn also mit beiden Händen und, unbekümmert darum, ob der Lederriemen oder der an ihn angebundene Arm bräche, oder ob ein Stück Haut und ein Paar Finger mit fortgingen, gab er ihm einen so heftigen Ruck, daß Alles auf ein Mal losging; zugleich schwenkte er sich auf das Pferd und trabte davon. Es entstand zwar auf der Stelle ein allgemeiner Lärm im Lager, Schüsse wurden dem Diebe nachgesandt und eine plötzlich berittene Bande halbnackter Schläfer galoppirte in die Prärie hinaus hinter ihm drein. Kugeln und Pfeile flogen bald um ihn herum. Da er im ersten Anlaufe nicht genau die Richtung zu seiner Heimath eingeschlagen hatte, und sich daher mit einem Umwege in die rechte Linie hineinwenden mußte, so sah er sich gar bald von einigen Feinden umgangen und erreicht. Er mußte selbst zu den Waffen greifen, doch hatte er bald seine wenigen Pfeile verschossen, und am Ende, da er nur noch einen hatte, sprang ihm die Saite seines Bogens. Der Vorderste der Schwarzfüße war ihm gerade im Wege, und als er ihn wieder auf sich anlegen sah, so ergriff er seinen einzigen Pfeil mit der Hand, ritt im gestreckten Galopp auf seinen Feind los, wich dem zur Unzeit losgehenden Schusse desselben aus und stieß ihm den Pfeil durch die Brust. Nachdem er sich so Bahn gebrochen, zeigte es sich, daß er eben das rechte Pferd gestohlen hatte; denn der scheckige Renner trug ihn nun mit Windeseile aus dem Bereiche seiner Feinde ins Freie hinaus, und er kam gegen Morgen glücklich mit heiler Haut und sammt seiner Beute

bei den Seinigen an, denen er lachend seine Diebesgeschichte erzählte.

Zwischen den Sioux und den Schwarzfüßen, und zwischen den Odjibbewäs und Sioux ist der Kriegszustand fast ununterbrochen. Nur selten machen sie, „des langen Haderns müde“, ein Mal Friede; aber die Geschichte ihrer Friedenstraktate ist fast ebenso traurig und blutig als die ihrer Fehden. Zuweilen geben die Friedensunterhandlungen selbst einen Anlaß zur Erneuerung des Blutvergießens. Zuweilen wurden die Friedensboten selbst noch auf der Heimreise von denen niedergemacht, denen der Friede ein Aergerniß war.

Die Geschichte der bei solchen Gelegenheiten eintretenden Vorfälle ist oft recht interessant, wenn man sie mit allen begleitenden Umständen von Leuten erlangen kann, die ihnen nahe genug zusahen:

Im Frühling des Jahres 1838 war ein gebildeter Halbindianer in den oberen Missisippigegenden als Landmesser im Dienste der Amerikanischen Regierung beschäftigt. Er hatte sein Zelt an einem einsamen See aufgeschlagen, etwa 50 Meilen nordwärts von dem wohlbekannten Fort Snelling, das eben damals gebaut war als Zwing-Uri der Amerikaner für das weite Quellengebiet jenes Riesenstromes.

Eines Tages, da er eben sein Abendbrod verzehrte, trat der berühmte Häuptling der Odjibbewäs, Hole-in-the-day bei ihm ein. Derselbe erschien damals als ein völlig unerwarteter Gast, obwohl er übrigens seinem Wirthe befreundet und auch verwandt war.

Noch mehr aber als sein Besuch überraschte den Letzteren der Umstand, daß der Häuptling sich das Gesicht geschwärzt hatte. Es war gerade damals seit einigen Jahren eine Zeit sehr willkommenen Friedens zwischen den Sioux und

Odjibbewäs gewesen, und einige der feindlichen Banden hatten sich sogar so freundlich unter einander genähert, daß sie Wochen lang auf ihren gegenseitigen Jagdgründen zugebracht und mit einander gemeinschaftlich gejagt hatten. Der erstaunte Zeltbewohner fragte seinen Freund daher, welche Ursache er habe, in so ernster und kriegerischer Weise bei ihm einzutreten. Dieser erwiederte, es habe sich etwas Entsetzliches ereignet, und es drohten noch viel schlimmere Dinge. Aufgefordert, die Sache zu erzählen, sagte er: das Ganze sei zwar noch ein Geheimniß, er wisse selbst noch nicht, ob nicht vielleicht einige Stämme seines eigenen Volkes dabei implicirt seien. Aber weil er einen Mann, zu dem er großes Vertrauen hege und der auch sein Verwandter sei, vor sich sehe, so wolle er kein Hehl vor ihm haben, und den ganzen Hergang berichten. Es sei wohl sogar seine Pflicht die Sache vor die Regierung der Weißen zu bringen. „Du weißt, mein Onkel", fuhr er dann fort, „daß ich, Hole-in-the-day, und mein Vetter Strong-ground, ein fast ebenso mächtiger Odjibbewä-Häuptling wie ich selber, vor einem Jahre einen Friedenstraktat mit dem Wapéassina, einem der vornehmsten Sioux-Chefs, abschlossen. Unser großer Vater in Washington wünschte dies. Wir wünschten es selber, um dem steten Blutvergießen ein Ende zu machen. Auch die Sioux sprachen zu uns: „Seht! ein Frieden zwischen uns ist zu unser beider Vortheil. Ihr habt in Euren Wäldern viele Dinge, deren wir entbehren, und wir haben auf unseren Prärien manches Wild, das Ihr nicht besitzt."

„Wir machten Friede und luden den folgenden Winter die Sioux in unsere Wälder ein, mit uns zu jagen. Sie kamen und wir waren in Eintracht den ganzen Winter über auf der Jagd der Bären, Elenthiere, Füchse und Rehe."

„Als der Frühling kam, eben jetzt vor wenigen Wochen, luden uns nun die Sioux wieder zu sich ein und baten uns, den Sommer über mit ihnen ihre Büffel zu jagen. „Jedoch!“ so sprach zu uns Wapéassina, der Sioux-Häuptling, „bevor ihr dieser Einladung folgt, wünschen wir Euch noch in einer geheimen Unterredung zu sprechen. Dich Hole-in-the-day und Dich Strong-ground! Wollt Ihr Euch heute um Mitternacht zu einer Besprechung in unserm Lager einfinden?“

„Wir beiden nahmen ohne Sträuben die Einladung an und kamen zur bestimmten Zeit. Wir fanden eine ganz neue und große Hütte zum Zweck einer Berathung gebaut. Alle Häuptlinge und Krieger der Sioux saßen im Innern der Hütte zu beiden Seiten, und in der Mitte derselben brannte ein ganz schwaches und trübe brennendes Feuer, wie man es wohl bei nächtlichen Versammlungen, die verborgen bleiben sollen, bei kriegerischen Unternehmungen oder bei Verschwörungen anzumachen pflegt.“

„Wir wurden darüber stutzig, zumal da die Krieger alle so ernst und stille dasaßen und keiner eine Miene verzog, oder ein Wörtchen redete; uns schien es fast, als wäre hier etwas zu befürchten. Da wir aber ein Mal da und ohne dies nicht willens waren, den Sioux etwas Anderes als Trotz zu zeigen, so schritten wir entschieden und festen Schrittes durch die beiden Reihen von Kriegern hindurch, und nahmen den uns angewiesenen Ehrenplatz im Hintergrunde der Hütte ein.“

„Als wir uns gesetzt hatten, kam der Skabewis (Diener) von Wapéassina mit einer schön geschmückten Pfeife herbei, auf welcher der Taback bereits brannte. Ich wollte zugreifen und rauchen, als Wapéassina sich erhob und zu mir gewendet sprach: „Halt! Hole-in-the-day, rauche noch nicht! Höre mich erst! Wenn Ihr mich

gehört habt, dann könnt Ihr rauchen oder nicht rauchen, wie Ihr wollt. Wisse denn, diese Pfeife, die wir Euch reichen, hat eine besondere Bedeutung. — Wir haben Euch ein Geheimniß mitzutheilen. Wollt Ihr uns versprechen, es Niemandem mitzutheilen, weder Euren Amerikanischen Agenten, noch Euren weißen Traders, noch den Halbindianern, die unter Euch leben, — wollt Ihr beiden Häuptlinge es allein und unter allen Umständen tief in Eurem Busen vergraben, so raucht.“

Ich erwiederte ihm darauf: „Ihr habt den ganzen Winter freundschaftlich bei uns gelebt und gejagt. Ihr werdet für uns nichts Böses haben. Und wir unsererseits werden unsere junge Freundschaft durch keinen Verrath brechen. Ich nehme daher die Pfeife und rauche.“

Auch Strong-ground sagte, daß er derselben Meinung sei, und wir beiden nahmen darauf die angebotene Pfeife und rauchten. Darauf erzählte uns nun Wapéassina sehr umständlich, wie dies Land den Indianern, uns den Odjibbewäs und ihnen, den Sioux, gehöre, und wie die Weißen es uns mit Gewalt entrissen hätten, wie diese Weißen immer weiter um sich griffen, immer gefährlicher vordrängen, und sich eben in dieser ärgerlichen neugebauten Festung, dem berühmten Fort Snelling am Obern Mississippi, immer mehr festsetzten, und daselbst immer mehr und mehr Truppen sammelten. Die Gefahr sei dringend, sagte er. Entweder jetzt müsse man den Riesen in der Wiege ersticken, oder er würde alle Indianer weit und breit zu Boden treten. Sein Hauptbollwerk sei jenes Fort Snelling, und zu seiner Zerstörung hätten sich jetzt eben alle Siouxstämme vom Mississippi bis zum Missouri und zu den Rocky Mountains die brüderliche Hand gegeben. Bald würden Krieger von allen Seiten aus den Prärien kommen und jenes Bollwerk der Weißen

angreifen und zerstören. Es sei beschlossen, auch ihre Brüder, die Odjibbewäs, die in diesen Gegenden heimisch seien und hier bei einem Kriege so nützlich und entscheidend werden könnten, zur Theilnahme einzuladen. „Helft uns Brüder", sprach er, „laßt den alten Hader endlich ganz vergessen sein und verbündet Euch mit uns! Sendet uns Krieger und kommt selber zur bestimmten Zeit und laßt uns mit gemeinsamen Kräften die Freiheit unseres Vaterlandes fest begründen!" — Wir waren, als der Redner geendigt hatte, von der Größe und Schwierigkeit des Unternehmens etwas überrascht. Wir waren von Haus aus gegen den ganzen Plan, und hielten ihn für unausführbar, denn da wir den Weißen näher wohnen, so kennen wir besser ihre Macht. Doch erforderten die Umstände Klugheit und Vorsicht."

„Ich setzte daher den versammelten Sioux in einer eben so langen Rede auseinander, in wie schwieriger Lage wir Odjibbewäs uns befänden. Wir hätten gar viele Halbindianer und Weiße unter uns, und seien mit ihnen verwandt. Selbst wenn wir Häuptlinge, Stronground und ich, uns auch für die Sache erklärten, so frage es sich doch, ob dieser Plan bei unseren Leuten, deren Interessen vielfach mit denen der Weißen verwebt seien, Anklang finden würde. Wir vermöchten daher noch keine entscheidende Antwort zu geben, doch gelobten wir noch ein Mal, das Geheimniß sollte bewahrt bleiben."

„Die Sioux erklärten sich hiermit scheinbar zufrieden, obgleich uns von der Kriegerversammlung, wie es sonst bei angenehmen Reden gewöhnlich ist, kein Beifallsgeschrei zu Theil wurde."

„Wapéassina lud uns jedoch wiederholt ein, die Sachen möchten werden wie sie wollten, jedenfalls mit ihnen auf

die Prärien zum Jagen hinauszuziehen, und mit ihnen ihre Biber, Moschusratzen und Büffel zu jagen.“

„Am anderen Tage brachen sie auf, und obwohl ich und Strongground Anstand nahmen, so ging doch eine Partie unserer Leute mit den Sioux hinaus, um als Gastfreunde bei ihnen in den Prärien zu weilen. An dem dritten Tage ging noch eine andere Partie von unseren nach der Büffeljagd begierigen Leuten nach. Aber diese Letzteren kamen nach einigen Tagen in der größten Eile mit den Anzeichen tiefster Betrübniß zurück, und erzählten uns, sie wären kaum ein wenig in die Prärie hinausgewandert, so hätten sie die Leichname ihrer sämmtlichen Freunde und Landsleute, die zuerst mit den Sioux verreist waren, entdeckt und ihre Glieder am Wege zerstreut gefunden. Die Sioux hatten vermuthlich bei dieser unentschiedenen Antwort das Zutrauen zu uns verloren, und wenn auch Wapéassina und die anderen Häuptlinge selbst nicht den Verräther spielten, so waren doch eine Menge junger und ungebändigter Männer in ihrem Gefolge, die vermuthlich von dem alten Hadergeiste entflammt, jenen blutigen Streich ausgeübt hatten. Dies, mein Onkel, ist die neueste Neuigkeit, die ich Dir zu bringen habe, und dies ist das Ereigniß, was mich bewogen hat, in dem Zustande, in dem Du mich siehst, schnell in meine Heimath zu reisen, und darüber nachzudenken, welche Maßregeln wir nun zu ergreifen haben.“

Die Maßregeln, welche seinerseits mein halbindianischer Landvermesser nach dieser Mittheilung von Hole in the day ergriff, waren ihm von den Pflichten seiner Stellung vorgeschrieben. Er zeigte die ganze Sache so schnell als möglich seinem Gouvernement an, und es wurden in Folge dessen sofort mehr Truppen nach Fort Snelling gesandt und diese wichtige Festung wurde gerettet. — Die

Maßregeln von Hole in the day und den Seinen bestanden aber darin, daß sie sogleich die Kriegstrommel schlugen. Noch in demselben Jahre wurden mehrere ziemlich zahlreiche Abtheilungen der Sioux von den Odjibbewäs überfallen und auf die grausamste Weise niedergemetzelt. Und von nun an waren denn nachher wieder für 6 oder 7 Jahre „beide Stämme stets roth mit dem Blute ihrer Feinde.“

Rivière au Desert, October 1855.

Achter Brief.

Die Windigos.

Gonzalo: .... If in Naples
I should report this now, would they believe me?
Shakespeare's „Tempest".

Von den Windigos.

Es ist ziemlich allgemein angenommen und zugegeben, daß die indianischen Stämme in Nordamerika keine eigentliche Anthropophagen sind und auch nie gewesen sind. Nichts desto weniger werden sie, wie ich schon oben sagte, durch ihre barbarischen Kriegsgewohnheiten und ihre wilde Rachsucht zuweilen zum Verschlingen von Menschenfleisch verleitet. Auch ereignet es sich in diesen harten und armen Ländern nicht selten, daß Menschen von Hunger und Noth so weit gebracht werden, daß sie in Verzweiflung ihres Gleichen wie das Wild niederschießen und wie das Wild verzehren.

„Ich habe in unsäglicher Noth mehr als ein Mal meine ledernen Schuhe gebraten und verzehrt", versicherte mich ein Canadischer Voyageur.

Und auch manche gebildeten Traders sagten mir, daß wenn sie alle Ledersachen aufzählen wollten, die sie in ihrem Leben schon verspeist hätten, leicht ein paar Dutzend Felle herauskommen möchten.

In einem Lande wo solche Scenen und Vorfälle, wie der treffliche Franklin sie in seiner ersten Arktischen Reise so herzerschütternd beschreibt, zu den Dingen gehört, die jeder ein oder ein paar Mal in seinem Leben mit durchmacht, da kann man sich wohl denken, daß dann auch solche Menschen, wie jener anthropophagische Halbindianer, den Franklin's Genosse erlegte, nicht zu den Seltenheiten gehören. In der That mir klingen noch die Ohren von den tragischen Geschichten, von einem Indianer, der seine beiden Frauen und dann seine Kinder eins nach dem andern, — von einem Andern, der seinen Freund erlegte, von einem Dritten, der wie ein hungriger Wolf im Walde streifte und Jagd auf einen Menschen machte, Geschichten, von denen die eine sich erst voriges Jahr (1854) auf Isle royale, die andere am Norduser des Sees, die dritte und vierte wieder anderswo in der Nachbarschaft ereignete, und die man mir in ihren Details erzählte. —

Aber auch diese aus unsäglicher Noth hervorgegangenen Fälle von unnatürlicher Vergreifung am eigenen Geschlechte, haben die hiesigen Indianer eben so wenig wie jene durch Rachegefühl veranlaßten Durchbrechungen eines Naturgesetzes auf diejenige abscheuliche Bahn hinausgedrängt, auf welcher manche Afrikanische und Südseevölker so weit sich verirrt zu haben scheinen. Die hiesigen Indianer sind vielmehr immer wieder zu einem natürlichen Widerwillen gegen Kannibalismus zurückgekehrt und sie haben sogar vor denen, die das Verbrechen in äußerster Noth und fast in einem Anfall von Raserei begingen, einen entschiedenen Abscheu. Sie brandmarken sie mit dem

Namen „Windigo", das ungefähr unserem „Kannibale" gleich kommt. Und ist es ausgemacht, daß Einer ein Mal zu diesem letzten und scheußlichsten Mittel seine Existenz zu sichern griff, selbst wenn die Umstände sehr dringend und fast entschuldbar waren, so ist er auch in den Augen der Indianer von Schrecken und Abscheu umgeben. Sie meiden ihn und er lebt unter den Wilden selbst wie ein scheuer Wilder.

Wer solche Schranken ein Mal durchbrochen hat, thut es leicht wieder, oder wenigstens entsteht die Vermuthung, daß er es wieder thun könne. Er wird daher ein Gefürchteter. Er muß sich fern von den Uebrigen halten. Er genießt nicht ihres brüderlichen Beistandes, und so bringt ihn die feindliche Stellung zur Gesellschaft, in die er versetzt wird, bald wieder in dieselbe Verlegenheit und in dieselbe Versuchung. Auf diese Weise entsteht dann gewissermaßen eine Classe von Windigos.

Man erzählte mir von einem Menschen, der in den Wäldern am Nordufer des Sees herumspuke. Man kannte ihn recht wohl, man nannte ihn mir bei Namen. Man sagte, er habe ein Mal in einem harten Winter seine Frau getödtet und verzehrt. Dann habe er wieder ein Mal ein Mädchen überfallen, getödtet und gleichfalls verzehrt. Dieser Mann, so erzählte man mir, reise und jage stets allein, und wo er mit seinem Kanoe, auf dem er fischend und jagend einsam die Flüsse beschiffe, erscheine, da errege er Furcht und Schrecken, und es fliehe ihn alle Welt. Wie den Anderen, so sei er sich freilich auch selber zur Last, und in Folge aller der ausgestandenen Angst und Noth sei er von schwarzem Tiefsinn und einer furchtbaren Gehirnkrankheit befallen. Schon dem Akte des Mordes seiner Frau sei ein delirirender Zustand, — hervorgebracht durch die erlittenen Drangsale, — vorangegangen. Jetzt, so setzte

das Gerücht hinzu, hätte sich sein Gehirn ganz erweicht und die Näthe seines Schädels hätten angefangen sich zu lösen. Man mache, so hieß es, Jagd auf ihn, und er würde wohl nächstens ein Mal von einer die Gesellschaft rächenden Kugel erreicht werden.

Es ist wohl sehr natürlich, daß in einem Lande, welches wirklich einzelne solcher schrecklichen Fälle hervorbringt, und bei einem Volke, das den Einbildungen und Träumen so sehr ergeben ist, wie die Indianer, sich denn auch der Aberglaube in die Sache mischt, und daß dann am Ende durch diesen Aberglauben wieder wunderliche Fälle von Windigos bewirkt und erzeugt werden, wie bei uns im Mittelalter der Glaube an Hexen — Hexen in's Dasein rief. Gleichwie bei uns einige Leute durch Electromagnetismus und Spiritualismus wirklich ungewöhnliche Dinge leisteten, „Zauberkünste“ betrieben, wie dann der Aberglaube diesen Zauberern und Hexen noch größere und gefährlichere Kräfte zuschrieb, als sie wirklich hatten, und wie dann am Ende viele selbst dahin kamen, sich für Hexen und Zauberer auszugeben, so sind auch hier zu Lande, wie ich zeigte, wirklich einige Menschen in der Noth Windigos geworden, so hat die Furcht vor ihnen es bewirkt, daß man auch wohl hier und da, z. B. in Schwer- und Tiefsinnigen „Windigos“ erblickt, wo eigentlich keine sind, und so hat denn diese Furcht und die allgemeine Sage von ihnen auch bewirkt, daß sich die Idee in einzelnen Gemüthern festgesetzt hat, sie seien in der That Windigos und müßten wie solche handeln. In allen physischen und psychischen Krankheiten und Uebeln der Menschen liegt eine Tendenz zur Epidemie und zu spontaner Selbsterzeugung und Fortpflanzung. Es geht damit wie mit Werther's Leiden. Zuerst giebt es einen Werther

im Leben, den die Dichter berühmt machen, und am Ende werden die Werther's der Nation eingeimpft.

Daß es früher ein Mal in uralten Zeiten menschenfressende Riesen, (Windigos genannt), gegeben habe, ist eine allgemeine Sage unter den Indianern. Die Phantasie der Leute beschäftigt sich so viel mit ihnen, so wie auch mit den vereinzelten Fällen wirklicher Anthropophagie, daß sie anfangen davon zu träumen, und diese Träume arten mitunter dahin aus, daß dann so, wie gesagt, hie und da Jemand die fixe Idee gewinnt, er sei bestimmt, ein Windigo zu sein.

Jene Träume sind sehr verschiedener Art. Manchmal träumet Einer bloß, er müsse in seinem Leben so und so viele Menschen tödten, zuweilen träumt er auch dazu, er müsse sie auch verzehren, und da diese sonderbaren Leute an ihre Träume glauben, wie an die Sterne, so handeln sie denn auch ihren schwarzen Träumen gemäß.

Vor einigen Jahren lebte hier ein Mann, der geträumt hate, er müsse in seinem Leben 7 Menschen tödten, und er dürfte nicht eher aufhören, als bis er diese Summe vollzählig gemacht. Der Mann war keineswegs von Haus aus sehr mordsüchtig und blutdürstig, auch war er eben so wenig rachelustig oder habbegierig gesinnt. Es trieb ihn zu seinen Unthaten nichts anderes als bloß sein dunkles Fatum, an das er glaubte. Er hatte es geträumt, er hatte es lebhaft und vielleicht wiederholt geträumt. Der Traum machte ihn schwermüthig und tiefsinnig, aber er mußte ihm folgen, und als sich ihm eine Gelegenheit bot, brachte er einen Menschen um's Leben. Drei Mal hatte er schon sein schreckliches Messer in die Brust seiner unschuldigen Mitbrüder gesenkt, da erreichte ihn selbst die Strafe oder das Geschick. Bei keinem der in der Stille ausgeführten Morde war er ertappt, keiner seiner Unthaten

war er durch Zeugen überführt. Aber dennoch führten verdächtige Spuren wiederholt auf ihn, als die Quelle des in der Nachbarschaft grassirenden Unheils. Er hatte auch Mitwisser um seinen Traum, wie denn solche arme geplagte Träumer selten ihr Geheimniß ganz für sich bewahren können. Eine trübe Wolke hing über ihm. Das Gerücht hatte ihn schon längst gezeichnet und geächtet. Und als er eines Tages wieder einsam, brütend, tiefsinnig, mit dem Rücken gegen einen Baum gelehnt, dasaß, da spaltete ein Beilhieb des bösen Träumers Kopf. Einige Freunde seiner Opfer hatten sich verbündet ihn aus dem Wege zu räumen. Sie thaten es und die ganze Gemeinde hieß es gut, daß man sie von einem Ungeheuer befreit hatte.

In Deutschland wird man sich vielleicht über diese Dinge, die ich vorbringe, als über etwas Unerhörtes wundern, und wird mich nach meiner Autorität befragen. Ich kann nur darauf antworten, daß ich von Dingen spreche, die hier allen Leuten geläufig sind.

Der erzählte Fall eines Menschen, der eines Traums wegen Andere niederschießt, ist nun zwar kein eigentlicher Kanibalismus. Allein ein Fall der besagten Art ist zuweilen mit Kanibalismus verbunden und jedenfalls hängt er mit dem ganzen vorliegenden Aberglaubens-Capitel, von dem der Windigo die Spitze ist, zusammen. Die Windigo-Manie kommt nicht immer entschieden zum Ausbruche. Sie hat ihre Vorläufer und Grade. Wenn ein Mensch recht absonderlich und ausschweifend lebt, sich schwermüthig zeigt und von bösen Träumen geplagt wird, dann fängt man an zu fürchten, er möchte als Windigo enden, und er selbst wird auch von dieser fatalistischen Furcht ergriffen und wird einem dunklen Schicksale zugetrieben. Zuweilen sagt ein Mann im Unmuthe zu seiner Frau, wenn er mit

ihr zankt, „Weib, nimm Dich in Acht. Du treibst mich noch so weit, daß ich Windigo werden werde“ (que je me mettrai Windigo). —

Von einem jungen Menschen, mit dessen Lebensweise und Benehmen man nicht zufrieden war, und von dem „man fürchtete, daß er noch ein Mal als Windigo enden möchte“, erzählte man mir Folgendes:

Missabikongs war ein junger Indianer, der schon von Kindesbeinen an Zeichen eines höchst wunderlichen und abenteuerlichen Charakters und Wesens von sich gegeben hatte. Als kleiner Knabe schon lief er ein Mal seinem Vater auf der Reise weg, ohne Bogen und Pfeil, ohne Provision und ohne ein Mittel Feuer zu machen. Die geängstigten Aeltern suchten ihn allenthalben. Endlich nach einem Monate wurde er an den Ufern eines kleinen Sees, den man „den Kartoffel-See“ (lac des patates) nennt, gefunden. Wie und wovon er sich so lange genährt hatte, und auch warum er eigentlich weggelaufen war, wurde nie genau ermittelt. Genug die Aeltern führten ihn zurück und er blieb nun den folgenden Winter ruhig beim Vater, der ihn sorgfältig bewachte.

Im nächsten Frühlinge aber, wo der Vater mit andern Wilden zu einer großen Berathung gegangen war, verschwand sein kleiner Sohn wieder, und alles Nachsuchen war vergebens. Endlich am Ende des Sommers im Herbste kam er ganz allein in einem Kanoe den Fluß herunter und vereinigte sich wieder mit den Seinigen. Er erzählte ihnen allmählig die lange abenteuerliche Geschichte seiner sechsmonatlichen Wanderung. Er habe, sagte er, einen Traum gehabt, daß er nach Osten gehen müsse, sein Sinn habe auf den Osten, wo die Sonne aufginge, gestanden. Er habe sich zuerst längs des Süd-Ufers des Oberen Sees durchgearbeitet, zuweilen habe er Wurzeln und wilde Beeren

genossen, zuweilen nur Eichhörnchen geschossen. An der Bai von Anse hätten die Indianer ihn freundlich aufgenommen und ihm zu essen gegeben, und dann sei er von ihnen nach dem östlichen Ausgange des Sees, nach dem Sault de St. Marie gekommen. Da hätten die Indianer ihn als ihren Sohn adoptirt, nnd er habe einige Zeit bei ihnen gelebt. Doch sei er ihnen nach zwei Monaten wieder entlaufen und habe ostwärts Penangouishine am Huronen-See erreicht. Da aber noch immer ostwärts andere weite Länder gelegen hätten, so sei er endlich des Wanderns müde geworden, und habe sich entschlossen, zu seinen Aeltern zurückzukehren. Nach mehrmonatlicher Wanderung sei er westwärts endlich an einen Fluß gekommen, von dem ihm die Leute gesagt hätten, daß er zu seiner väterlichen Hütte hinabführe. Die Indianer dort hätten ihm das Kanoe gegeben, mit dem er dann nun wieder herabgekommen sei.

Die Aeltern und alle Zuhörer wunderten sich über seine Erzählung und der wunderliche Knabe bekam darauf den Namen „Missabikongs", was ungefähr so viel bedeutet als: „der kleine Mann von Eisen", *) weil er so viele Strapazen und Drangsale wie Kinderspiel ertragen hatte. Uns erscheint das Leben selbst der ordentlichen Indianer schon ziemlich wild und ungesetzt. Aber vielen Indianischen Charakteren ist es noch nicht verwirrt genug, noch zu geregelt und zu zahm. Sie entzweien sich, wie es auch unter uns bei zügellosen Gemüthern vorkommt, mit der bürgerlichen Ordnung und streben zu völliger Verwilderung hinaus. Von Kindern, die wie Kätzchen ihren Aeltern entsprungen, von jungen Männern, die von abenteuerlichem oder romantischem Sinne getrieben große Irrfahrten unternahmen,

*) „Missabe" heißt ein starker, fester Mann. „Kongs" ist eine Diminutiv-Endigung.

hörte ich nicht selten und habe schon oben Gelegenheit gehabt, davon zu sprechen.

Missabikongs, der kleine Eisenmann, hatte nachher, als er erwuchs und selbstständig wurde, noch mehre solcher Irrfahrten, von deren Details niemand als nur er etwas weiß, unternommen, und ist immer tiefer in ein menschenscheues und schwermüthiges Wesen hineingekommen. Er lebt noch. „Il deteste la multitude. Il ne fume pas avec les autres. Il n'aime que la sauvagerie. Il ne mange ni souvent, ni beaucoup. Il marche avec rien du tout. Et quand on lui offre il n'accepte pas". Mit diesen Worten beschrieb ihn mir ein Voyageur der ihn kannte. Er ist unverheirathet. Monate lang streift er für sich allein im Walde herum, und baut sich seine eigene Hütte. Selten besucht er seine Angehörigen. Weit und breit aber ist er bekannt, und die Menschen haben Furcht vor ihm. Er seinerseits glaubt sich von den Menschen verfolgt. Seit einiger Zeit bildet er sich nun ein, daß die Amerikaner auf ihn Jagd machen und ihn tödten wollen. Ein Mal eines Abends erschien er plötzlich bei unserm Feuer in einem sehr verwilderten Zustande, hager und mager, „et la vue tout à fact égarée, la bouche ouverte". Er sah zu, wie unsere Frauen kochten und das Abendmahl bereiteten. Wir boten ihm zu essen an. „Nein" sagte er, „die Amerikaner wollen mich tödten!" — Und dabei hatte er den Mund wieder so dumm offen, und die Blicke so verwirrt. — „Willst Du nicht essen, Missabikongs, so gehe von hier. Niemand will dich tödten. Du magst aber wohl selbst darauf denken, einen Menschen umzubringen. Gehe fort!" — Ganz ruhig erhob er sich und ging hinaus in den Wald, wo er verschwand. Seitdem habe ich ihn noch nicht wieder gesehen." —

„Glauben Sie denn nun, daß dieser Mensch ein Windigo ist?“

„Nein noch nicht! vielleicht noch nicht! Aber wenn ein solcher „Outlaw“ nun in große Noth geräth, wenn Winter und Hungersnoth mit allen ihren Schrecken über ihn kommen, wenn er durch sein Leiden fast zum Wahnsinn getrieben wird, dann begreifen Sie wohl, wie er bei seiner Schwermuth, die auf ihn drückt, und bei der feindlichen Stellung, die er zur Gesellschaft einnimmt, leicht dahin kommt, mit Uebertretung aller Schranken ein Windigo zu werden. Dann schießt er wohl seinen besten Kameraden nieder, versteckt ihn im Schnee und lebt davon wie ein Wolf.“

Sie glauben von den Windigos, daß sie mit bösen Geistern im Bunde stehen, und daß diese ihnen helfen. Daher kann auch ein Windigo lange leben und sein Wesen treiben, ehe sich Einer an ihm vergreift, und ehe ihn Strafe erreicht. Sie bilden sich ein, daß ein echter Windigo schwer zu tödten sei, und daß man ihn nicht bloß tödten, sondern ganz zerstückeln müsse um ihn zu vernichten. Sonst lebt er leicht wieder auf.

Es giebt auch Windigo-Weiber, „des femmes Windigo“, auf Indianisch „Windigokwé.“

Ein Canadischer Voyageur, mit Namen Le Riche, war ein Mal mit Fischfang neben seiner Hütte beschäftigt. Ein Netz hatte er ausgeworfen, ein anderes flickte er am Ufer. Plötzlich als er aufblickte, sah er zu seinem Schrecken ein ganz fremdes Weib, eine alte Hexe, „une femme Windigo“, im Wasser neben seinem Netze stehen. Sie las die Fische, die sich darin verfangen hatten, heraus und zerbiß sie roh, wie sie waren. Le Riche entsetzt, griff zu seiner Flinte und schoß sie auf der Stelle über den Haufen. Darauf liefen seine Frauen aus den benachbarten Hütten

zusammen und schrieen: „Nisch!“ -- (diesen Namen hatten die Indianer, die das „R“ nicht aussprechen können, dem Le Riche gegeben) — „Nisch! Du mußt sie in Stücke zerhauen; denn sonst lebt sie wieder auf, und dann geht es uns Allen schlimm!“

Wie Le Riche „die feste Ueberzeugung“ gewonnen hatte, daß das alte Weib, das er niederschoß, wirklich „une femme Windigo“ war, das weiß ich nicht. Aber es scheint, daß Sinne und Augen der Leute hier darauf eingeübt sind, denn auch ein anderer Halbindianer erzählte mir, wie er ein Mal einem Windigo begegnet sei, und wie er auf der Stelle auf ihn, wie auf eine Klapperschlange, geschossen habe.

„Ich war in diesem Sumpfe“, sagte er mir, indem er mit mir eine Schilfwildniß durchschritt, „ein Mal auf der Entenjagd. Ich glaubte mich allein; aber plötzlich, als ich meine Flinte auf eine Koppel Enten anlegte, gewahrte ich ein wenig zur Seite einen Windigo im Schilfe hucken. Ich erkannte ihn gleich, und wußte schon, daß er aus dem Innern bei uns am See erschienen sei. Er wandelte schon seit länger in unserer Gegend herum, und man sagte, er habe schon zwei Menschen unter uns getödtet. Er hatte seine Flinte an der Schulter, und hatte auf mich angelegt, wie ich auf die Enten. In dem Momente, wie ich dies gewahrte, gab ich kein Zeichen von mir, daß ich ihn erkannt hätte, schritt vielmehr mit angelegter Flinte scheinbar direkt und ruhig auf meine Enten los. Er zauderte mit seinem Schusse etwas, vermuthlich in der Hoffnung, daß ich bald zum Stehen kommen sollte. Ich nahm diese paar Sekunden Zwischenzeit wahr, schielte seitwärts von meiner Flinte weg, faßte seine Position fest und scharf ins Auge, und indem ich mich dann rasch und plötzlich wandte, schoß ich ihn zusammen. Sein Schuß dagegen ging

unschädlich in die Luft. Aber er selber raffte sich auch wieder auf und machte sich im Schilfe davon; denn ich hatte ihn bloß angeschossen. Ich hatte nicht den Muth ihn zu verfolgen. Indeß verließ er bald darauf unsere Gegend über das Eis des Sees hinweg, denn es war gerade damals Winter. Wir verfolgten seine Blutspur eine Strecke weit, und nachher ging das Gerücht, er sei auf der Flucht in eine der Eisspalten gefallen und darin umgekommen."

Noch eine andere Windigo-Geschichte habe ich mir hier am Sault de Ste. Marie aufgezeichnet: Ein Indianer kam hier flüchtend an und lebte daselbst zwei Jahre, Niemand wußte recht wie, auch war seine Herkunft unbekannt. Endlich sandten die Leute von Grand-Portage, vom anderen Ende des Sees, die Kunde, der Mensch sei ein Windigo, der sowohl seine Schwiegermutter, als auch seine Frau und Kinder verzehrt habe, und er sei von dort geflüchtet, weil sie ihn hätten niederschießen wollen. Er mußte sich nun auch hier am Sault Ste. Marie eine Zeit lang in Acht nehmen, wurde aber endlich zum Christenthum bekehrt, bekannte seine Sünden, und starb als ein Christ.

Daß manch Mal diese als Windigos verfolgten, "angeschossenen" oder "niedergeschossenen" Leute, oft, wie auch unsere Hexen, nichts weiter sind, als arme, unglückliche, herabgekommene und zur Verzweiflung getriebene Hungerleider, macht mich auch noch der Umstand glauben, daß die Indianer jenem durch Franklin's Expeditionen so berühmt gewordenen Kraute oder Moose dieser arktischen Gegenden, dem von den Canadiern so genannten „Tripe de roche" den Namen: „Windigo-wakon" (das Canibalen-Kraut) gegeben haben. Bekanntlich ist dies ein sehr bitter schmeckendes Felsengewächs, das aber einigen Nahrungsstoff in sich enthält. Nur die, welche durch Fasten und Noth aufs Aeußerste getrieben sind, kratzen es von den Felsen

und gebrauchen es zur Nahrung. Die Indianer, die es, wie gesagt, das Windigo-Kraut nennen, deuten darin schon gewissermaßen an, wie diese Hungerleider sich doch noch, wo irgend möglich, zu einer ehrlichen Nahrungsweise zu halten pflegen, und dann nur endlich von der letzten Stufe menschlicher Ernährung, nämlich wenn auch das besagte Kraut gebricht, in den unmenschlichen Pfuhl des Windigoismus herabsinken.

Im Ganzen kann man sich nur noch wundern und zugleich gratuliren, daß diese Ausartung nur in individuellen Fällen vorkommt, und daß bei so vieler Aufforderung dazu nicht die ganze Nation in jenen Pfuhl hinabgesunken ist, wie dies doch bei mehreren anderen Völkern der Fall war, die von der Natur viel reicher begabte Länder bewohnen. Und dazu kann man denn auch noch bemerken, daß man von Windigos häufiger hört, als man findet und sieht. Zumal, da sich die Sache, wie ich schon sagte, mit einer alten Sage von ehemaligen riesigen Menschenfressern verbindet, die gleichfalls Windigo genannt werden, und auf die man, wenn man den Namen nennt, häufiger anspielt, als auf die noch zwischen uns herumwandelnden Ungeheuer. Von diesen alten, fabelhaften Windigos werden dann wohl auch Geschichten erzählt, die sich ganz so munter anhören lassen, wie unsere ähnlichen Deutschen Geschichten von „Däumerling und seinen gigantischen Todtfeinden.“ Es ist merkwürdig genug, daß auch die Indianische Phantasie, wie die der Skandinavier und anderer Nationen, neben einem menschenfresserischen Riesenvolke auch ein kleines Zwergvolk erfunden und geschaffen hat. Sie glauben, daß diese kleinen Zwergleute, obwohl nicht allen sichtbar, noch jetzt existiren. Sie bevölkern damit alle Waldwildnisse. Es scheint, daß diese kleinen Indianischen Zwerge sogar Flinten haben. Denn manch Mal, so erzählte man mir, geht ein

Jäger im Walde und hört einen zarten, kleinen, knisternden Schuß fallen, den man sich nicht anders erklären kann, als dadurch, daß einer der Zwerggeister neben ihm jagend vorübergestreift sein müsse. Sogar auch zierliche, kleine Kanoes haben diese Zwerge, wie die Indianer selbst, und gleiten damit auf den Seen und Flüssen. Einige Indianer haben ein so scharfes Gesicht, daß sie sie deutlich sehen können, wie sie im Schilfe und in den engen Kanälen zwischen den breiten Blättern der Wasserpflanzen hin- und herrudern.

Ich möchte wünschen, ich hätte etwas mehr von diesen interessanten, kleinen Leuten oder Geistern erfahren; aber ich wollte sie hier bei einem Capitel, das dem Leser keine sehr wohlthuenden Sensationen erwecken konnte, doch zum Schlusse wenigstens erwähnen.

Rivière au Desert, October 1855.

Neunter Brief.

Die alten Zeiten.

„Frau Bertha saß in der Felsenkluft
„Sie klagt' ihr bittres Loos
„Jung Roland spielt' in freier Luft
„Deß Klage war nicht groß".

Uhland.

„Ach!" seufzte heute meine alte „Aurora", die Mutter von La Rose als ich zu ihr kam, um wieder ihren Erzählungen zuzuhören. „Ach!" sagte sie, „mein Kopf ist in den letzten Jahren ganz schwach geworden. Ich habe das Gedächtniß verloren. Die Odjibbewäs haben alle das Gedächtniß verloren. Die Amerikaner haben sie schwach gemacht. Unsere Leute unterhalten sich jetzt nicht mehr so viel, wie ehemals, von ihren eigenen Angelegenheiten. Sie haben nicht mehr so viel Freude wie sonst daran, sich die alten Geschichten zu erzählen, und diese werden vergessen und die Traditionen und Sagen werden ausgerottet. Du fragst bei Vielen darnach, aber Du findest selten Einen, der dir rechte Antwort geben kann. Unsere Nation ist gefallen. Und dieß ist erst ganz plötzlich so gekommen und ganz neuerdings, seitdem die Kitschimokomans, die „Langen Messer" unser Land genommen haben". —

Der Obere See und die Odjibbewä-Stämme umher haben nun schon unter drei Europäischen Herren gestanden, erst unter den Franzosen, dann unter den Britten, und jetzt unter den „Kitschimokomans“ oder „Langen Messern“, welches der indianische Name für die „Amerikaner von den Vereinigten Staaten“ ist. Daß das Land und Volk unter den Franzosen und Britten noch ziemlich frei und stark dagestanden habe, daß es aber plötzlich gefallen sei und nun dem völligen Untergange entgegen gehe, seit dem die Amerikaner es dahingenommen, das hörte ich hier zu wiederholten Malen ausgesprochen. Und sie nennen nun schon die unlängst verflossene Zeit der Brittischen Herrschaft „die gute alte Zeit“. Die Zeit der Franzosen, oder der „Wemitigoshis“, wie die Odjibbewäs sie nennen, ist natürlich noch älter und noch besser Es ist so zu sagen ein silbernes Zeitalter. Und freilich! — als gar keine Weißen da waren, die uralte Zeit, wo die Indianer ganz für sich allein lebten, das war die goldene Aera. —

Meine Alte ließ sich über diese alten Zeiten gegen mich im gebrochenen Canadisch-Französisch in ihrer Weise aus. Ich hätte wohl Lust ihre charakteristische Rede ganz in der Art wie sie sie hielt und in ihrem gebrochenen Indianer-Französisch wieder zu geben. Doch fürchte ich, der deutsche Leser würde es kaum verstehen können, und es würden zu viele erläuternde Zwischenbemerkungen nöthig werden. Ich werde sie daher lieber so genau als möglich übersetzen, und nur dann und wann einige ihrer eigenen Worte wiedergeben.

„Beng ! à cet heure“ *) fing sie an, da ich sie nach den alten Zeiten befragt, „á cet' heure, c'est long temps. C'était du vieux temps, dont je te parle beng beng *)

---

*) Die Canadier sagen immer statt á present: „à cette heure“ und sprachen dies genau so aus: „astör“ — Ihr „bien“ klingt gleich:

vieux!" („Zu dieser Stunde ist es lange her. Es ist von der alten Zeit, von der ich Dir rede, sehr, sehr alt!") Als noch gar keine Weißen im Lande waren. Da waren die Indianer viel besser, — als zu dieser Stunde. Sie waren gesunder und stärker, „et beng plus fort pour la médicine", — (weit stärker in der Medizin). — (Dieß Indische „beng plus fort pour la médicine„ würden wir ins Europäische übertragen wohl mit: „glaubenstüchtiger, frommer und religiöser" wiedergeben müssen). —

„Sie lebten lange und wurden sehr alt. Beng rarement, que se meurt un sauvage. (Ganz selten nur, daß ein Mal ein Wilder starb). Sie konnten auch viel länger fasten. *) Sie aßen nichts, gar nichts, wohl 10 Tage lang und länger. Daher hatten sie auch bessere Träume. **) Sie träumten von lauter guten und tüchtigen Dingen, von Heldenthaten und von der Jagd, von Bären und Hirschen und Caribous und anderen großen und schönen Jagdthieren. Und wenn er geträumt hatte, so wußte der Indianer dann auch genau, wo diese Thiere zu finden seien. Er irrte sich nicht. „Il allait tout droit. Il tua. Quoiqu'il n'avait ni poudre, ni fusil. (Er ging ganz stracks hin. Er tödtete. Obwohl er weder Pulver noch Flinte hatte.) Jetzt sind ihre Träume schwach. Sie irren sich oft, und wenn sie auch wohl geträumt haben, wissen sie doch die Thiere nicht auf dem rechten Fleck zu finden."

„beng", und wenn sie dies „beng" verstärken wollen, so wiederholen sie es nach der Weise der Indianer und Kinder mehrere Male: „beng, beng vieux!" d. h. très vieux.

*) Daß die Fähigkeit, sich lange der Nahrung zu enthalten, das Anzeichen eines tüchtigen und heldenmüthigen Mannes ist, wird der Leser schon oft im Verlaufe meiner Mittheilungen wahrzunehmen Gelegenheit gehabt haben.

**) „Träume" stehen immer für „Gedanken", „Vorsätze" und „Lebens-Pläne".

„Freilich waren auch die Thiere damals viel zahlreicher. Alle Wälder gefüllt mit ihnen. „Ça et la et partout.“ (Hier und da und überall waren sie.) „Bären und Rehe, Hirsche und Füchse, Caribous und Biber und alle Flüsse waren voll, voll mit Fischen. Und die Wilden hatten viel Gewalt über sie. „C'est vrai ils n'avaient pas le bon pouvoir. Ils n'étaient pas Créquins. *) Mais au reste ils vivaient comme des rois. — (Es ist wahr, sie hatten nicht die gute Gewalt. Sie waren noch nicht Christen. Im Uebrigen aber lebten sie wie die Könige). — „Alles, was sie bedurften, verstanden sie sich selbst zu machen. Sie machten sich Aexte und Pfeile von scharfen Steinen, Messer und Lanzen von Knochen, „et ils tuèrent pour leur nouriture et vêtement les animaux tout roide“, (und sie tödteten für Nahrung und Kleidung die Thiere ganz strafs.) „C'est vrai, ils n'avaient pas le butin **) comme à cet' heure.“ (Zwar hatten sie nicht so vielerlei Geräthschaften und Dinge **) wie jetzt). — Aber sie hatten sehr viele Thierhäute und Pelze und Federbälge, die sehr gut waren, und aus denen ihre Weiber die nützlichsten und hübschesten Dinge zu machen verstanden.“

„Es ist wahr sie wußten nicht viel von Gott in jener Zeit. Sie sagten wohl, daß es einen Gott gäbe. Aber sie kannten ihn noch nicht ganz genau, wie die Christen es sie jetzt gelehrt haben. Uebrigens sagten die, welche vom Himmel träumten, auch damals schon, daß es der gute Gott sei, der den Wilden Gnade und Mitleiden bezeigte.

---

*) Das Wort Chretien sprach mein Halbindianer wie: „Crequin“ aus.

**) „Le Butin“ ist ein Canadischer Voyageur-Ausdruck, der wahrscheinlich aus dem Feldlager herrührt. Nicht bloß die Reise-Effecten und Handelswaaren sondern auch alle häuslichen Utensilien, Geräthschaften, Kleidungsstücke, 2c. werden damit bezeichnet.

Doch haben die schwarzen Priester uns dies nachher noch besser gelehrt, und haben es bewirkt, daß nicht so Viele mehr vom bösen Geist träumen, der im Grunde des Wassers lebt.“

„Beng! Aussitot que le Blanc a debarqué icit. *) (Gut das! Sobald als der Weiße hier angelandet ist.) — Es war der Franzose, der zuerst anlandete, er schiffte sich, glaube ich, bei Quebec aus und kam den großen Montreal-Fluß herauf. — Da fand er das ganze Land voll mit Wilden. Ueberall wohnten Völker. Les sauvages ont dit: Qui est cet homme blanc là? On ne l'a jamais vu dans notre pays.“ (Die Wilden sprachen: wer ist dieser weiße Mensch da? Man hat ihn nie zuvor in unserem Lande gesehen.) Sie haben einen Rath zusammen gehalten und haben beschlossen, daß man ihm den Krieg machen, daß man ihn in sein Land zurückschicken müsse.“ —

„Das erste Jahr ist der Weiße zurückgegangen. Aber das zweite Jahr ist er wiedergekommen, und ist den ganzen Fluß und die Seen heraufgeschifft, **) und hat viele Waaren mitgebracht. — Da hat der Wilde allerlei Dinge gesehen, die er nie zuvor gesehen hatte, und er hat gewünscht sie zu besitzen.“

„Gut das! der Franzose hat angefangen, ihnen Geschenke zu geben. Aber nicht solche Geschenke wie zu jetziger Stunde. Die französischen Geschenke, das waren gute und schöne Geschenke, gesunde Nahrung, frisches

*) „icit“ ist Canadisch für „ici“.

**) Ich dachte es mir als möglich, daß in dieser Erzählung meiner Alten, von zwei französischen Ausschiffungen, vielleicht eine traditionelle Anspielung auf die ersten Unternehmungen der Franzosen unter Cartier (um 1534) und auf die zweite Reihe von Eroberungen, die im Anfange des 17. Jahrhunderts unter Champlain begann, enthalten sein könnte.

Schweinefleisch, solide Messer, dauerhafte Flinten, feste Tücher. Ce n'était comme ce qu'on nous donne à present. (Dies war nicht, wie das, was man uns jetzt gibt.) Der Wilde hat den Franzosen geliebt und hat die französische Religion *) angenommen, und die Französischen Handelsmänner und die Französischen „Schwarzen Röcke“ haben für den Wilden gute Sorge getragen, und haben mit ihm in seinem Wigwam gelebt. Und der Wilde ist für den Franzosen auf die Jagd gegangen und so hat er lange lange Zeit für ihn das Wild gejagt, und beide haben in Frieden und Freundschaft mit einander gelebt“. —

„Endlich aber ist der Jaganash **) gekommen. Il est entré avec la force, et il est venu partout avec la force. (Er ist mit Gewalt ins Land gekommen. Und er ist überall hingekommen mit Gewalt). Er hat das ganze Untere Land den Franzosen weggenommen. Die Indianer, weil sie den Franzosen liebten haben alle für ihn das Tomahawk aufgenommen, und auch hier vom Oberen See sind viele Krieger ausgezogen, dem Franzosen zu helfen. Aber der Engländer hat doch am Ende Alles erobert.“

„Anfangs haben die Indianer den Engländer nicht geliebt. Er hat auch viel „ishkote-wabo“ (Feuerwasser) mitgebracht. Der Franzose hatte auch wohl schon Feuerwasser mit sich, aber nicht so viel wie der Engländer. Dadurch ist es nun schon viel schlimmer im Lande geworden. Wenn der Indianer viel Pelze hatte, so hat er viel Feuerwasser getrunken. Und mein Großvater, der alt war, sehr

---

*) „Französische Religion“ Wemitigoshi-anamiewin nennen die Odjibbewäs die katholische Religion.

**) „Der Engländer“ das Wort ist vermuthlich eine Corruption à la Odjibbewä des Französischen „Anglais“.

alt, alt! hat mir oft diese traurige Geschichte erzählt. Er hat mir oft gesagt, daß mehr als die Hälfte der Indianer von diesen „Whisky-Wasser" gestorben seien".

„Und wollte Gott, wir hätten ein Beispiel daran genommen! Wie die Menschen, so sterben auch die Thiere aus, und es gab schon zur Englischen Zeit viele Jagdbezirke, wo man gar kein Thier mehr fand."

„Aber noch mehr Whiskywasser als der Engländer, haben uns die „Langen-Messer" (die Amerikaner) gebracht, und diese haben uns noch mehr Menschen und Thiere getödtet, und die Zeiten sind immer schlimmer, schlimmer geworden. Die Geschenke und das gesalzene Schweinefleisch sind immer schlechter geworden, und die Jagdgründe sind immer mehr ausgestorben; auch hat man uns immer mehr Land weggenommen."

„Als die Engländer mit den Amerikanern in Krieg waren (1812—1814), da waren die Wilden den ersteren, ihren alten Herren, fast schon eben so freundlich gesinnt, wie früher den Franzosen, und sie halfen den Engländern und standen für sie auf und sandten ihnen Krieger zu Hülfe gegen die Langen-Messer. Ja als die Engländer mit Diesen Frieden schlossen und ihnen die ganze südliche Hälfte des Oberen Sees abtraten, da wollten die Wilden nichts davon wissen, und sie lebten noch immer eine Zeit lang fort in guter Freundschaft mit den Engländern und wohnten noch für 10 oder 20 Jahre fast so unabhängig an ihrem See wie zuvor."

„Jetzt aber, seitdem die Kupferminen entdeckt und seit die großen Dampfschiffe auf dem See erschienen sind, und seit man den Kanal gegraben hat, der diese Schiffe vom Huronen-See leicht hinüberführt zu unsern Gewässern und seitdem alle die vielen Menschen gekommen sind, das Kupfer zu suchen, und unseren See sich anzusehen, seitdem ist es

nun ganz aus mit den Odjibbewäs. Seitdem ist ihre Kraft gebrochen und sie haben ihr Gedächtniß verloren. Ihre Stämme sind völlig zusammengeschmolzen, ihre Häuptlinge haben keine Stimme mehr im Rathe. Ihre Weisen und Priester haben keine guten Träume mehr und die alten Frauen vergessen ihre guten Geschichten und Märchen."

Riviére au Desert, October 1855.

Zehnter Brief.

Der Häuptling Shinguakongse.

„Schön blüht es ringsum fort und fort,
„Nur an den Eichen seh' ich sitzen,
„Noch stets die welken Blätterspitzen,
„Die schon im Herbst dahin gedorrt."

Meine Wege führten mich hier in unserm kleinen Rivière au Desert häufig bei dem Grabe des ehemaligen Häuptlings des Stammes vorüber, und da ich diesem rohen Monumente eine malerische Seite abgewann, so machte ich mir ein Bild davon:

Es war, wie alle die Gräber der Indianer, aus dicken, mit dem Beil behackten Baumstämmen construirt, die zu einem länglichen Viereck zusammengestückt und an den vier Enden in einander verkeilt waren. Es bildete auf diese Weise eine Art kleinen Hauses, und war auch wie ein Haus mit einem Dache von Tannen-Rinden-Lappen bedeckt. Am vorderen Ende war eine hohe Stange errichtet und daran flatterte ein breites langes Tuch, wie eine Fahne, etwas größer als die gewöhnlichen Gräberflaggen, zum Zeichen,

daß hier ein Chef begraben sei. Dies Block-Mausoleum stand nahe am Rande des Flußufers, und spiegelte sich im Wasser ab. Die große Fahne, die sich auf dem dunklen Hintergrunde der Wälder abhob, sah man von weitem schimmern und wallen.

Mir kam das zuweilen ganz ernstpoetisch vor und ich erkundigte mich nach der Geschichte des Mannes, der hier ruhte. Die Leute verwunderten sich, daß ich „Schinguakongse" („die kleine Fichte") nicht kenne. Sie sagten mir, es sei ein großer und weit und breit berühmter Häuptling gewesen. Es wäre, sagten sie, wohl der letzte Held, den ihr Stamm und Dorf hervorgebracht, und erzählten mir dann so mancherlei von ihm, daß ich am Ende anfing, mich für diesen Mann zu interessiren, und eine einigermaßen vollständige Vorstellung von seinem Leben und Thaten bekam. Wenn ich indeß versuchen will diese Vorstellung hier den deutschen Lesern wiederzugeben, so thue ich es weit weniger um Schinguakongse selber willen, als vielmehr der Indianer willen, deren Charakteristik ich hier stets vorzugsweise im Auge habe. Es ist sehr wohl möglich, daß Schinguakongse als ein großer Krieger schon in Englischen und Amerikanischen Geschichtsbüchern, die mir verborgen geblieben sind, geschildert wurde, und daß seine Biographie, mit allen nöthigen Daten, Jahreszahlen und Fakten bereits sonst irgendwo zu finden ist. Ich prätendire hier nicht eine Biographie zu schreiben, und die Daten sind mir gleichgültig. Es kommt mir nur auf die Art und Weise an, wie die Indianer selbst solche Lebensbeschreibungen ihrer Helden machen, und was sie sich unter einander von ihnen erzählen.

Schinguakongse, so sagten die Leute mir an Ort und Stelle, war der Sohn einer Indianerin und eines Brittischen Offiziers, eines Schottländers. Die Mischung Schottischen

und Indianischen Blutes soll immer, dies wird häufig versichert, eine besonders tüchtige Misch-Race abgeben. Nach der Trennung von ihrem Offizier, der nach den Unteren Gegenden Canadas versetzt wurde, behielt die Mutter den Knaben und erzog ihn unter den Indianern und nach Indianischer Weise. „Das Kind hatte von Jugend auf starke und gute Träume", oder mit anderen Worten, es war ein geweckter und begabter Knabe. Frühzeitig zeichnete er sich in Enthaltsamkeit aus, und fastete schon in seinem zehnten Jahre zwei Mal zehn Tage lang hintereinander ohne das Geringste zu sich zu nehmen. Auch später noch, als er ein großer Mann geworden war, zeigte er sich immer stark im Fasten, und die zwanzig letzten Jahre hat er fortwährend gefastet, d. h. enthaltsam gelebt und nur soviel zu sich genommen, als eben nöthig war, seinen Körper bei Kräften zu erhalten. Daß die Indianer aus einem großen Faster einen großen Helden machen, ist sehr natürlich. Sie sind so oft gezwungen unwillkürlich zu fasten, daß die energische Ueberwindung des Hungers und Durstes wohl eine National-Tugend bei ihnen werden mußte. Sie machen aus der Noth eine Tugend.

Schinguakongse glich aber beinahe einem alten Stoiker. Er sagte, er faste nicht um sich unter den Leuten ein Ansehen und einen Namen zu verschaffen, sondern weil er stets schöne Träume haben, d. h. weil er den Kopf und die Gedanken frei haben wolle. Er wünschte Alles zu wissen, was ein Wilder auf Erden und im Himmel wissen kann. Er pflegte daher auch in seinem späteren Leben noch regelmäßig alle Jahre ein Mal sehr strenge zu fasten, besonders im Frühlinge, wo alle Thiere und Menschen und Geister in neue Thätigkeit gerathen und die ganze Natur in Gährung ist.

Gleich der erste Traum, den Schinguakongse in seinem Leben hatte, betraf große Dinge und deutete ihm seine hohe Bestimmung an. Es war dies als er ein Mal in einer kalten Nacht als kleiner Knabe in seiner Mutter Hütte frierend und halb nackt auf seinem harten Lager elend da lag.

Ich hätte schon vorher bemerken sollen, daß seine Mutter, nach dem Abschiede von ihrem Europäischen Liebhaber, sich an einen Indianer verheirathet hatte, daß dieser, sein Stiefvater, den Sohn der Liebe hart behandelte, und daß selbst die Mutter, die über die Maßen in ihren neuen Gemahl verliebt war, ihr Kind erster Ehe vernachlässigte und den Kleinen oft gar kümmerlich hungern und frieren ließ.

Schinguakongse trug dies aber Alles sehr geduldig, und als nach dem später erfolgten Tode seines Stiefvaters seine Mutter sich ihm wieder mehr zuneigte, da gedachte er ihres früheren herzlosen Benehmens gar nicht mehr, sorgte später wie ein guter Sohn für sie und pflegte zu sagen, daß die Drangsale seiner Jugend ihn zu seiner späteren Lebens-Carriere sehr gut vorbereitet hätten, und daß er bei Hunger, Durst und Kälte immer sehr schöne Träume gehabt habe.

Unter Anderem war dies nun damals der Fall, als er, wie ich sagte, in einer kalten, stürmischen Winternacht halbnackt, schaflos und verlassen, vor Kälte zitternd und elend auf seinem harten Lager lag. Er wimmerte lange, verfiel aber endlich in einen Zustand von Halbschlaf zwischen Träumen und Wachen. Da schien es ihm, als spräche eine sanfte Stimme mitleidsvoll zu ihm: „Du armer Schinguakongse! Du bist elend, komm zu mir?“ — Er schaute darauf um sich, aber er konnte keine Person wahrnehmen. Doch gewahrte er in der Luft schwebend einen Pfad, der in der Dunkelheit leuchtete und der unter seinem

Lager anfangend und aus der Thür der Hütte stets sich erhebend hinausführte. Er begriff, daß es ein Weg sei, den er wandeln solle. Er betrat ihn und erhob sich auf dem stets ansteigenden Luftpfade immer höher und höher — bis in den Himmel. Dort aber fand er ein Haus, aus dem ein Mann ihm entgegentrat, der von Kopf bis zu Fuß wie ein Priester in weiße Gewänder gehüllt war. „Ich rief Dich, Schinguakongse, zu mir“, sprach der Mann, „um Dir etwas Schönes zu zeigen. Blick dorthin gegen die aufgehende Sonne.“ Als er hinsah, gewahrte Schinguakongse das ganze Feld voll mit Zelten und Truppen, dazwischen die großen Zelte der Könige und Häuptlinge, und eine Menge Helden, Kämpfer und Anführer, die im Kriegsrathe beisammensaßen. Sein Auge war von aller Pracht und von dem Geglitzer wie geblendet und er fühlte sich von Sehnsucht ergriffen, mitten unter ihnen zu sein. „Siehe Schinguakongse“, sprach der Weißgekleidete weiter, „dies Bild schenke ich Dir, Du bist jetzt noch zu jung, und Du bist elend, arm und verfolgt. Aber dereinst sollst Du auch so sein, wie die, welche Du dort im Felde siehst, und selbst ein großer Held werden. Ich werde stets an Dich denken, wenn Du meiner gedenk bist, und schenke Dir zur Erinnerung an diesen Augenblick dieses Symbol.“

Hiermit überreichte er dem kleinen Schinguakongse eine bunte, flackernde Fahne, und mit dieser in der Hand stieg derselbe dann wieder seinen schwebenden Pfad hinab. Auch diesen Pfad fand er nun zu beiden Seiten mit flatternden Fähnlein, zwischen denen er wie im Triumpfe dahinschritt, besetzt. Die Fähnlein um den leuchtenden Pfad reichten bis in seine Hütte, und die letzten Fähnlein standen bei seinem Bette oder Lager. Als da ein Mal der rauhe Winterwind wieder recht kalt durch die Hütte zog, da

schrak er zusammen und wachte auf, und Alles war plötzlich verschwunden.

Aber die schöne Erinnerung blieb ihm, und der Knabe glaubte seitdem fest, daß er ein Mal ein großer Häuptling seines Volks werden würde. Der Traum ging auch wirklich in Erfüllung. Er wurde der größte „Feldherr" seines Stammes, er wurde überall bekannt und berühmt unter den Odjibbewäs am ganzen See Mischigaming*), wie auch am ganzen See Kitschigami.**)

Er veränderte nach jenem Traume auch seinen Namen Schinguakongse, was, wie gesagt, die sehr geringfügige Bedeutung „die kleine Fichte" hat. Er nannte sich selbst seit der Zeit Sagadjiwe-osse, was so viel heißt als: „Wenn die Sonne aufgeht." „Es war zum Verwundern", setzte mein Erzähler hinzu, wie hoch er seit dieser Zeit die Sonne verehrte. Und wenn er von ihr träumte, so sah er sie immer vor sich, wie eine Person, die redend vor ihm herwandelte."

Als sein Stiefvater gestorben war und die Mutter nun häufiger und in einem innigeren Verhältnisse mit ihrem heranwachsenden Sohne zusammen war, da führte diese ihn einst nach der Stadt Detroit, wo sein rechter Vater als Englischer Offizier im Quartiere stand. Dieser sah seinen heranwachsenden „wilden" Sohn. Er gefiel ihm, „et il vouloit le mettre blanc", (und er wollte ihn als Weißen erziehen und etabliren), wie der Vater selbst erzogen war. Er proponirte ihm, nun bei den Briten ein tüchtiger Mann und ein Offizier zu werden. „Mais Schinguakongse ne vouloit pos se faire mettre blanc". Er hatte ein entschiedenes Verlangen, bei seiner Mutter

*) See „Michigan."

**) „Lake Superior."

und den Indianischen Leuten zu bleiben. Der Vater entließ sie aber beide, Mutter und Sohn, mit vielen schönen Geschenken und hatte seitdem immer ein Auge auf sie, und sandte ihnen zum Oberen See oft Botschaft hinauf.

Auch hatte er bald Gelegenheit, seinem Sohne, der sich wenige Jahre nachher in einem Kriege für die Britischen Interessen auszeichnete eine silberne Medaille als Belohnung im Namen der Britischen Regierung hinaufzuschicken. Auch reizte der Vater seinen Sohn zu weiteren Thaten und Auszeichnungen an. In dem Kriege der Engländer mit den Amerikanern that er sich sehr hervor. Ein Mal schlug er sich zwei Monate lang so tüchtig mit den Amerikanern herum, daß sich eine Menge anderer junger Odjibbewäs um ihn versammelten und daß der Englische General, der eben auszog, Mackinaw zu belagern, ihn und alle seine Genossen mit sich nahm. Als es sich darum handelte, dies Amerikanische Fort auf die nachdrücklichste Weise anzugreifen, fragte jener General den Schinguakongse sogar um Rath. „Ich werde diese Nacht darüber träumen, mein General", sagte Schinguakongse den Abend, als man ihm die Frage vorlegte. Und am folgenden Morgen sprach er dann: „mein General! ich habe geträumt". — „Ich habe auch geträumt, erwiederte der General, laßt uns unsere Träume vergleichen". — „Ich" sagte Schinguakongse „habe geträumt, wie zwei Stunden vor Sonnenaufgang des nächsten Tages ein dichter Nebel gekommen sei, so daß man auf dem ganzen Gewässer um die Insel Mackinaw herum, und auf der Insel selbst nichts wahrnehmen konnte. Weiter habe ich geträumt, daß Du, General, mit Trommelschlag und großem Geräusche dich anschicktest, die Festung von vorne anzugreifen, daß ich aber mit meinen Indianern in Kanoes, vom Nebel verdeckt, hinausruderte, die Insel umschiffte, die Höhen unbemerkt und unbelästigt erkletterte,

und dann von ihnen aus einen unerwarteten und frischen Angriff auf die Amerikaner in ihrem Rücken machte. Du hattest sie Alle, so träumte ich, nach vorne gelockt. Ich erkletterte die unbesetzten Wälle in ihrem Rücken, feuerte von da und sie ergaben sich von Schrecken erfüllt. Ich sah ihr großes, sternbedecktes Banner niederfallen."

„Du hast gut geträumt, Schinguakongse", sagte der General, „ich habe ebenso geträumt. Laß uns schnell an's Werk gehen." Der Traum ging buchstäblich in Erfüllung. Schinguakongse erschien zur rechten Zeit im entscheidenden Augenblicke den Amerikanern im Rücken. Diese ergaben sich, und der junge Indianer wurde darauf zum Ritter geschlagen, wie wir sagen würden, oder wie es hier in Canada heißt: er erhielt darauf zur Belohnung eine „Cheferie" (die Bestallung als Häuptling). Der Britische General machte ihn zum offiziellen Chef seines Stammes, und verschaffte ihm auch wieder silberne Medaillen, die überhaupt von nun an dem jungen Helden zahlreich zu Theil wurden. Er hing sie aber nie sich selber um, sondern er vertheilte sie stets an seine jungen Leute, Krieger und Freunde.

In allen Angelegenheiten war er auf Seiten der Briten und blieb diesen bis an sein letztes Ende treu. Als Frieden wurde und das Ufer des Sees, auf dem er lebte, den Amerikanern abgetreten wurde, verließ er seinen Sitz und zog mit den Briten zu dem Englischen oder Canadischen Ufer hinüber. Er wollte nie eine „Cheferie" von den Amerikanern annehmen, auch seine Söhne ließ er nicht in Amerikanische Dienste eintreten.

Wie in die Kriege der Europäer, so war er auch beständig in die Händel seiner eigenen Stämme verflochten. Er kriegte am ganzen Obern See herum, südwärts, nord-

wärts und westwärts und führte mehr als eine Expedition ins Sioux-Land vom Obern See zum Mississippi hinüber.

Wie im Kriege, so war er auch natürlich in der Jagd geschickt und man erzählt sich in beiden Hauptfächern der Indianischen Thätigkeit bewundernswürdige Streiche von ihm. Er hatte sich auch mit guten Hunden umgeben, die er selbst aufzog und schulte. Einer seiner Söhne erzählte mir, daß diese Hunde des Vaters Freunde und Lieblinge gewesen wären. Sein Vater Schinguakongse, so sagte mir der Sohn, habe oft Stunden lang im Grase gelegen, dem Treiben seiner Hunde zuzusehen. Er hatte einen der die Biber lebendig fangen konnte und aus dem Wasser apportirte. Ja dieser Hund zerstörte und zerkratzte selbst zuweilen die Biberdämme, wenn sie nicht allzufest gebauet waren, ließ das Wasser ab und holte den Biber am Genicke heraus. Es gab dabei freilich einen, von beiden Seiten nicht unblutigen Kampf. Doch blieb der Hund immer der Sieger, wenn er den Biber erst auf dem Trocknen hatte, wo dies Wasserthier unbehülflich ist. Schinguakongse, sein Herr, lag dabei am Ufer und ergötzte sich an dem Geschicke und der Tapferkeit seines Thieres.

Natürlich war Schinguakongse, dem schon in seinem zehnten Jahre so lebhaft geträumt hatte und der die Sonne so leidenschaftlich liebte, auch ein großer „Medizin-Mann“ und er steckte tief in dem Aberglauben und dem Zaubermittelwesen seines Volks, wie dies mit jedem großen Jäger und Krieger der Indianer der Fall ist. Die „Jossakids“ und die Krieger gehen immer zusammen wie in Rom die Patricier und Auguren. — Schinguakongse wußte und besaß eine Menge Zaubermittel. Da er groß und mächtig war, und zu Zeiten auch reich an Jagdproducten so war er im Stande sich viele solcher Mittel zu verschaffen. Er hatte mehr als einen „Medizin-Sack“ voll. Auch hatte er

eine Menge auf Birken-Rinde geschriebener Gesänge und Ueberlieferungen.

„Ein Mal“ so erzählte mir ein Amerikaner, der lange am Obern See wohnte und dessen Mutter gleichfalls vom Stamme der Odjibbewäs war, „ein Mal auf meinen Reisen im Innern der Länder südlich vom Obern See, kam ich in eine Gegend, wo eben damals Schinguakongse jagte, und wo er seine Jägerhütte aufgeschlagen hatte. Auch ein anderer Häuptling, Kiguasch mit Namen, jagte gerade dort für einige Monate in der Nachbarschaft von Schinguakongse. Als ich in ihre Hütten trat, fand ich nur die Frauen der beiden Jäger zu Hause. Sie sagten mir, ihre Männer hätten sich von ihnen für einige Zeit separirt und seien seit mehren Tagen in einer besonderen Hütte für sich allein mit „medizinischen“ Angelegenheiten beschäftigt. Die Frauen bezeichneten mir die kleine Wiese im Walde auf der die Hütte der Männer stände. Sie hatten sie eigens zu dem Zwecke aus frischen Zweigen gebaut. Es ist in der Regel nicht gerathen und nicht erlaubt, die Chefs, wenn sie sich auf diese Weise zur Verhandlung höherer politischer und mysteriöser Dinge separiren, zu stören. Da ich aber mit beiden sehr gut bekannt war, und da sie mich wegen meiner Mutter als einen Stammes-Verwandten betrachteten, so ging ich hin. Der Eingang des Wigwams war mit einem Tuche verhangen, und ich hörte schon von Weitem das Gemurmel des Gesanges und des Trommelschlages der beiden Männer. Da ich sie bei einer eintretenden Pause anredete und um Einlaß bat, und da sie mich alsbald an der Stimme erkannten, so bewillkommten sie mich freundlich und ließen mich zu. Ich fand eine ganz freundlich, nett und reinlich, eingerichtete Hütte mit frischen buntgefärbten Matten austapezirt Die Häuptlinge selbst waren in ihrem höchsten Feiertagsschmucke; mit allen ihren Adler-

federn, Medaillen, Bärenklauen-Halsringen und anderen, von Wilden und Europäern erlangten Insignien angethan; im Gesichte hochroth geschminkt und sonst noch mit bunten Farben bemalt, eingehüllt in ihre langen weißen Mäntel, auf denen die Zeichen ihrer Totems mit blauen Fäden eingenäht waren. In der Mitte der Hütte war ein weißes Tuch ausgebreitet, an dessen beiden Enden sie sich einander gegenüber saßen. Ihnen zur Seite lagen ihre geöffneten Medizin-Beutel und der Inhalt derselben war auf dem weißen Tuche ausgebreitet. Es waren kleine Stückchen Kupfers und anderen Metalls, Knöchelchen, Muscheln verschiedener Größe und Farbe, unterschiedliche kleine Päckchen von Wurzeln, und Papierchen und Tütchen mit roth- oder grün- oder gelbgefärbten Pulvern, und noch anderweitige mir unbekannte Substanzen, viele in Schwanendaunen gewickelt. Auch bemalte oder beschriebene Birkenrinden lagen daneben. Im Rücken von Schinguakongse war zahlreiches Pelzwerk aufgehäuft, Biberhäute, Bärenfelle. Auch buntgeblümte Cattune, Seide und viele Ellen blauen und scharlachrothen Tuches. Es war mir bald klar, daß sie sich ihre individuellen Familien- und Stammesgeheimnisse mitgetheilt, gedeutet und unter einander ausgetauscht hatten. Der Hauptkäufer war der, nach solchen Dingen besonders begierige Schinguakongse. Er gab dem alten, tief in diese Geheimnisse eingeweiheten Kiguasch ganze Ballen von Biberfellen hin für ein paar Pülverchen und die dazu nöthigen Belehrungen. Man konnte nicht sagen, daß Kiguasch ihn dabei hinters Licht führte oder übervortheilte; denn er hatte vermuthlich selbst seine Schätze theuer genug bezahlt."

"Da die Vorzeigung jeder geheimnißvollen Preziose, die Entfaltung ihrer Tugenden, die Bestimmung des Preises, alsdann die Untersuchung der Waare, die sehr langsam und bedächtig von Statten geht, da auch Zauberlieder

dabei gesungen, die Trommel geschlagen und viele Friedenspfeifen zwischendurch geraucht werden müssen, so gehen oft Tage darüber hin, bis die Indianer mit solchen Verhandlungen fertig werden. Der eine nimmt vom andern förmliche Lehrstunden. Und um diesen Lehrstunden um so ungestörter obliegen zu können, lassen sie sich dann von ihren Weibern solche eigens dazu bestimmte und separirte Wigwams bauen."

"Was ich dem Schinguakongse mitzutheilen hatte, war schnell abgemacht und ich empfahl mich daher sehr bald wieder, war aber zufrieden einen Blick auf eine Scene gethan zu haben, die sogar ein, mit den Indianern so Vertrauter wie ich, nicht häufig zu sehen bekommt. Als Schinguakongse später ein Christ wurde, und dann die heroischen, abenteuerlichen und abergläubigen Beschäftigungen seiner Jugend ihm nicht mehr in so reizendem Rosenlichte erschienen, hat er mir zuweilen gestanden, er habe ein ganzes Vermögen im Aberglauben verschwendet. Er habe berechnet, sagte er, daß er in Summa wohl wenigstens 40 Packen Biberfelle für Medizin verausgabt habe. Jeder Packen enthielt 100 Pfund Biber-Pelze. Jetzt berechnet man für das Pfund freilich meistens nicht viel mehr als einen Dollar. Zu jener Zeit aber, als Schinguakongse's Jugend und Aberglauben blühete, war das Pfund Pelze wohl 8 oder 10 Dollars werth. 40 Packen repräsentirten mithin einen Minimumwerth von mehr als 30,000 Dollars. Und alle Mittelchen, die Schinguakongse dafür bekam, konnte er in seinem Medizinbeutel wegtragen." Man kann aus diesem Beispiele entnehmen, wie wichtig den Odjibbewä-Helden ihre religiösen Ueberlieferungen erscheinen, und zu welchen Verschwendern sie der Aberglaube macht. Es ist als wenn bei uns ein reicher Edelmann sein halbes Vermögen an die Kirche verschenkte.

So lange Schinguakongse Heide war, schlug er sich, wie gesagt, allenthalben herum. „Il aimoit la guerre, et il guerroyoit partout.“ Dreißig Jahre lang lebte er so, ungefähr in dem Style der fahrenden Ritter des Mittelalters. „Enfin il s'est mis de la religion.“ (Endlich machte er sich zum Christen). „Es war der Engländer, der ihm immer sagte: Schinguakongse! Schweife nicht mehr! Setz Dich ruhig nieder und werde Christ!“

Es ist recht häufig, daß die Häuptlinge der Indianer erst gegen ihr Lebensende zum Christenthum und zu einer stillen sitzenden Lebensweise bekehrt werden können. So lange sie jung sind, sind Aberglaube und indianisch-patriotische Ansichten zu stark in ihnen. Man kann sie meistens nur als Kinder oder als Greise bekehren. Oft nur erst an dem Todtenlager.

Schinguakongse lebte dann noch als Christ lange Zeit im Dörfchen Riviere au Desert, von den Seinigen wie von den Briten hoch geschätzt. Vor seinem Hause, wie es bei den Häusern der Häuptlinge gewöhnlich ist, war ein hoher Tannenbaum errichtet, an dem als Zeichen seiner Würde die britische Fahne flaggte. Als er schwer erkrankt darnieder lag, da waren die Leute seines Stammes sehr betrübt. Sie wollten gern etwas thun ihn zu retten und sie verfielen auf den Gedanken, es möchte gut sein, ihm einen neuen und zweiten Flaggenbaum vor dem Hause aufzupflanzen. Sie verfertigten daher auf ihre Kosten einen dem alten ähnlichen Baum, und so gut als möglich eine eben solche neue britische Flagge, wie die, welche schon vor seinem Hause wehte, und pflanzten dieselbe dicht neben der alten, im Namen seiner indianischen Gemeinde auf. Sie hofften, daß die frischflatternde Fahne auch seinen Lebensgeistern neue Kraft geben sollte. Der Alte starb jedoch nichts destoweniger. Doch konnte man noch jetzt

(1855) beide Flaggen vor seiner Wohnung wehen sehen. Die Frage, welcher von seinen Söhnen sein Nachfolger sein und die Fahne als Häuptlings-Zeichen vor seinem Hause aufpflanzen solle, war zur Zeit meiner Anwesenheit noch nicht entschieden.

Ich hatte gehört, daß Schinguakongse eine große heidnisch-indianische Bibliothek, ich meine eine Sammlung beschriebener und bemalter Birkenrinden, besessen habe und weil ich hoffte, bei dieser Gelegenheit noch einige Erfahrungen über den so äußerst interessanten Gegenstand der Indianischen Schriftsprache machen zu können, so führte man mich bei seinem ältesten Sohne ein. Ich fand einen tüchtigen und hübschen Mann in der Kraft der Mannesjahre. Er sagte mir aber, daß sein Vater kurz vor seinem Tode alle seine Papiere und seine Birkenrinden und seine gemalten Träume, Tänze und Lieder zerstört habe. Ich fragte, ob nicht noch eine Tradition davon in der Familie wäre. Der Sohn sagte, ja! sein Vater habe ihm oft die Sachen gezeigt und gedeutet, und er wisse die meisten von ihnen auswendig. Er könne sie mir auch wohl wieder aufschreiben, allein das würde ihm wenigstens sechs Monate Zeit kosten.

Rivière au Desert, October 1855.

Eilfter Brief.

Ein Indianischer Schreiber.

„**Jetter**: Ist das nicht der Schreiber beim Doctor Wints?“

Da ich auch hier in unserer kleinen Mission wieder nach neuen Bilderschriften fragte, so sagten mir die Leute endlich, sie hätten einen Mann unter sich, der „Ojibiwas“ heiße, nnd der sehr geschickt wäre im Zeichnen und Schreiben. Der könnte mir so viele Bilderschriften machen als ich haben wollte. Er verstände Alles niederzuschreiben was man ihm aufgäbe, und hätte auch schon Anderen Vieles geschrieben.

Ich machte alsbald die Bekanntschaft dieses Indianischen „Scrittore“ und fand in ihm einen kleinen, drolligen und dienstfertigen Menschen.

Die Andern schienen sich dann und wann über ihn lustig zu machen. Doch wehrte er sich mit treffenden Antworten seiner Haut. Hie und da erinnerte er mich ein wenig an den Schreiber in Göthe's Egmont, und ich war verwundert zu bemerken, daß auch hier unter diesen Wilden

„den Herren von der Feder“ in den Augen des Volks etwas Komisches und Verkehrtes anzuhaften scheint. Freilich aber war Ojibiwas im Ganzen eine viel ernstere und stillere Figur als Göthe's Jetter.

Ich bat ihn, mit Birkenrinden und sonstigen etwa nöthigen Schreibmaterialien zu mir zu kommen, und am andern Morgen erschien er denn in meiner kleinen Gartenlaube. Er hatte, wie es schien eine ganze Birke abgehäutet, denn er hielt wenigstens ein halbes Ries Indianischen Schreibpapiers nnter dem Arme, dazu ein großes Messer in der Hand und einen knöchernen Stift.

Ich bat ihn, nun doch ein Mal etwas nach der Weise seines Volks niederzuschreiben oder zn malen. Er fragte: „Was?“ Ich sagte es wäre mir einerlei. Er möchte ganz seinen eigenen Eingebungen folgen. Es könnte eine Erzählung von Menaboshu, oder eine andere hübsche Geschichte sein; oder auch sonst ein beliebiges Ereigniß, eine Anekdote oder ein Gedanke, den man nach Indianischer Weise in Bild und Schrift darzustellen vermöchte.

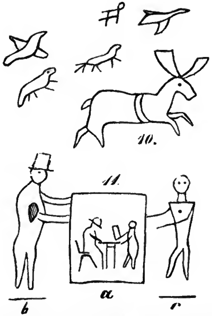
„Gut!“ sagte er, er wolle es thun.

Ich reichte ihm einen guten Englischen Bleistift. Allein er sagte, sein spitzer Knochen sei viel besser zum Zeichnen. Er wollte auch keinen Platz in der schattigen Laube annehmen, wo ich ihm bei Tische einen bequemen Sitz bereitet hatte. Er versicherte mich, er müsse draußen im Freien, im hellen Sonnenlichte sitzen. Und damit begab er sich hinaus in's Unkraut und Gestrüpp und arbeitete darin verborgen ganz emsig, ganz still und ohne daß ich je einen Laut von ihm hörte, einige Stunden fort und fort.

Ich weiß nicht, wie viele Capitel aus Morgan's trefflichem Werke über die Irokesen ich schon durchgelesen hatte, als mein kleiner Scrittore wieder hereinschlich und mir sagte, er hätte mir einige Anekdoten von Menaboshu, dem großen

Halbgotte der Odjibbewäs aufgezeichnet. Er zeigte mir dann eine Birkenrinde auf der sich folgende Figuren befanden:





Mir schienen sie als Produkte einer zweistündigen Anstrengung nicht sehr bedeutend. Aber Ojibiwas sagte, es sei sehr heiß und es hätte ihm die Arbeit doch nicht wenig Mühe gemacht.

Nun fing eine eben so lange Lehrstunde und umständliche Interpretirung der Bilder an, die sowohl Lehrer als Schüler, bis sie zum gegenseitigen klaren Verständnisse gekommen waren, wieder viel Schweiß kostete.

Das Ganze war aber, wie sich bald zeigte, in der Hauptsache Menaboshu's Sündfluthgeschichte. Man hatte sie mir zwar schon ein Mal erzählt, doch bekam ich sie nun mit einigen Variationen. Auch hatte mein Maler noch einige andere Anekdoten von Menaboshu episodisch eingefügt. Die Bildergeschichte hatte er, wie man sieht, unge-

fähr ebenso arrangirt, wie der treffliche Herr Töpfer von Genf seine Geschichten von „Monsieur Jaunisse“, „Monsieur Jabot“ rc.

Ich habe die einzelnen Bilder numerirt und will nun meines Indianischen „Töpfer's“ Erklärungen dazu so genau als möglich wieder geben.

„Nr. 1“, sagte er, sei die Erde, von den Odjibbewäs „Aki“ genannt. Die Erde sei da gemalt, um für unsere ganze Geschichte eine gehörige Unterlage zu gewinnen, denn sie sei ja der Schauplatz aller Ereignisse. Die perpendikuläre Wellenlinie darüber sei ein großer Fluß. „Er ist eigentlich hier noch nicht gleich nöthig“, bemerkte mein Künstler, „denn er spielt in meiner Geschichte erst später eine Rolle. Allein ich habe ihn schon gleich bei der Aki-Figur gemacht, weil die Flüsse auf der Erde fließen. Wenn wir zu dem Punkt in der Erzählung kommen, wo der Fluß nöthig ist, wirst Du Dich wohl dieses Strichs erinnern.“

„Nr. 2. Das ist Menaboshu in seiner ganzen militärischen Pracht. Er war ein großer Krieger und Häuptling. Darum hat er hier den Flaggenstab zur Seite, die Federn auf dem Kopfe, sein Schwert und die Friedenspfeife“ (Ich denke mir, Djibiwas setzte ihn her in derselben Weise, wie wir bei unseren Biographien das Portrait des Helden mit allen seinen Orden angethan, voranschicken.)

„Nr. 3 ist Menaboshu's Wigwam, in dem er lebte, zuweilen mit einer Frau, zuweilen mit zweien. In dieser Hütte ereigneten sich gar mancherlei Geschichten; z. B. folgende: Ein Mal zankten sich die beiden Weiber von Menaboshu. Dieser Zank zwischen den Weibern Menaboshu's den ich bei Nr. 4 dargestellt habe, ist bei uns sehr berühmt. Sie wollten übereinander herfallen. Menaboshu aber sagte: „Haltet an!“ und befahl Ruhe. Ich habe

diesen Befehl Menaboshu's durch einen Berg oder Felsen zwischen den beiden Weibern angedeutet. Siehst Du ihn? Dieser Felsen ist ein Wort, das so viel bedeutet als: Haltet auf!"

„Nr. 5 bezieht sich auf eine andere kleine Anekdote von Menaboshu. Es stellt ihn dar, wie er einmal zwischen zwei Bäumen gefangen wurde. Es ereignet sich oft in den Wäldern, daß zwei Bäume mit ihren großen dicken Zweigen so nahe auf einander getrieben werden, daß sie sich im Winde, beständig sich bewegend, reiben. Es erschallt dabei ein quiekendes oder knarrendes Geräusch durch den ganzen Wald. Zuweilen veranlassen solche Baumreibungen, bei denen sich Wärme erzeugt, auch Waldbrände. Menaboshu, entweder weil er dem Knarren oder Quieken ein Ende machen wollte, oder weil er einen Waldbrand befürchtete, stieg auf den Baum, um die Aeste aus einander zu brechen. Sie flogen aber wieder zurück und quetschten ihn, wie Figura zeigt. Er blieb drei Tage lang ohne Essen und Trinken zwischen den Bäumen stecken und bat alle Thiere, die vorüberkamen vergebens ihn zu befreien. Zuerst kamen die Wölfe, diese sagten aber: „O Menaboshu, Du bist da gut aufgehoben," und aßen sogar noch sein Frühstück auf, das er im Napfe unter dem Baume hatte stehen lassen. Dann kamen die Eichhörnchen. Diese fingen zwar an, auf Menaboshu's Bitte, die Bäume etwas zu zernagen. Aber am Ende sagten sie, sie bekämen Zahnweh davon, sie wären für solche Holzhackerarbeit nicht geschaffen, sie wären gewohnt, süße Nüsse aufzuknacken. Aehnliche Entschuldigungen hatten auch andere Thiere, an die Menaboshu sich wandte. Endlich kam der Bär, und dieser half denn dem Armen aus der Klemme. Als Menaboshu nach Hause kam, schalt und schlug er seine Frauen, weil, wie er behauptete, sie schuld an dem ganzen fatalen Ereignisse wären. Seine

Frauen sagten zwar, sie wüßten ja ganz und gar nichts davon. — Aber wie viel Unrecht thut nicht ein Mann, wenn er übler Laune ist!“

„Menaboshu hatte einen kleinen Großsohn, der eines Tages auf der Vogeljagd zu einem Fluß kam. „Es ist dies nun eben der Fluß“, sagte Ojibiwas, den ich schon bei Nr. 1 zeichnete“. Der König der Schildkröten(Nr. 6.) saß vor diesem Flusse und Menaboshu's Großsohn bat ihn, ihm hinüber zu helfen. Statt dieses zu thun, hatte der König der Schildkröten die Bosheit, den Fluß noch breiter zu machen, so daß der Kleine, als er endlich hinüber zu springen versuchte, hineinfiel und ertrank. Der König der Schildkröten fraß ihn auf, wurde dabei aber von Menaboshu ertappt und auf der Stelle erlegt. Du siehst auf meinem Bilde, daß er Menaboshu's Pfeil schon im Rücken hat.“

„Als darauf die Schildkröten den Krieg an Menaboshu erklärten, und die große Wasserfluth zuwege brachten, da brachte Menaboshu zuerst seine Großmutter auf einen hohen Berg („Nr. 7.“) Er selbst aber bestieg die höchste Spitze der höchsten Tanne auf dem höchsten Berggipfel der Welt, und wetterte die Fluth da aus: (Nr. 8). Wie da der Vogel Loon und darnach die Moschus-Ratze zu ihm kamen, das wird Dir wohl bekannt sein. Ich habe sie auf meinem Bilde zu beiden Seiten von Menaboshu hingemalt.“

„Bei Nr. 9. sind zwei Inseln dargestellt die Menaboshu machte, eine kleine, auf die er noch nicht treten konnte, und die ihn nicht hielt und eine andere, die sein Gewicht aushielt, und die dann die neue Welt wurde.“

„Nachdem Menaboshu die Welt so wiederhergestellt hatte, rief er alle Vögel, Thiere und Menschen zusammen, zeigte sich ihnen in seinem vollen Kriegerschmucke mit der Lanze in der Hand und mit den Hörnern seiner Kraft am Haupte und hielt eine Rede: „Unsere Kinder, die

Wilden werden beständig kriegen, und zuweilen werden sie Frieden schließen. Man muß daher nun die Satzungen des Friedens und Krieges festsetzen.“

Hiernach hatte mir mein Ojibiwas nun noch auf einer langen Reihe kleiner Bilder, „den Calumet-Tanz“, „den Krieger-Tanz,“ „den Medizin-Tanz“ und die anderen Indianischen Tänze und Ceremonien dargestellt, die seinem Vorgeben nach Menaboshu anordnete. Doch habe ich diese Dinge als etwas zu weitläufig auf meiner obigen Nachbildung seiner Skizzen ausgelassen.

Gegen das Ende der Bilderreihe (Nr 10.) fand ich denn noch ein Mal eine Gruppe von Thieren, und als ich Ojibiwas fragte, was sie bedeuteten, sagte er mir: „das seien die Thiere, die Menaboshu absandte, um seine Großmutter aufzusuchen, sie von der neuen Schöpfung der Welt zu benachrichtigen und sie von ihrem Berge heimzuführen“.

Zum Schlusse der ganzen Bilderreihe fand sich dann endlich die Skizze bei Nr. 11. „Was ist denn dies Ojibiwas?“ fragte ich. „Das ist etwas“, sagte er ganz bescheiden und ernst, „was ich zum Andenken an unser Zusammensein gemalt habe. Das in der Mitte (bei a) stellt unsere Laube vor, und Du und ich darin, wie wir sprechen. Es ist Dein und mein Portrait. Die Figur draußen (bei b) bist du selbst, und bei c bin ich selbst, wie ich Dir das Portrait zum Andenken überreiche“.

„Du guter Ojibiwas“ sprach ich zu ihm, „Du hast mir aber sehr stark geschmeichelt, indem Du mir ein so großes Herz gabst. Wollte Gott ich hätte ein solches. Und Du selbst bist so bescheiden. Ich kann ja Dein Herz kaum an einem Pünktchen auf dem Lande erkennen“.

Freilich ist dies die einzige Weise, wie Indianische Portrait-Maler ihren Kunden und Kunst-Patronen schmeicheln können. Sehr originell erscheint mir es auch,

daß Ojibiwas es für nöthig hielt, uns beiden erst in dem eigentlichen Portrait ein Mal darzustellen, und dann außerhalb des Portraits um den Akt der Ueberreichung zu fixiren, uns beide noch zum zweiten Male.

Wir waren beide mit einander zufrieden und ich bat meinen Künstler am andern Tage wieder zu kommen. Er kam, setzte sich wieder hinaus in's Unkraut und malte und grub mit seinem „Migoss“ — so nannte er seinen Schreibstift — *) stundenlang äußerst fleißig: Er brachte mir endlich, da er auch die folgenden Tage wiederkam eine ganze kleine Birken-Rinden-Bibliothek in meine Laube, und erzählte mir die zu den Bildern gehörenden Geschichten. Ich will hier diese Bibliothek nicht noch ein Mal vollständig copiren, um dem Deutschen Leser nicht zu viel aufzubürden. Manche der Skizzen waren so pikant und derbe, und der Indianische Eulenspiegel Menaboshu zeigte sich in ihnen, als einen so plumpen und rauchhaarigen Gesellen, daß auch deswegen ihre Reproducirung nicht schicklich sein möchte. Doch mag ich als fernere Proben noch zwei oder drei der Menaboshu-Sagen, die ich bei dieser Gelegenheit kennen lernte, mittheilen, indem ich jedoch die Bilderskizzen meines Malers dabei auslasse: —

Was Menaboshu von den Schrecken des Krieges prophezeite.

Einst war Menaboshu auf der Reise, und traf im tiefsten incognito mit einigen gleichfalls auf der Wanderung befindlichen Kriegern zusammen. Er fragte sie nach Weg, Ziel und Absicht. Sie sagten ihm, daß sie ausgezogen

*) „Migoss“ heißt im Objibbewä sonst auch: „der Schusterpfriemen.“

seien, gegen den Menaboshu Krieg zu machen, ihn zu fahen und todt zu schlagen.

Menaboshu biß sich auf die Zunge, und sagte den Leuten: das wäre recht. Dann aber lief er so bald als möglich in sein eigenes Lager zurück und erhob in seinem Zelte ein lautes Geheul, Getrommel und Kriegsgeschrei, um seine eigenen Krieger zusammen zu bringen. —

Der Lärm machte einen seiner kleinen vorwitzigen Buben neugierig und derselbe kroch zur Zeltthür des Vaters und glotzte mit beiden Augen hinein, zu sehen, was es gäbe. Menaboshu, der ihn bemerkte und diese Unterbrechung eines ernsten Kriegsrathes durch einen jungen Gelbschnabel äußerst unschicklich fand, schlug ihn, in seiner leidenschaftlichen Aufregung nichts achtend, mit dem Trommelstock so derb auf den Kopf, daß der Kleine auf der Stelle todt hinfiel.

Hierauf gerieth nun Menaboshu's Frau, die es mit ansah, außer sich. „Was? Unmensch!“ schrie sie, „Du tödtest Deine eigenen Kinder? — Das war ja unser bester Sohn!“ —

„Ruhig!“ erwiederte Menaboshu gelassen. „Tröste Dich Weib. Das sind Kriegszeiten. Bei Kriegen und Revolutionen wird es auch in folgenden Jahrhunderten nicht anders hergehen. Mann und Frau werden sich zanken. Der Bruder wird den Bruder, der Vater sein Kind umbringen. Und noch viel schlimmere Dinge als dies werden passiren. Das ist das harte Gesetz des Krieges!“ *) —

*) Der Leser wird sich hiebei der oben gegebenen Geschichte von einem Indianischen Häuptling erinnern, der auch einen jungen Mann in der Rathsversammlung der Krieger zur Strafe wegen seines Vorwitzes niederschlug. —

Entstehung des Kinnikanik. *)

Auf einem seiner Wanderzüge lag einst Menaboshu beim Feuer. Er hatte aber zu seinem Aerger einen leeren Tabacksbeutel. Wenn der Wilde nicht rauchen kann, so schläft er ein, und dies that daher auch Menaboshu. Er legte sich aber so ungeschickt, daß er im Traume dem Feuer zu nahe kam und sich den ganzen Rücken und die Lenden verbrannte. Er wachte auf, schrie und lief von Schmerz gepeinigt, durch die Büsche. Einige von diesen Büschen, die er streifte, zogen den brenzlichen Geruch der angesengten Haut des Halbgottes an sich, und wurden so parfümirt und auf ewige Zeiten zum Rauchen geschickt. Sie liefern dem Indianer nun seinen „Kinnikanik". Und so mußte der arme Menaboshu denn auch wie ein Märtyrer dulden und leiden, damit seine Kinder, die Indianer, später nie wieder in die Verlegenheit gerathen konnten, in der er sich ein Mal befand. Sie finden jetzt ihren Rauchtaback überall in ihren Wäldern und Büschen. **)

Wie sich Menaboshu von seinen Weibern kämmen, schmücken und wieder jung machen ließ.

Menaboshu lebte ein Mal mit zwei Frauen zusammen, denn schon er gab den Indianern das Beispiel der Polygamie. Die Frauen waren jung. Er selbst war aber

*) Ich habe schon oben bemerkt, daß die Indianer von verschiedenen Büschen in ihren Wäldern die Blätter ärndten, sie statt des Tabacks in ihre Pfeifen stopfen und diesen Nordischen Wald-Tabach „Kinnikanik" nennen. —

**) Ich brauche nicht zu erinnern, daß auch die Deutschen Studenten sich ihren Knaster „von Apollo präpariren" lassen.

bereits ein wenig gealtert und merkte, daß er seinen Weibern nicht mehr wie früher gefiele. Sie vernachlässigten ihn dann und wann ein wenig. Dies war ihm höchst ärgerlich und er beschloß, es zu ändern.

Eines Abends kehrte er nicht zur gewohnten Zeit in die Hütte zurück, und die Weiber fingen an, um ihn besorgt zu werden. „Euer Menaboshu liegt todt im Busche, geht hin und holt ihn!“ So erscholl auf ein Mal eine Stimme in der Hütte. Die Weiber fürchteten sich, gehorchten aber der Stimme, und da sie seinen scheinbar erstarrten Körper gefunden hatten, so holten sie ihn herein.

„Jetzt kämmt und putzt ihm die Haare!“ erscholl wieder die Stimme in der Hütte. Die Weiber glaubten, es wäre eine Geisterstimme und putzten und kämmten ihren Menaboshu.

Darnach gebot die Stimme wieder: „Malt ihm das ganze Gesicht schön an mit röthlicher Farbe, thut ihm ein neues Gewand an und dann bestattet ihn so geschmückt draußen in den Zweigen eines Baumes.“ Die Weiber thaten in Angst und Schrecken Alles ganz gehorsam und hurtig, wie die Geisterstimme es ihnen geboten, und legten den Menaboshu in die Zweige des Baumes. „Morgen aber“, so erscholl es noch ein Mal, „wird ein junger, hübscher rothglänzender Indianer an Eure Thür pochen. Den laßt ein und nehmt ihn zu Eurem Manne und pflegt und haltet ihn gut und liebevoll. Und wenn Ihr es nicht thut, so werde ich Euch wieder besuchen und Euch plagen und peinigen. Der Mann, der morgen kommt, kann Euch allein vor mir schützen.“

Am andern Tage kam auch dann ein hübschgekämmter, rothgeschmückter, frischgekleideter Indianer vor die Hütte der beiden Weiber. Es war aber niemand anders als der umgewandelte Menaboshu selber.

Er hatte den Tod nur fingirt, und auch die Geisterstimme, welche seinen Weibern einen so heilsamen Schrecken einflößte, war nichts gewesen, als ein Product seiner Bauchredekunst, in welcher er, wie noch jetzt mancher Indianer, sehr geübt war.

Seine Weiber fanden ihn wie verjüngt in der hübschen Toilette, mit der sie ihn selber herausgeputzt hatten. Sie hatten gelernt, wie viel die Pflege, die das Weib dem Mann angedeihen läßt, zu seiner Verjüngung beiträgt und nahmen in Zukunft seiner besser wahr, waren auch gefügiger und duldsamer gegen ihn. —

Rivière au Desert, October 1855.

Zwölfter Brief.

Fernere Proben von Indianischen Bilderschriften.

„Legt aus, so viel ihr könnt, nur leget Nichts hinein."

Lied eines Indianischen Liebhabers.

Ich wurde bei meinen Nachforschungen nach Dichtungen und Bilderschriften unter den Indianern, der immer und ewig mir in den Weg laufenden Traumgeschichten und Zauberformeln doch am Ende etwas müde. Ich hätte so gerne Spuren von reinen poetischen Ergüssen einer freien und uninteressirten Begeisterung gefunden, bei denen die Dichtung für sich selbst und ohne den eigentlichen Nebenzweck, Fische oder Rehe damit zu fangen, auftrete.

Aber solche Gedichte sind unter den Indianern rara avis. Sie haben, so scheint es, nur Tendenz-Poesie. So wie in Revolutionszeiten bei politischen Schwärmern alle Dichtungen, selbst solche, die sich für Frühlings- oder Herbstlieder, oder für Liebesgedichte, oder Elegien ausgeben, stets eine politische Färbung annehmen, wie bei den alten

Englischen Puritanern jedes Gedicht, sogar die Kriegsgesänge eine Art Kirchenlied wurden, — so wird bei diesen abergläubischen Jägern, deren ganzes Dichten und Trachten in Träumen, Visionen, Geisterfurcht und Zauberei sich bewegt, jedes Gedicht gleich ein Zauberlied, und zwar vorzugsweise um Biber und Bären damit zu bezaubern. Jede traurige oder freudige Gemüthsbewegung, die ihnen den Mund öffnet, verpuppt sich sogleich in die Hülle eines „Wabano-Nagamowin“ (Chanson magicale). Bittest Du ihn um Mittheilung eines einfachen, unschuldigen Lobes der Natur, eines Frühlingsliedes oder eines muntern Jagdgesanges, so giebt er Dir fast nie etwas anders als eine Beschwörungsformel, mit der, wie er sagt, Du im Stande bist, alle Vögel vom Himmel und alle Füchse und Wölfe aus ihren Höhlen und Nestern zu Dir heran zu locken. Bittest Du ihn um ein Liebeslied, so zeigt er Dir einen Zaubertrank, oder ein Zauberpulver mit der dazu gehörigen Formel und versichert Dich, daß dies ein höchst wirksames Liebeslied sei.

Einen Fall der letzteren Art erlebte ich ein Mal selbst.

Ich saß ein Mal mit einem jungen, unverheiratheten Indianer in seiner Hütte zusammen, mit dem ich von diesem und jenem gesprochen hatte. Endlich fragte ich ihn, ob er sich nicht auch schon ein Mal in seinem Leben in eine der Schönen seines Volkes verliebt habe. „O ja! wohl!“ sagte er. „Hattest Du denn keine hübsche Lieder und Gesänge für Deine Geliebte?“ — „Das versteht sich! Ich hatte sie, und habe sie!“ erwiderte er. Als ich ihn bat, mir ein solches Liebesgedicht mitzutheilen und natürlich dabei zugleich Tabackpäckchen auf sein Knie legte, ging er hin und holte seinen Medizin-Beutel und langte daraus ein kleines Papier-Packetchen hervor. Zugleich schaute er sich scheu um, ob wir auch allein seien, und ob uns Niemand beobachte. Dann wickelte er Allerlei aus dem

Papierchen hervor. Zuerst ein kleines, aus Holz geschnitztes Figürchen, das, wie er sagte, seine Geliebte vorstelle, die ihm am Herzen läge. Dann ein anderes Figürchen, das er selber sein sollte.

In der Brust des weiblichen Figürchens war das Herz durch ein ausgegrabenes Löchelchen bezeichnet und von da führte, wie gewöhnlich, eine Linie (die Redelinie oder die Sprachröhre) zum Munde. Die Herzlöcher waren roth gefärbt und viele kleine Punkte waren rund herum.

Darnach brachte er aus seinem Paketchen noch 5 winzig kleine Beutelchen hervor.

Jedes Beutelchen war aus einem Stückchen Leder gemacht und sorgfältig zugebunden, und in jedem war ein anders gefärbtes Pulver, ein rothes, ein blaues, ein gelbes, graues ꝛc. Von diesen Pülverchen, sagte er mir, thäte er nun zu Zeiten, wenn er sich allein im Walde befände, etwas in die Herzgrube des hölzernen Portraits seiner Geliebten hinein. Und dann sänge er und schlüge die Zaubertrommel dazu. Alle die Pulver hätten eine verschiedene Wirkung. Eines errege sanfte Gefühle und Sehnsucht nach ihm. Ein anderes bereite seiner Geliebten Schmerz und beängstige sie so, daß ihr nichts anderes übrig bleibe, als sich ihm zu ergeben.

„Sehen Sie auch die eiserne Nadel in seinem Päckchen“, sagte mein Dollmetscher, mich aufmerksam machend, „damit sticht er zu Zeiten das Herz und die Brust seiner Geliebten, nachdem er die Spitze zuvor in eines seiner Zaubermittel getaucht hat. Er denkt, daß jeder Stich dabei ihr selber durch die Seele fahre. Davon rühren die vielen kleinen Punkte und das Loch oder Herz her, die anzusehen sind, wie eine zerschossene Zielscheibe der Büchsenschützen. Diese barbarischen Verliebten haben manchmal Zaubermittel, mit denen sie glauben ihre sie verschmähenden Geliebten zu

Tode quälen zu können. Sie beschäftigen sich, wenn sie von recht heftiger Liebe entbrannt sind, im Walde oft Stunden lang mit solchen Mitteln und mit den dazu gehörigen Gesängen, die halb Klagelieder, halb malitiöse und fast verbrecherische Beschwörungsformeln sind. Sie nennen diese Art Zaubermittel und Liebesgetränke: „masaminik". Der „Terme Voyageur" (der Ausdruck der Canadischen Franzosen) dafür ist „Gatins" *)

Indem unser junger Barbar seine Sächelchen wieder einpackte, bemerkte ich was ich vorher übersehen hatte, daß die Beutelchen und Figürchen auch mit einer schwarzen Haarlocke umwickelt waren. Auf meine Frage sagte er mir, das sei eine Haarlocke vom Haupte seiner Geliebten, die wesentlich zu dem ganzen Apparate gehöre, und die ihm ein Freund verschafft habe.

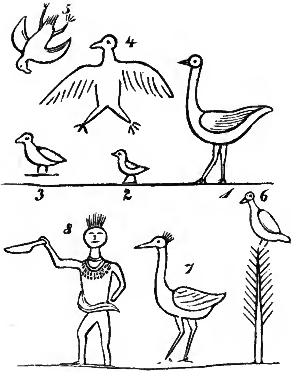
Frühlingslied von der Ankunft der Vögel.

Heute hat mir aber doch endlich ein Indianer etwas niedergeschrieben, was wirklich einem einfachen Gedichte ziemlich nahe kommt Der Mann hieß: „Bebamisse" was so viel heißen soll, wie: „L'Oiseau qui voltige" oder„ L'Oiseau Voltigeur".

Die Bilderschrift, die mir als ein Lobgesang auf die Ankunft der Vögel im Frühlinge mitgetheilt wurde, zeigen die Figuren auf folgender Seite:

---

*) Ich weiß weder den Indianischen noch den Französischen Ausdruck richtig abzuleiten. Das Wort „Gatin" findet sich nicht im Lexikon der Französischen Akademie. „Nin masanika" heißt im Odjibbewä: „Ich schaudere vor Furcht". Vermuthlich steht der obige Name für Liebesgetränke mit diesem Verbum in etymologischer Beziehung.



Die Schrift oder „das Gedicht“ müsse, so hieß es, von der Rechten zur Linken abgesungen werden, und die Vögel wären alle so geordnet, wie sie der Reihe nach im Frühling ankämen. Der Vogel (Nr. 1.) so sagte man mir weiter, wäre ein „oiseau de passage“ und zwar ein „pleuvier“ und der käme zu allererst.

Nr. 2 sollte die kleine Ente sein, welche die Indianer „Kang Kangoué“ nennen, „die sehr scheu sich immer in großer Entfernung vom Lande hält.“

Nr. 3. Eine andere Gattung Ente, von den Odjibewäs „jishib“ und von den Voyageurs: „Canard de France“ genannt.

Nr. 4. „Voilà l'Aigle ou le Migissi, qui s'eléve pour prendre son air“. („Siehe da, das ist der Adler oder der „Migissi“, der sich erhebt, um freie Luft zu athmen.“)

Nr. 5. „Das ist der große Kiniou, den die Voyageurs le Quiliou nennen,“ (der berühmte Krieger-Adler. War-Eagle, der Vogel, von dem die Indianischen Krieger ihren schönsten Kriegerschmuck nehmen.) „Vom Himmel herabsteigend, führt er das schöne Wetter herbei.“

„Und neben dem Kiniou sitzt auf der höchsten Spitze der Tanne (Nr. 6) der Piskiniou, den die Voyageurs „le Quiliou Batard“ (den Bastard-Adler) nennen. Kiniou und Piskiniou, das sind die beiden Vögel, die in unserm Lande am höchsten fliegen und fast immer in den obersten Lüften schweben.“

„Nr. 7 das ist der stelzende Kranich, der „Adschidschag“, der zuletzt anlangt und den Sommer mit sich bringt.“

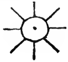
Nr. 8. „C'est le chefre du Beau temps“. (das ist der Häuptling der schönen Jahreszeit). Er schwingt ein Messer und ist mit zahlreichen Wampum-Halsringen und einem Gürtel geschmückt, und beschwört die Vögel und den Frühling.“

Ich sage, in dieser Darstellung wird man so etwas, was einem Frühlingsliede oder einem Gedichte auf die Ankunft der Vögel ähnlich sieht, erkennen. In dem aufschwingenden Adler, in dem abschwingenden Kiniou, in dem auf dem Baumgipfel horstenden Piskiniou wird man auch einige poetische Anspielungen entdecken. Ein Voyageur, dem ich diese Zeichnung vorlegte, sagte mir zwar, daß die Vögel in der Wirklichkeit oder wie er sich ausdrückte:

„d'après leur naturalité“ in einer ganz anderen Reihenfolge ankämen. Aber freilich völlig genau naturhistorische Treue darf man in einem Gedichte nicht erwarten.

Der Traum vom Morgenstern.

Als ich ein Mal über Stock, Sumpf und Block zu meinem Dorfe hinaus eilte, ging in seinen weiten Ueberwurf gehüllt ein Indianer vor mir auf. Mitten auf dem Rücken seines weißen Mantels schimmerte mit groben purpurrothen Strichen gezeichnet folgende Figur:



Ich schloß mich an ihn an und er sagte mir, daß er „Makwa“ (der Bär) heiße, — (hier heißt jeder vierte Mensch „der Bär“, wie bei uns „Herr Meyer“ oder „Müller“) — und wir wanderten dann eine Strecke zusammen. Ich fragte meinen Freund „Makwa“, was er denn da hinten für ein schönes Gestirn habe. Er antwortete mir, daß sei sein Traum. „Es ist der schöne Stern“, sagte er, „den Du des Morgens, wenn Du früh aufstehst, dort schimmern siehst“. (Hier deutete er mit dem Finger nach Osten.) „Ich begegnete ihm einst im Traume. Er flimmerte, blinzelte und blitzte auf meinen Wegen stets sich auf und nieder bewegend vor mir her. Endlich sprach er zu mir und sagte: „Makwa! ich will Dein Führer sein, Du sollst glänzen und leuchten wie ich. Wie ich, wirst Du einst niedergehn. Aber so lange Du lebst, will ich über Dir schweben und Dich beschützen. Seit dieser Zeit

habe ich ihn mir da hinten auf den Ueberwurf gemalt, und seiner eingedenk sein Bildniß stets mit mir herumgetragen."

Die Leser von Longfellow's Hiawatha werden sich hiebei des poetischen Cantos über den Morgenstern erinnern. Mir war es interessant dies schöne Gestirn hier so mitten im Gewühle des Lebens beim Schopf zu packen.

Eines Jägers Traum.

Von einem Indier „Amongs" (die kleine Wespe) mit Namen, erhielt ich folgendes Bild, das seinen vornehmsten Lebenstraum vorstellte. (Siehe nebenstehende Abbildung.)

Ich will es mit einigen erläuternden Bemerkungen begleiten:

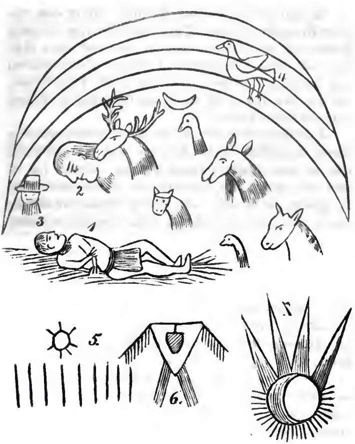
Nr. 1 ist der träumende Bursche auf seinem Reiser- und Mooslager ausgestreckt.

Nr. 2 ist sein Schutzgeist oder die Person, die zu ihm im Traume redete und die ihm die Ereignisse des Traumes deutete.

Diese Ereignisse scheinen sich in dem vorliegenden Falle bloß darauf beschränkt zu haben, daß der Träumer den Himmel offen und über sich ausgespannt sah und das Gewölbe voll mit Vögeln und Thieren erblickte. Es ist ein ächter Jägerhimmel, und das Ganze ein simpler Jägertraum.

Die Thiere erscheinen nur mit ihren Köpfen und langen Hälsen. Man erkennt einige Gattungen, den Hirsch, das Elenthier, ein Reh und zwei große Vögel.

Amongs träumte bei dieser Gelegenheit auch von einem Franzosen, der bei Nr. 3 als eine, mit einem Hute bedeckte Figur angedeutet ist. Sich selbst stellen die Indianer



ohne Hut dar, weil sie gewöhnlich keine andere Kopfbedeckung haben, als ihre struppigen Haare, oder vielleicht zuweilen ein Mal eine Schnur, oder einen turbanartig um das Haupt geschlungenen Thierpelz. Der Hut aber scheint ihnen ein so wesentliches Theil der Europäer, so mit deren Kopfe verwachsen, wie bei den Centauren die Pferde, daß so ein Hut in ihrer Bilderschrift immer einen Europäer andeutet.

Es war nicht dumm von Amongs, daß er auch von einem Franzosen träumte. Denn was hülfe ihm der ganze Himmel voll mit Thieren, wenn er nicht auch einen tüchtigen und guten Französischen „Traiteur“ (Handelsmann) dazu angezeigt bekommen hätte, dem er die Pelze verhandeln und von dem er sich mit schönen Europäischen Waaren versorgen lassen könnte.

Das Himmelsgewölbe ist durch mehre halbbogenförmige Striche angedeutet, in der Art, wie man ihn gewöhnlich auch auf ihren Gräbern dargestellt sieht. Zuweilen sah ich wohl die verschiedenen Schichten oder Linien verschiedentlich gefärbt: blau, roth, gelb, wie die Farben des Regenbogens. Und vielleicht wollen sie auch, wenigstens mitunter, nicht sowohl den Himmel als den Regenbogen darstellen. Daß aber auch das Himmelsgewölbe selbst gemeint ist, verräth der Umstand, daß das Ganze gemeiniglich eine einförmige blaue oder graue Farbe erhält. Der Vogel, der im Himmelsgewölbe oder Regenbogen selber schwebt (4) sollte der „Kiniou“, der Kriegeradler sein, der auch bei den Träumen dieser kriegerischen Jäger so häufig eine Rolle spielt.

Als ich den Träumer fragte, was er mit den Strichen und Figuren außerhalb des Himmelskreises habe andeuten wollen, sagte er: „Es ist eine Notiz darüber, daß ich dieses Traumes wegen 9 Tage fastete. — Die 9 Striche bedeuten die Zahl 9, das darüber stehende kleine Sonnenbild (5) bedeutet „Tage.“

Sein eigenes „ich“ hatte er durch die menschliche Figur (6) angedeutet. Sie ist ohne Kopf, hat aber ein desto größeres Herz in der Mitte der Brust.

Selten fehlt bei den Indianischen Menschenfiguren die Andeutung des Herzens in der Brust, wohl aber oft der Kopf, weil sie überhaupt mehr Herz als Kopf, mehr Muth

als Verstand haben. „Ich habe das Herz bei mir mit Fleiß etwas groß gemacht“, bemerkte der Autor dieses Bildes, „um anzuzeigen, daß ich so viel Muth hatte, um ein neuntägiges Fasten auszuhalten.“ — Den Kopf ließ er weg, vermuthlich, weil er fühlte, daß mit einem solchen unsinnigen Fasten der Verstand wenig zu thun hätte.

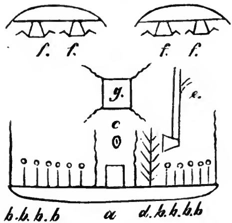
Ich: „Warum aber maltest Du das Sonnenbild noch ein Mal und mit so vieler Sorgfalt darüber? (7.)

Er: „Weil gleich am anderen Morgen nach Beendigung meines Fastens und Träumens die Sonne äußerst prachtvoll aufging, was ich nie vergessen werde, da ein schöner Sonnenaufgang nach dem Traume als das beste Zeichen der Erfüllung angesehen wird.“

Der Traum eines Kriegers.

Bei einer Reise, die ich einst im Lande der Sioux am St. Peters-Flusse machte, führte mich der Zufall mit einem Indianer zusammen, der „Le Rond Vent“ (der runde Wind) hieß. Er war mit vielen Adlerfedern und andern Trophäen geschmückt, und hatte auf seine Pfeife ein Bild gemalt, das, wie er mir sagte, einen herrlichen Traum darstellte. Er habe diesen Traum schon vor zwanzig Jahren gehabt und derselbe stehe mit der größten Heldenthat seines Lebens, der Erlegung von 4 Odjibbewä-Indianern in Verbindung.

Da er bemerkte, daß ich mich für seine Lebensangelegenheit interessirte, so erbot er sich, mir den ganzen Traum deutlich in mein Buch zu zeichnen. Und er gab mir dann beifolgendes Bild:



Nachdem er lange gefastet, gesungen und die Trommel geschlagen habe, sagte er, habe es ihm geschienen, als träte er in einen Tempel, einen großen Medicin-Wigwam. (Bei a habe er die Thür dieses Tempels angedeutet.) Da hätten rings herum viele alte, weise Männer, die Krieger und Häuptlinge der Nation aus alter Zeit gesessen. Mit den senkrechten Strichen bei b b b b habe er auf dem Bilde diese Krieger angedeutet. Die hätten ihn willkommen geheißen und hätten ihn in das Innere des Tempels eingelassen und ihm erlaubt, neben dem großen Steine in der Mitte (c) die Trommel zu rühren und zur Ehre des großen Geistes zu singen. An einem großen Baume (d) über ihm hätte die große Friedenspfeife mit Federn geschmückt (e) gehangen. Wie er da mitten in diesem Kreise der Männer gebetet und gesungen, da habe er von Weitem durch die Lüfte etwas heranahen sehen. Er habe erst nicht genau erkennen können, was es sei. Allmählig aber habe er bemerkt, daß es zwei Kanoes waren, die über dem Boden dahin schwebten, und in jedem der Kanoes hätten zwei

Männer aus dem Volke der Odjibbewäs gesessen (f. f.). Die Gesichter dieser seiner Feinde wären geschwärzt gewesen, und sie hätten ihren Todesgesang gesungen. Die Männer und die Kanoes seien ganz nahe bis zum Eingange des Tempels schwebend herangekommen, als plötzlich der Boden sich in einem breiten Loche aufgethan (g.) und gespalten habe. Die Männer mit den Kanoes seien in das Loch hineingeschifft, und der Boden habe sie, indem sich die Kluft über ihnen wieder geschlossen, dicht vor seinen Augen und Füßen — verschlungen.

Gleich darauf sei das ganze Traumbild zerronnen. Doch habe er nun gewußt, daß es ihm bestimmt sei, 4 Odjibbewäs zu tödten, und er habe sich alsbald nach einigen Vorbereitungen — (solche Vorbereitungen dauern freilich oft Monate lang) — auf den Weg gemacht, habe sich hineingeschlichen in das Land der Odjibbewäs, habe die vier Männer richtig in ihren Kanoes an dem bestimmten Platze — denn auch dieser war ihm im Traume, ich weiß nicht wie, angezeigt — gefunden und habe sie einen nach dem andern erlegt, und auch ihre 4 Skalps heimgebracht.

Das Andenken an diese That und jenen Traum und das Bild davon habe er alsdann sein ganzes Leben lang mit sich herumgetragen. Daß er mich nicht täusche, und daß er die vier Männer wirklich getödtet habe, könne ich daran deutlich sehen, daß so wohl die Männer als auch ihre Kanoes umgekehrt und umgestülpt auf seinem Bilde dargestellt seien.

Riviére au Desert, October 1855.

Dreizehnter Brief.

Vermischtes.

„Es zieht Dich an, es reißt Dich heiter fort
„Und wo Du wandelst, schmückt sich Weg und Ort.“
Göthe.

Die Wanderungen der Bären.

Die Bären stellen wie es scheint von Norden nach Süden, von den mehr bewaldeten Gegenden zu den offenen Strichen, gewisse Wanderungen an, die von den Jahreszeiten regulirt werden. Im Frühling und Sommer machen sie, so erzählte man mir, Exkursionen nach dem Süden und zu den an Früchten und an Getreide reicheren offenen Strichen. Im Herbste aber kommen sie zu den großen Waldungen zurück, um sich während des Winters in den von den Engländern sogenannten „Pineries“, welche die Franzosen „les Bois forts“ nennen, zu verkriechen und in den hohlen Bäumen zu vermauern. Im Winter könnten sie sich in den Praerien und offenen Strichen gar nicht halten. —

Bei diesen Wanderungen, obgleich sie sie selten oder nie in großen Gesellschaften machen, haben die Bären nichtsdestoweniger überall gewisse Stellen an den Flüssen, wo sie gewohnt sind das Wasser zu passiren. — Eine sehr berühmte Stelle dieser Art soll der „passe à l'ours“ am St. Croix, einem Nebenflusse des Oberen Mississippi sein. Sie befindet sich nicht weit von der Einmündung des kleinen „Gelben Flusses“ (Yellow river) in den St. Croix, und ist den Jägern und den Traders hier zu Lande sehr wohl bekannt. Einer derselben gab mir von dieser Lokalität und der Jagd bei ihr folgende Schilderung:

Das Nord-Ufer ist dort dicht bewaldet. Es reicht ein Ausläufer der großen nördlichen Waldungen bis dahin. Das Süd-Ufer dagegen ist freie offene Praerie. Auf diese pflegen im Monate October häufig, fast alle Tage, Bären anzulangen, um durch das Wasser zu schwimmen und dann in das Dickicht der Wälder zu schlüpfen. Um sie dabei nicht zu stören, versagt es sich daher auch jeder Reisende und Handelsmann, während dieser Zeit längs des Süd-Ufers des St. Croix-Flusses zu reisen, und sie haben auch so ihre Leute instruirt, obwohl der Weg am Süd-Ufer viel bequemer ist, als der am buschigen und sumpfigen Nord-Ufer. Die Bären würden alsbald die Fußtapfen der Menschen spüren und verscheucht werden. Die Jäger, welche die Bären hier erwarten und ihnen nachstellen, halten sich natürlich ebenfalls an das Nord-Ufer, wo sie in den Waldbuchten am Fluße in kleinen Kanoes lauern. Die Bären kommen meistens in der Nacht an. Die Nacht ist schön und ruhig, der Mond scheint hell, das Wasser spiegelklar. Da erlauschen die Jäger ein Rascheln in den Uferschilfen und trocknen Kräutern. Braun ist da! Plumps! Er prasselt in's Wasser, und schnaubend rudert er mitten hinein. Nur der schwarze Kopf ist wie ein Punkt auf dem vom

Monde erglänzenden Wasser sichtbar. Sie halten darauf, feuern, und treffen ihn gewöhnlich zum Tode. Schnell arbeiten sie sich mit ihrem Kanoe zu der Stelle hin, um das Thier mit eisernen Haken zu entern. — Ist es todt, so verhindern sie es damit am Niedersinken. Lebt der verwundete Bär noch, so zerren sie ihn mit den Haken zum Nordufer hinüber, damit er sich nicht südwärts flüchte und dort mit seinen Blutspuren den Allarm unter seinen Nachfolgern verbreite. Diese Jagd und Bärenwanderung bei „Passe à l'ours" soll wohl 3 oder 4 Wochen lang fortgehen. —

Es mag wie gesagt noch viele andre „Bären-Passagen" geben, wie die genannte, die ich nur des Beispiels halber hervorhob. Manche Jahre sind durch großartige Bärenwanderungen berühmt geworden. So erzählte man mir hier in Riviére au Desert z. B. viel von dem Jahre 1811, als einem ganz außerordentlichen Bärenjahre. Es ist sehr natürlich, daß, wenn die Bären überhaupt wandern, sie hier an diesem Flusse an der Ostspitze des Oberen Sees wo zwei große Länder-Halbinseln, sich zu einem Isthmus vereinigen, besonders häufig erscheinen müssen. In dem besagten Jahre aber zogen sie während des ganzen Sommers in bedeutender Anzahl aus dem Norden über den Fluß in die sogenannte „Obere Halbinsel von Michigan" hinein. Es sollen damals über 6000 Bären blos auf der Insel und an den Ufern dieses nicht sehr langen Flusses getödtet sein. Mancher „Trader" kaufte im Laufe des Jahres wohl 500 oder 600 Felle ein, einige sogar noch mehr. Sie tödteten zuweilen hundert Bären in einer Nacht und einige geschickte Jäger brachten es jeder für sich allein auf eben so viel und mehr während der Saison. Junge Bären fing man sogar mit der Hand aus dem Wasser. Wenigstens passirte dies ein Mal einer Indianerin, als sie in einem

Kanoe über den Fluß fuhr und auf ein junges marodes Thier stieß, das den andern in ihrer Hast nach dem Süden nicht hatte nachfolgen können, und mit matter Bewegung im Wasser schwamm. Die Frau nahm das zappelnde Wesen heraus, und da sie es nicht anders beruhigen konnte, stopfte sie es unter einen Sack, und setzte sich darauf, wo es so lange sich sperrte und erbärmlich schrie bis die Frau ans Ufer zurückkam, und es daselbst tödtete.

Damals im Jahre 1811 bekamen auch die „zwanzig Hunde von Maguesch" jeder eine Bärendecke, da Bärenpelz damals fast so billig wie Cattun war. Dieser Magueseh war ein Indianer, der ohne Familie und Kinder lebte und statt deren sich eine Menge Hunde hielt, die er wie Kinder pflegte, mit denen er jeden Morgen sein Frühstück theilte, mit denen er sich oft im Zwiegespräche unterhielt und die er oft wie Kinder zum Gutthun und zur Verträglichkeit ermahnte, und denen er dann wie gesagt in jenem überreichen Bärenjahre auch ein weiches Pelzbett schenkte. — Obwohl seit 1811 auch manche andere Jahre reicher an Bären gewesen sind, als es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, so ist doch etwas Aehnliches nie wieder vorgekommen. Ueber die Ursache jener ungewöhnlichen Erscheinung wußte man mir nichts bestimmtes zu sagen, obgleich hier von dem Faktum selbst fast jeder unterrichtet war.

Bei einigen Indianer-Stämmen des Westens findet sich, was sie ein „couteau d'ours" (ein Bären-Messer) nennen. Dies ist ein Messer, was — vermuthlich unter gewissen Formeln und Ceremonien einem getödteten Bären durchs Maul und Gebiß gezogen ist, und dadurch magische Eigenschaften bekommen hat. Ein solches Messer, das sehr sicher tödtet und zugleich den Besitzer tapfer macht, kann man sich nur für einen hohen Preis verschaffen. Auch kann es zugleich nur auf eine gewisse Weise effectvoll auf einen anderen

übertragen werden. Der Käufer muß es sich nämlich vom Verkäufer geradezu wie eine Lanze gegen die Brust werfen lassen nnd es in der Luft auffangen. Hat er dazu nicht den Muth, oder läßt er es sich entschlüpfen, so verliert das Messer seine Eigenschaften und freilich der ungeschickte Käufer auch wohl noch dazu sein Leben. —

Bären-Streiche.

Von allen Thieren, die in ihren Wäldern leben, respektiren die Indianer den Bären am meisten. Sie sehen in ihm beinahe einen Menschen. Ja sie sagen es oft geradezu, der Bär sei eigentlich ein „Anischinabe" (ein Indianer). Sie unterhalten sich auch mit ihm und reden laut zu ihm, weil sie denken, er müßte sie verstehen können. Die kleinen jungen Bären sind so äußerst drollig und so voll Laune und komischer Lebendigkeit und die alten Bären sind so ungemein gescheut und pfiffig, daß man es wohl begreift, wie die Indianer verzauberte Menschen in ihnen zu finden sich einbilden können.

Die Dinge, die man mir hier von den Pfiffen und Intriguen der Bären mittheilt, sind zum Theil unglaublich. Aber alle Welt wiederholt sie mir hier und glaubt daran. So z. B. erzählte mir neulich ein Jäger viel von den Streichen, Kniffen, und Künsten, die ein Bär zu üben verstehe, wenn er sich verfolgt wisse und wenn er seine Verfolger über die Richtung seiner Flucht täuschen wolle.

Am schwersten fällt ihm dies im Winter, wenn der Boden mit Schnee und die Flüsse mit Eis bedeckt sind. Im Sommer läuft er recht häufig, wenn die Jagd los ist, zu kleinen Flüssen und Bächen, und rennt in ihrem Bette hinab oder hinauf. Der Jäger, welcher seiner Spur folgte,

vermag nachher nicht zu sagen, welche Richtung er einschlug. Im Winter, wo ihn überall der Schnee verräth, muß er auf andere Versuche denken. Da verläßt er so oft als möglich den verrätherischen Boden und springt auf den Baumstämmen fort, die an allen diesen Wäldern über und neben einander gehäuft wie Brücken-Trümmern herumliegen. Zuweilen, wenn ein heftiger Sturm wüthete, sind ganze Striche in den Wäldern, meilenweit mit übereinander gefallenen Baumstämmen bedeckt. Es sind die von den französischen Canadiern so genannten „Renversis". Glücklich der flüchtige Braun, wenn er ein solches „Renversi" erreicht. Er balancirt dann über die Baumstämme weg. Er macht weite Sätze von einem Brückenbogen zum andern. Auf diesen Bäumen bleibt gewöhnlich weniger Schnee liegen. Auch kehren und schmelzen Wind und Sonne den Schnee leichter weg, als am Boden. — Sieht der Bär aber doch noch seine Fußtapfen darauf abgedrückt, so führt er oft Zickzackwege aus, kehrt auf demselben Wege zurück und macht einen Seitensatz. Ja man sagt, er gehe zuweilen sogar auf demselben Wege absichtlich rückwärts und er bringe so ein wahres Labyrinth von schwer erkennbaren und sehr bunten Spuren zu Stande, in denen der Jäger nachher keinen Faden der Ariadne mehr zu finden vermag. „Il embrouille sa piste" sagen die Canadier. Er soll auch zuweilen rückwärts an den Bäumen hinauf klettern, um seine Verfolger, wenn sie seine Spuren am Baume sehen, glauben zu machen, er sei wieder herab gekommen.

Auch sagt man, er warte und spionire erst lange, wohl drei Tage, bevor er in den hohlen Baum hineinkrieche, den er sich zur Ueberwinterung ausersehen. Mein hiesiger Halbindianer La Fleur erzählte mir einmal folgenden Fall: Nicht weit von Grande Isle am Süduser des Oberen Sees befanden sich große und schöne Buchenwaldungen,

die ein wahres Paradies für Bären und Bärenjäger sein sollen. Die Bären lieben die süßen Buchen-Nüsse, mästen sich gerne mit ihnen und sind daher immer zahlreich in jenen Buchen-Waldungen versammelt. La Fleur mit einem Freunde jagte dort ein Mal. Sie entdeckten die Spur eines Bären auf dem Schnee und verfolgten sie. Das Thier wußte bald genug, wem es galt, zog sich zurück, und lief und floh viele Meilen weit südwärts. Die Jäger ihm nach. Sie folgten seinen Fußtapfen 8 Tage lang, verloren sie zuweilen, aber entdeckten sie immer wieder.

Endlich kamen sie zu einer Waldgegend, wo die Beschaffenheit des Erdreichs und auch die Gattung der Bäume wechselte. Daselbst hörte auch der Schnee auf und es war unmöglich die Spur des Bären auf dem felsigen Boden zu erkennen. Meine Jäger hielten also das Thier für verloren und gaben die Jagd auf. Da sie aber einen Biberteich in der Nähe wußten, so machten sie sich auf dem Rückwege zu diesem auf, um sich dort einigermaßen an den Bibern schadlos zu halten. Kaum hatten sie, dort angelangt, die Umgegend ein wenig inspicirt, als sie zu ihrer Verwunderung wieder auf die Spur ihres Bären kamen. Sie verfolgten sie von Neuem und standen sehr bald vor einem hohlen Baume, in welchem sie das Thier entdeckten und bald auch erlegten. Es war ihnen offenbar, daß der Bär auf dem unbeschneiten Felsen-Grunde, der ihn eben nicht sehr anzog, bloß einen weiten Halbkreis ausgeführt hatte. Er wußte wohl, daß am Rande des Schneelandes die Jäger seine Spur verlieren würden und glaubte also auf einer andern Stelle ganz sicher wieder in seinen geliebten Buchenwald zurückkehren zu können, wo er sich dann zum Ausruhen von den achttägigen Strapazen in den hohlen Baum verkroch. Der Einfall der Jäger, die Biber besuchen zu wollen, ließ ihm aber zu seinem Unglück den Plan nicht gelingen.

Die Canadier und Indianer glauben, daß der Bär sich immer in die engsten Baumlöcher, die er nur finden kann, verkrieche. Er zwängt sich mit seinen lang ausgestreckten Tatzen und mit seiner spitzen Schnauze, wie mit einem Keile voran, hindurch, und kommt so mit lang ausgestrecktem Körper in Löcher hinein, die er nachher, wenn er wieder hinaus will, zu eng findet. Hat er die Höhlung zum Zweck seiner Ueberwinterung aufgesucht, so wählt er sie hauptsächlich deswegen so enge, weil er bei einem schmalen Eingange darin wärmer sitzt. Der Wärme wegen verstopft er auch noch wohl das Loch mit Moos und Zweigen („il bouche son arbre"). Im Frühling kann er dann aber, wie gesagt, zuweilen nicht wieder herauskommen, und mitunter sind die Bären in ihren engen Felsen- oder Baumlöchern umgekommen. Oft, wenn man sie im Lager selbst durch Flintenschüsse tödtet, hat man die größte Mühe, und muß das Loch ausmeißeln, um den Körper heraus zu bringen. Die Jäger bilden sich ein, daß das Loch des Baumes nach dem Eintritt des Bären sich verenge und schlösse. Aber wahrscheinlich erklärt sich der Umstand ganz einfach daraus, daß der Bär im Herbste mehr Stärke und Kraft hat, sich irgendwo durchzudrängen, während er im Frühling nach langem Winterschlafe entkräftet und elend ist.

Das Bären-Züngelchen.

Der Bär soll noch unter seiner großen Zunge ein Stückchen Fleisch sitzen haben. Die Indianer nennen es „die kleine Zunge" („la tanguette"). Diese kleine Zunge schneiden die Jäger, wenn sie einen Bären getödtet haben, aus, trocknen sie und stecken sie bei, weil sie sie als bedeutungsvoll und einflußreich für späteren Erfolg halten.

Es kommt vor, daß ein Indianer an einem Tage wohl drei Bären erlegt. Er kann sie selber nicht nach Hause bringen. Er läßt aber seine Flinte im Schnee hinter sich herschleifen, damit die Spur nicht verloren gehe. Kommt der glückliche Jäger des Abends nach Hause und sitzt er mit den andern Jägern beim Feuer zusammen, so ist er anfänglich eben so still und wortkarg wie er es sein würde, wenn er gar nichts geschossen hätte. Er stellt ruhig seine Flinte in die Ecke und läßt die andern schwatzen. Fragt man ihn endlich: „Aber Du? Hast du auch nicht etwas getödtet?“ so holt er dann seine drei Bärenzüngelchen hervor, legt sie der Reihe nach auf die Hand und zeigt sie den Uebrigen, die nun erstaunen und ihn preisen. Am andern Tage schickt er seine Weiber aus, um der Fährte seines Flintenkolben zu folgen und die zottigen Cadaver heimzuschleppen.

Die Kunst des Birkenrinden-Beißens.

Ich hörte hier zum ersten Male in meinem Leben von einer ganz eigenthümlichen Kunst, welche die Odjibbewä-Weiber betreiben. Man sprach mir nämlich von ihrem „Birchbark-Biting“, von ihren Birkenrinden-Beiß-Künsten, und von den hübschen Figuren aller Art, die sie mit den Zähnen in die Birkenrinde einzubeißen verstehen.

Es ist dies eine Kunst, welche besonders die Weiber des Frühlings in ihren Zuckerlägern betreiben. Doch verstehen sich nicht alle darauf, und nur wenige sind recht geschickt darin. Man erzählte mir, daß einst ein Herr von Newyork die Produkte dieser sonderbaren Kunst so hübsch fand, daß er zahlreiche Bestellungen darauf für seine Stadt im Osten machte. Man sagte mir, jenseits des St. Marien-

flusses, in Canada, lebe eine sehr bekannte Birkenrinden-Beißerin, und dann sei auch Eine, Angélique Marte genannt, hier in unserem Katarakten-Städtchen selbst, und natürlich machte ich mich sogleich auf den Weg, diese letztere aufzusuchen.

Die Talente und absonderlichen Genies muß man hier wie in Paris gewöhnlich im fünften Stockwerk oder in entlegenen Vorstadt-Wohnungen suchen. Unser Weg zu „Angélique Marte" führte uns durch die kleine Häusergruppe des Ortes weit hinaus in die Wildniß. Wir kamen auf Sumpfwege und hüpften von Stein zu Stein. Zwischen großen Massen von zerstreuten Granitblöcken, den Resten der Geschosse, welche, wie die Indianer sagen, Menaboshu und sein Vater in der Schlacht, die sie sich hier lieferten, gegen einander schleuderten, fanden wir endlich die halbverfallene Birkenrinden-Hütte unserer heidnischen Künstlerin, und auch sie selbst, die wie eine Einsiedlerin darin hausete.

Die Umgegend sah eher wie ein Renversi für Bären, als für ein Atelier geeignet aus. — Als wir mit unserm Anliegen um einige Produkte ihrer Zahn-Meißelei hervorkamen, sagte sie uns, daß in Bezug auf ihre Kunst ihre ganze Hoffnung jetzt nur noch auf einem Zahne basirt sei. Wenigstens in ihrer obern Kinnlade habe sie nur noch einen, der zu dieser Operation tüchtig und recht brauchbar sei. Sie fing aber sogleich an passende Birkenrinden hervor zu suchen, die dünnen Häute abzuschälen, nach vielem Hin- und Herprobiren die rechten auszuwählen, diese endlich zu falten und dann zwischen die Zähne zu stecken.

Da sie ein Stück nach dem andern nahm und die Sache sehr schnell machte, so entfiel ihrem Munde so zu sagen ein Kunstprodukt nach dem andern. Wir falteten die Rinde auseinander und fanden auf der einen die Figur eines jungen Mädchens, auf der andern ein Blumenbouquet,

auf der dritten ein Tomahawk, oder eine Tabackspfeife mit allem Zubehör, mit recht korrekter Zeichnung ausgeführt, und noch mehrere andere Gegenstände.

Die Rinde ist dabei nicht in Löcher zerbissen, sondern nur zerquetscht oder gepreßt, so daß die Zähnespuren, wenn man die Zeichnung vor das Licht hält, in der Art durchschimmern, wie die hellen Stellen bei den hübschen Biscouit-Lichtschirmen, die man in unsern Porzellan-Fabriken macht.

Unsere Indianerin sagte uns, auf Odjibbewä heiße die Kunst und Operation: „Odjibagonsigen.“ Ich finde dies Wort in keinem Lexikon. Doch vermuthe ich, daß es richtig ist und daß es mit dem Verbum „Nind odjibian“ zusammenhängt, welches der Bischof Baraga in seinem Lexikon so interpretirt: „I make marks on it.“ (Ich mache Zeichen auf etwas.) — Man sieht aus diesem Beispiele wieder, daß die Indianer nicht blos ihre durchaus zum Lebensunterhalte nöthigen Gewerbe, sondern auch ihre „beaux arts“ haben. Man kann sie freilich nur „schöne Künste des Waldes“ nennen.

Erfindung der Sonnen-Uhr.

Ich habe von sehr verschiedenen Arten und Weisen gehört, wie die Indianer sich helfen, um abwesenden Freunden die Zeit wissen zu lassen, zu welcher sich dies oder jenes zugetragen habe. Eines der einfachsten Mittel dazu zeigt folgendes Verfahren, welches fischende oder jagende Indianer oft anwenden, wenn sie ihr Lager zu einer gewissen Zeit verlassen müssen und wenn sie wünschen, eine Streif-Partie die Zeit ihrer Abreise genau wissen zu lassen. Sie machen zu diesem Behufe einen Kreis auf

den Boden, ist es Winter in den Schnee oder auf das Eis, ist es Sommer, in den Sand. In die Mitte des Kreises stecken sie einen Stock und zeichnen dann im Schnee oder Sande die Linie aus, in welche zur Zeit ihrer Abreise die Sonne den Schatten des Stockes warf. Kommen nun ihre Freunde später nach, so finden diese den Schatten des Stockes von jener Linie abweichend, und bestimmen an der Größe der Abweichung die Länge der Zeit, die ihre Gefährten schon unterwegs sind.

Dies ist wohl der natürlichste Anfang zur Erfindung der Sonnen-Uhr.

Natürlich läßt sich diese Methode nur unter der Voraussetzung anwenden, daß die Freunde noch am selben Tage erwartet werden, so wie auch, daß das Wetter hell bleibt.

Weiße Farbe.

Ein Odjibbewä, den ich befragte, warum die weiße Farbe bei den Indianern so besonders geschätzt sei, sagte mir, die Veranlassung dazu sei folgende gewesen:

„Da der erste Mensch auf Erden erkrankte und den Tod vor Augen sah, da fing er an zu jammern und sich beim Großen Geiste zu beklagen über die Kürze und die Leiden dieses Lebens. — Der Große Geist hörte ihn und berief „alle die, welche in der Höhe geschaffen sind“, zu einem Großen Rathe. Die Engel, die der Große Geist befragte, antworteten: „Du hast uns geschaffen, und wirst es daher selber am besten wissen, wie da zu helfen sei.“ Sie beredeten sich 6 Tage lang. Und während der ganzen Dauer dieser Berathung war Frieden in der ganzen Natur, kein Wind, kein Regen, kein Krieg und Blutvergießen unter den Thieren. — Zuletzt nahm der Rath ein Ende,

und Gott schickte Boten hinunter und sandte den leidenden Menschen seinen „Midéwiwin".« (Indianische Zauberlehre oder Offenbarung). Jene Boten nun brachten zugleich ein weißes Hasenfell, das Gefieder eines weißköpfigen Adlers und einen Medizinsack von weißem Otterfell mit sich herab. In ihnen waren alle indianischen Medizinen und alle Wohlthaten des Großen Geistes an die Menschen enthalten. Und von dieser Zeit an war daher die weiße Farbe unter den Indianern eine heilige Farbe.«

Menaboshu, ein Tausendkünstler.

So viel ich selbst bemerkt und auch von andern vernommen habe, wird der große Menaboshu, der Lieblingshalbgott der Indianer, in ihren religiösen Ceremonien nie genannt. Dies ist sonderbar und mir fast unbegreiflich, da sie ihm doch die Wiederherstellung der Welt, die Einrichtung des Paradieses und noch sonst so Vieles zuschreiben. Auch habe ich nie gehört, daß sie zu dem Menaboshu beten oder ihm opfern. Und doch sage ich kann man hier am ganzen See fast zu keinem wunderlich gestalteten Felsen oder sonstigem auffallenden Naturgegenstande kommen, ohne nicht gleich eine Geschichte von Menaboshu dabei zu vernehmen. Er hat hier rund um den See herum alles Ganze und alles Einzelne gemacht. Er ist auch der Gesetzgeber der Indianer und das große Modell oder Ideal für alle ihre Verrichtungen, Gewohnheiten und Lebenshandlungen. Fast alle Gebräuche und Sitten werden auf ihn zurückgeführt. Menaboshu war es, der entdeckte, daß der Ahornbaum Zucker geben könne. Er ging eines Tages in den Wald, machte einen Schnitt in einen Ahornbaum,

fand den ausfließenden Saft süß, machte Zucker davon und seitdem haben es die Indianer ihm nachgemacht. Menaboshu lehrte den Indianern die Jagd, das Fischen, den Kanoebau. Er war es auch, der den Indianischen Tabach (Kinnikanik) entdeckte.

Auch die Kunst das Angesicht zu bemalen, scheint Menaboshu erfunden zu haben. Ich fragte einen Indianer, warum er und seine Landsleute sich das Gesicht so bunt bemalten. Er sagte: Menaboshu hätte es auch so gemacht. Als er ein Mal hätte in den Krieg gehen wollen, hätte er rothe Erde genommen, hätte sie gebrannt, damit sie noch röther würde und hätte sich damit das Gesicht beschmiert, damit er die Feinde erschrecke. Nachher aus dem Kriege zurückgekehrt hätte er auch etwas von dem gelben Schaum der im Frühling das Wasser bedeckt (vermuthlich der gelbe Blüthenstaub von den Fichten) genommen, und hätte sich damit freundliche gelbe Streifen ins Gesicht gemacht. Und dies wäre der Grund, warum sich nun auch die Indianer das Gesicht so bemalten. —

Indianische Heilkunst.

Die Erzählungen davon, daß Indianer oder Indianerinnen Krankheiten heilten, welche weiße Doktoren durchaus nicht heilen konnten, sind sehr häufig. So theilte man uns auch hier wieder einen solchen Fall mit. Ein weißer Knabe litt an einer sehr schlimmen Haar- und Kopfhaut-Krankheit. Alle „weißen“ Doktoren hatten vergebens ihre Künste an ihm versucht. Eine Indianerin, die zufällig das leidende Kind zu sehen bekam, sagte, sie wolle etwas bereiten, was ohnfehlbar Heilung herbeiführen würde. Sie ging in den Wald und nach einigen Tagen kam sie wieder mit einer Salbe, mit der der Kopf des

Knaben eingerieben wurde, und noch dazu mit einem Pulver, mit dem man ihm nachher die Haare puderte. Sehr bald war man schon im Stande die Haare auszukämmen. Und nach 3 Wochen war der Knabe wieder gesund.

Indianische Munterkeit.

Die Indianer sind glaube ich in aller Welt als sehr ernste und morose Leute verschrieen. Und es ist auch vielleicht etwas Wahres daran. Allein daß dies nur in gewissen Beziehungen und unter Umständen wahr ist zeigt sich darin, daß der Indianer auf Reisen, in Gefahren, beim angestrengten Rudern in Kanoes, bei Strapazen aller Art eher seine Laune verbessert als — wie es beim Europäer der Fall ist, — verschlimmert. Ich habe selbst Gelegenheit gehabt, dies zu Zeiten zu erfahren. Und die hiesigen Canadier bestätigen es mir: „Ils ont presque toujours la misére“ so sagen meine Canadier, „et pourtant ils sont presque toujours gais. Ils sont patiens dans tous ce qu'ils font. In den gefährlichen Wasserfällen, wo die Europäer zanken und fluchen, scherzen die Indianer. Wenn in den Katarakten das Kanoe umstürzt, und die Canadier „Hélas Misére!“ seufzen, dann schreien die Indianer „Tiwá! tiwá!“ was ungefähr so viel ist, wie unser Hurrah! Hurrah!

Die Indianer sorgen nicht für den morgenden Tag.

Manche Christliche Tugenden üben die Indianer schon von Haus aus, und sind ihnen dann ganz geläufig, wenn sie Christen werden. So z. B. namentlich die Lehre: „Sorget nicht für den morgenden Tag“ ꝛc.

Ein protestantischer Missionär erzählte mir, wie er dies ein Mal an einer guten alten Indianerin recht genau

beobachtet habe. Es war eine Frau, die er selber getauft hatte, und die er zu Zeiten in ihrer Wohnung am Ufer des Oberen Sees besuchte. Ein Mal fand er die alte Frau bei ihrer letzten Maissuppe. Sie hatte gerade nur noch eine Hand voll von Mehl für den Abend, erschien aber, indem sie sie für ihn in den Kessel warf, ganz unbesorgt und unbetheiligt. — „Ist Dir denn nicht bange bei dieser einsamen Wirthschaft und so leerem Hause?“ fragte der Missionär verwundert.— „Nein“ sagte die Alte „ich bete immer gut und leicht dazu!“ — „Bist Du denn aber nicht um morgen bekümmert, was Du essen sollst,“ fragte er weiter. — „Nein durchaus nicht“ antwortete sie einfach. „Ich weiß schon aus Erfahrung, Gott sendet mir immer etwas zur rechten Zeit, selbst wenn ich auch noch nicht gleich weiß, woher es kommen soll.“ — Da der Prediger gerade gut mit Provision versehen war, so hinterließ er ihr eine recht reichliche Portion und bestärkte sie dadurch in ihrem Glauben.

Von einem Indianer, der recht indolent war.

Von der den Indianern nur allzuoft eigenen Indolenz und Trägheit gab mir ein einflußreicher und viel erfahrener Amerikaner ein recht lebhaftes Bild, indem er mir eine Zusammenkunft schilderte, die er ein Mal mit einem Häuptling der „Saucs und Foxes“, Namens Pawaushek hatte.

Er befand sich mit diesem Indianer vor seinem Dorfe. Er, mein Berichterstatter, stand aufrecht, Pawaushek, der Indianer, aber saß vor ihm im Grase der Praerie, halb nackt und mit einem Stocke in der Hand, mit dem er zu Zeiten tändelnd in den Boden stieß.

„Nun gut, Pawaushek, jetzt kehre ich nach Washington zurück," sagte mein Freund, der bei seiner Abreise dem Indianer noch gern eine gute Lehre und Ermahnung hinterlassen wollte. „Was soll ich dort unserm großen Vater im Weißen Hause sagen, wenn er nach Dir fragt? Du kennst ihn zwar nicht persönlich. Aber er kennt Dich, Er hat Deinen Namen auf seiner Liste und hat von Dir als von einem angesehenen Manne unter den Indianern gehört. Was soll ich ihm Gutes von Dir erzählen, wenn er fragt, wie Du Dich befindest, — wie Du lebst, — ob Du viel Vieh hast, — ob Du mit Deinen Leuten den Boden fleißig bauest, — ob Du Dich ordentlich in Kleidern hältst, wie Dein Haus eingerichtet ist, wie Deine Aecker aussehen? Ferner, welche Arten von Korn Du cultivirst? Wie Du die gesandten Aexte, Hämmer, Ackerwerkzeuge und andere Dinge brauchst? Und was soll ich ihm weiter von Deiner Familie erzählen, und wie Du Deine Kinder erziehst und was sie lernen? Sprich, Pawaushek, was soll ich unserm großen Vater in Washington über dies Alles sagen?"

Pawaushek blickte immer vor sich hin und stampfte beständig mit dem Stocke dann und wann ins Gras, ohne zu antworten.

„Nun, Pawaushek," fuhr mein Freund fort, „ich werde Deinem Vater gerade so ins Gesicht blicken, wie ich Dir jetzt thue, und ich werde zu ihm mit eben so gerader, ungespaltener Zunge reden, wie ich zu Dir jetzt rede, und werde ihm sagen, wie ich Dich gefunden habe. Ich werde ihm Dein Haus beschreiben und ihm sagen, daß Du gar kein Haus hast, sondern eine elende, räucherige, feuchte, zerlappte Hütte, daß von Kleidung bei Dir kaum die Rede ist, und Du kaum ein heiles Hemd auf Deinem Körper trägst, daß auf Deinen Aeckern eine Menge wilder Blumen

und Gestrüppe blühen, aber kein Korn wächst, daß Du sehr viele unnütze Hunde, aber gar keine Ochsen besitzest, und daß Du von der Schule, die wir Dir und den Deinen errichtet haben, für Deine Kinder gar keinen Gebrauch machst.“ —

Pawaushek stampfte immer gleichgültig vor sich hin blickend mit dem Stocke in den Boden, schlug den Blumen im Grase die Köpfe ab, und erwiderte kein Wort.

„Um Gottes Willen, Pawaushek, rege Dich doch! Sprich doch! Sage mir nur, was wollt Ihr thun? wie wollt Ihr Euch wehren, wenn nun unser weißer Ansiedler hierher kommt? Jetzt sind Eure Prärien noch frei von Squattern. Aber schon sind diese sehr nahe. Wenn sie kommen und finden, daß Ihr nichts gethan, nichts bebaut, nichts in Besitz genommen habt, so werden sie Alles als gute Beute für sich dahin nehmen. — Ihr könntet dies vermeiden und könntet Euch auf ihren Empfang vorbereiten, indem Ihr Euch ihnen schon im Voraus so ähnlich als möglich machtet. — Aber wenn sie Euch so elend, so halbnackt finden, wie Du da jetzt vor mir sitzest, so werden sie Euch verachten und es wird Euch schlimm gehen. Sage mir Pawaushek, was denkst Du darüber?“

Pawaushek that endlich seinen trägen Mund auf und machte, indem er sich rücklings überlegte, sich so lang als möglich auf der Prärie ausstreckte, der ganzen Unterredung mit der Bemerkung ein Ende: „Nun ich denke doch, wenn sie ankommen, Eure Weißen Leute, mit denen Du mir drohst, und wenn sie mich so auf meiner Prärie ausgestreckt finden, so werden sie doch wohl um mich herum gehen und nicht auf mich treten?“

Ganz niedergeschlagen über die Unzugänglichkeit und Unverbesserlichkeit dieses Menschen, verließ ihn mein Freund, und der Indianer blieb ruhig auf seiner Prärie liegen ohne

nachzusehen, ob der Mann mit dem er dies Gespräch geführt hatte, noch bei ihm weilte oder fortgegangen sei.

Ein Odjibbewä über einen „Montagnais“.

Auch von den Völkern, die weiter hinauf im Norden des Oberen Sees zerstreut in den Wäldern und Gebirgen wohnen, erscheinen dann und wann einzelne am Ufer des Sees, die dann daselbst mitunter nicht wenig Aufsehen erregen und von den Odjibbewäs als etwas ganz Fremdartiges angestaunt werden.

So war vor einiger Zeit einer der sognanten „Montagnais“ oder „Gens des hauteurs“ hier am See gewesen und hatte in verschiedenen Odjibbewä-Dörfern seinen Besuch gemacht. Diese Montagnais haben ihren Namen daher, weil sie in den wilden steinigten Bergzügen irren, welche die Gewässer der Hudsonsbay von dem des St. Lorenzo-Systems sondern. Ein See-Indianer, der jenen Besucher aus dem Norden eine Zeit lang bei sich beherbergt hatte, machte mir von seiner Wildheit eine so lebhafte Beschreibung, daß ich wohl sah, wie unendlich viel höher er die Culturstufe seiner eigenen Landsleute, der Odjibbewäs, schätzte.

„Diese Montagnais“ sagte er, „sind erstaunlich barbarisch. Sie schlafen mitten im Winter auf dem nackten Schnee, höchstens „un petit brin de sapin“ als Hütte darüber. Sie leben fast nicht viel besser, als die Thiere, und sind auch so scheu und furchtsam wie diese. „Il paroit, qu'ils ont peur de tout le monde et de toutes les choses. Ça ne parle pas, ça n'aime pas à causer comme les Sauteurs (Odjibbewäs). Wenn man zu ihnen spricht, so wenden sie den Kopf weg. Und wenn sie sprechen, so sind höchstens nur ein Paar Worte darunter, die sich auf

unsere Sprache reimen. Den Rest versteht man nicht. — C'est terible comme ça mange: Wenn bei ihnen ein Jäger 20 Hasen nach Hause bringt, so wirft die Frau 10 in den Kessel und 10 steckt sie ans Bratspieß, und sie essen mitsammen Alles auf. Wenn sie genug dazu haben, so essen sie Tag und Nacht durch. Dagegen marschiren sie auch oft 5 Tage und 5 Nächte hindurch ohne das Geringste zu genießen. Sie kleiden sich in Hasenfelle, die sie sich über den ganzen Körper festnähen und so lange tragen bis sie abfallen. Sind sie ganz herunter, ganz elend, ausgehungert und abgemagert, und wissen sie sich gar nicht mehr zu helfen, so kommen sie dann zu uns an den Obern See herab geirrt, „pour mendier un peu de butin". —

Mein guter Freund, der mir dies Bild eines Indianers durch einen Indianer gab, sprach fast wie ein Europäer von einem entfernten wilden Volke zu reden pflegt, und schien ganz zu vergessen, daß man von seinen eignen Worten wohl sagen konnte: „et de te fabula narratur".

Festes Land-Eigenthum unter den Indianern.

Die Biberteiche, so haben Kenner mich versichert, haben unter den Indianern alle ihre Eigenthümer, und erben von Vater auf Sohn in der Familie fort. Auch die Sugarcamps (Zuckerläger) oder wie die Canadier sagen: „Les Sucreries" d. h. die Zucker-Ahorn-Haine haben alle ihren Eigenthümer, und es fällt keiner Indianischen Familie ein, da Zucker zu machen, wo sie nicht dazu berechtigt ist. Ja sogar die „Cranbery-patches" d. h. die Sumpf- und Gebüsch-Stellen, wo sie Preißel-Beeren erndten, haben ihre Eigenthümer und so noch viele andre Dinge. — Ist dem so, und ist dies, wie es sehr wahrscheinlich ist, von jeher so gewesen, so kann man sich denken, in wie hohem Grade

rechtsverletzend und feindlich den Indianern die Irruption der Weißen in ihr Land erscheinen mußte. —

Teufelsbeschwörungen der Indianer.

Die Odjibbewäs haben auch ihre Teufelsbeschwörungen und nach dem, was die guten Leute mir hier davon erzählen, gleichen die Dinge, die sie dabei vornehmen, einigermaßen dem, was Caspar und Max in der Wolfsschlucht betrieben.

Die ersten guten christlichen Missionäre haben freilich das ganze Zaubermittel-Wesen, das ganze, wenn ich so sagen soll, religiöse Medicinal-System der Indianer für lauter Teufelsbetrieb ausgegeben. Allein die Indianer unterscheiden sehr scharf zwischen den nach dem alten Medä-Ritus und auf ehrliche und herkömmliche Weise von den guten Geistern erlangten Zaubermitteln und zwischen denjenigen, die sie von bösen Geistern oder wie sie sich ausdrücken — „durch Träume, die nicht gut sind“, erlangten.

Der böse Geist, der Matchi Manito, wohnt nach ihrer Ansicht, wie ich schon sagte, in der Tiefe des Wassers; daher auch ihre Teufelsbeschwörungen meistens am Wasser vor sich gehen. „Weißt Du von einem solchen Falle?“ fragte ich einen Indianer, mit dem ich hier kürzlich über diese Dinge sprach. Er sagte, ja, es wäre hier einmal ein Mann gewesen, der zuweilen sehr böse Träume gehabt habe. Jetzt wäre er längst todt, er hätte sich selbst und seine ganze Familie über seine bösen Träume in's Unglück und in's Grab gebracht. Als ich näher forschte, wie es dabei zugegangen, erzählte mir mein „bon homme“ alsdann folgendes:

Der in Rede stehende Mann, sagte er, hatte einmal 10 Nächte hintereinander jede Nacht geträumt, daß eine

Stimme zu ihm gesprochen, wenn er etwas recht Schönes haben wolle, das ihn glücklich machen könne, so solle er in der Nacht einmal an's Ufer des Sees mit einem Stabe auf's Wasser schlagen und einen gewissen Vers dazu singen.

Er theilte diesen Traum seinen Freunden mit, die ihm aber abriethen und sprachen: „Gehe nicht hin, mein Freund. Nimm es nicht an.“

In der eilften Nacht, als er wieder dasselbe träumte, weckte er seine Frau und sprach zu ihr: „Hörst du nicht in der Ferne die Trommel, wie sie am Wasser lärmt? Ich muß dahin!“ — Die Frau versicherte dagegen, sie höre nichts, es sei alles mäuschenstill. Aber er behauptete, die Trommel rühre sich vernehmlich am Wasser und es zöge ihn unwiderstehlich dahin.

Und damit sprang er auf und eilte davon. Sein Weib ihm nach, weil sie besorgt war, ihr Mann möchte in seinen Gedanken etwas gestört sein. — Sie sah, wie er am Rande des Wassers niederkauerte und sich zu einer Beschwörung vorbereitete. Er zog seinen Zauberstab hervor und schlug damit auf's Wasser, in der Weise, wie die Medäs bei ihren Ceremonien die Trommel schlugen. Dabei sang er Zaubergesänge, anfangs murmelnd, dann laut.

Das Wasser fing allmälig an, unter seinem Trommelstabe sich zu bewegen, es entstand ein kleiner Wirbel. Er peitschte stärker und sang rascher. Der Wirbel wurde größer und heftiger. Die Fische wurden endlich in den Wirbel hineingerissen und bald auch die übrigen Wasserthiere. Frösche, Kröten, Eidechsen, Fische aller Gattungen, Otter, Moschus-Ratzen, Biber und sämmtliche Arten von Sumpf- und Wasservögeln mit unermeßlichen Schaaren von schwimmenden und fliegenden Insekten wurden in den erregten Wasser- und Luftwirbel hineingerissen und passirten schnappend und zappelnd vor den Augen des Beschwörers, so daß ihm fast schwindlich wurde.

Zu gleicher Zeit hob sich das Wasser und stieg und netzte ihm die Füße, die Kniee. Er stand am Ende mitten in dem Aufruhr, den er selber erregt hatte, wie Goethe's Zauberlehrling. Entsetzen ergriff ihn. Aber er hielt sich standhaft. Er schlug noch fort und fort auf die zürnende Fluth, und sang seine finstern Beschwörungsmelodien fort und fort, bis das Wasser ihm an das Kinn kam und ihn verschlingen zu wollen schien.

Da er auch jetzt noch nicht nachließ, da er fest darauf bestand, daß der König der Wassertiefe selber erscheinen sollte, so sah sich denn dieser endlich seinerseits zum Nachgeben genöthigt. Die Wellen beruhigten sich, die Wirbel und Thiere verschwanden, der Beschwörer stand taumelnd wieder am Ufer, und auf der stillen Fluth tauchte der Wasserkönig hervor in Gestalt einer mächtigen langen Schlange. „Was willst Du von mir?“ sprach sie. — Gieb mir das Mittel, erwiederte er, „das mich gesund, reich und glücklich macht.“ „Siehst Du,“ sagte die Schlange, „was ich auf dem Kopfe zwischen meinen Hörnern trage? Nimm es. Es wird Dir dienen. Aber eins Deiner Kinder wird dafür mein eigen.“

Der Indianer sah zwischen den Hörnern auf dem Haupte des Wasserkönigs etwas rothes, wie eine feurige Blume. Er streckte die zitternde Hand darnach aus, und nahm es zu sich. Es zerfiel ihm zwischen den Fingern zu einem rothen Pulver, wie das „Vermillion“, mit dem sich die Indianer das Gesicht färben. Er fing es in einem Stückchen Birkenrinde auf, und die Schlange gab ihm dann weitere Vorschriften.

Diesen Vorschriften gemäß mußte er eine ganze Reihe von kleinen flachen Holzstücken bereiten, wohl 20 oder mehr, und dieselben alle am Ufer im Halbkreise um sich herumlegen. Auf jedes Brettchen mußte er ein kleines

Häuflein von dem rothen Pulver schütten, und dann zählte der Wasserkönig alle die Krankheiten und Uebel auf, an denen die indianische Menschheit leidet, und dazu auch alle die Wünsche, Begierden und Leidenschaften, von denen sie beseelt zu sein pflegt, und jedes Mal, wenn der Beschwörer ein Pülverchen auf eines der Brettchen schüttelte, weihte der böse Wassergeist das Pulver und nannte das Uebel, zu dessen Vermeidung, oder das Glück, zu dessen Erlangung das Pulver Kraft gewinnen sollte.

„Jedes Mal, wenn Du mich nöthig hast," setzte er dann noch hinzu, „komme wieder hierher. Ich werde immer da sein. Du wirst, so lange Du mit mir im Bunde bist, so viel Kraft haben, wie ich selber. Aber vergiß nicht, jedes Mal, wenn Du kommst, wird eines Deiner Kinder mein eigen!"

Und hiermit verschwand der Wasserkönig in der Tiefe. Sein Adept aber wickelte jedes der Pülverchen in ein besonderes Päckchen und begab sich nach Hause, wo er seine Frau, die in starrem Entsetzen Alles mit angesehen hatte, schon vor Schrecken todtkrank, lahm und elend im Bette liegend fand. — Wie sie, so wurden auch ihre Kinder allmählig eins nach dem andern vom Wassergeiste getödtet. Aber der böse Gemahl und Vater, der sich so schlimmen Träumen überließ, war freilich eine lange Zeit reich, stark und angesehen, ein glücklicher Jäger, ein gefürchteter Krieger, ein gewaltiger Zauberer und Prophet, bis endlich auch ihn ein trauriges Geschick erreichte, und er seine Tage auf eine sehr unglückliche Weise endigte.

Liebe der Odjibbewäs zu ihrem See.

Daß die Indianer eine eben so große Liebe zu ihrer Heimath und zu den Naturgegenständen aus denen das,

was man „Heimath“ nennt besteht, wie wir, fassen, hatte ich schon oft am Mississippi gehört, wo die von diesem Strom verbannten Indianer oft zu seinen Ufern zurückkehren, um seines Anblicks ein Mal wieder theilhaftig zu werden.

Auch hier hörte ich oft wieder versichern, daß die am Oberen See lebenden Indianer in ihren „Kitschigami“ nicht weniger verliebt seien, als die Französischen Schweizer in ihren Genfer-See. Herr Schoolcraft in seinem großen Werke über die Indianer theilt eine rührende Geschichte, die dies bekräftigt, mit. Er erzählt, wie vor einiger Zeit ein junges Mädchen ihren alten Vater, der zum Tode erkrankt war, viele Meilen weit aus dem Innern durch die Wälder herbeigetragen habe, weil der Alte wünschte, vor seinem Tode noch ein Mal des Anblicks des Sees theilhaftig zu werden. —

Als vor mehren Jahren sich ein Mal unter den Odjibbewäs das Gerücht verbreitete, daß die Regierung der Vereinigten Staaten beschlossen habe, alle ihr unterworfenen Indianer vom See zu entfernen, und sie in's Innere zu versetzen, da entstand eine große Aufregung unter den Leuten, und sie beschlossen, auf die Nordseite des Sees auf das Canadische Ufer auszuwandern, und Brittische Unterthanen zu werden, und bereiteten sich mit Sack und Pack, mit Weib und Kind ernstlich zu dieser Wanderung vor, um nur nicht ihres Sees verlustig zu gehen. — Das Gerücht war glücklicherweise unbegründet und sie blieben wo sie waren.

Vierzehnter Brief.

Abschied.

„Dort unten in der Mühle“
„Saß ich in süßer Ruh'“
„Und sah dem Räderspiele,“
„Und sah den Wassern zu.“

J. Kerner.

Am Bord des Dampfers „Nordstern.“

Wir mußten uns leider entschließen unser kleines Garden river zu verlassen, obwohl mein guter Missionär noch nicht sein Kirchlein und ich noch nicht meine Indianischen Studien beendigt hatte. Es giebt aber im Leben immer allerlei Arten von Zwang und Rücksichten, welche die besten Unternehmungen mitten in ihrem Laufe hemmen. Auf meinen Freund harrte im „Sault“ noch manches andere wichtige Geschäft, und auf mich der Dampfer „Nordstern,“ der mich diesem Indianischen Traum- und Märchen-Lande und dem mir so interessant gewordenen Oberen See entführen sollte. — Wir stiegen demnach in unser Kanoe,

nahmen Abschied von unseren freundlichen Canadiern, Indianern und Halbindianern und schifften den Fluß hinauf.

Es ist wunderbar, was man Alles in diesem Lande entdeckt und erlebt, wenn man so im Kanoe wie eine Ente durch alle Gebüsche schlüpft. Dasselbe Land, das dem, der es auf den hohen Dampfschiffen wie ein Adler durchfliegt, wüste, oder ohne Interesse erscheint, zeigt sich dem Kanoe-Fahrer voll von allerlei kleinen merkwürdigen Existenzen und reich an hübschen und interessanten Enthüllungen und Erfahrungen im Natur- und Menschenleben. Ich könnte ein langes Capitel schreiben über alle die kleinen für Land und Leute charakteristischen Dinge, die uns begegneten, indem wir an dem nebligten Tage über den breiten Gewässern des Marien-Flusses und seiner Seen dahin ruderten, und bald hier bald dort landeten, und die zerstreuten Wald-Siedler, die am Flusse ihre einsamen Hütten gebaut hatten, besuchten.

Es war für mich gewissermaßen eine Schluß-Recapitulation von Allem was ich am Oberen See selber gesehen hatte. Wir fanden alle in diesen See von den Ereignissen hineingeworfenen Bevölkerungselemente repräsentirt. Ein Mal „zündeten wir“ *) bei einem Franzosen an, und erfreuten uns ein Viertelstündchen seiner reinlichen Behausung und der sonoren französischen Conversation. Ein ander Mal kamen wir zu einem jovialen Irländer, der dem Urwalde einen kleinen Kartoffelgarten abgetrotzt hatte, und der allein mit seinem Spaten und seiner Axt, ohne Familie, ohne Freund und Nachbaren dem Schicksal und der bösen Laune Trotz bot, und nichts tröstlich Leben-

*) Ich habe schon oben einmal gesagt, daß „allumer“ (anzünden) in der Canadischen Sprache so viel bedeutet als: „auf der Reise bei Jemandem vorsprechen“.

diges in seiner Umgebung besaß, als ein einzelnes Hauskätzchen, das ihn auf Schritt und Tritt begleitete. Ein drittes Mal „nahmen wir eine Hand voll Feuer" *) bei einem Halbindianer dem „Bon homme La Battu". Dieser Bon bomme **) war ein fleißiger Rinden-Kanoe-Bauer. Er hatte eine Menge fertiger Schiffchen unter seinem Schoppen liegen, und betrieb damit einen lebhaften Handel mit den Waldleuten, die eines Kanoes fast immer mehr benöthigt sind als ihrer Füße; denn diese Letzteren kann man in diesem wässerigen, sumpfigen ungangbaren Lande nicht ein Mal zu Besuchen beim Nachbarn gebrauchen, geschweige denn zum Reisen. Er war mit einer Indianerin aus dem Volke der Crees, einer recht respektabel ausschauenden Hausfrau, verheirathet, die uns viel Merkwürdiges von ihrem nördlichen Heimathslande und Volke erzählte. Doch leider konnten wir nirgends so lange verweilen, als es wohl die Untersuchung der merkwürdigen Verhältnisse unter denen die Menschen hier hausen, wünschenswerth gemacht hätte. Denn nach kurzer Zeit schon erscholl immer wieder der Ruf: „au large!" „au large!" ***) und wir mußten wieder schnell hinaus in's Weite, um noch am Schlusse des Tages zur Stelle zu sein. Dies gelang uns denn auch wirklich am späten Abend, als zu dem Nebel auch noch die Finsterniß der Nacht sich über den Gewässern gelagert hatte, und als wir uns nun durch das brausende Geräusch der Stromschnellen überzeugen konnten, daß wir in der „Villa ad cataractas Sanctae

*) Ich habe auch schon oben bemerkt, daß: „pendre une poignée de feu" (eine Hand voll Feuer nehmen) im Canadischen eben so viel heißt, als jemandem einen flüchtigen Reisebesuch abstatten. —

**) Den Titel „Bon homme" geben die Canadier hier jedem „Citoyen".

***) Ich habe oben gesagt, daß dies die Canadische Mahnung zur Abreise sei.

Mariae," oder wie dies am Ausfluß des Oberen See's gelegene Oertchen gewöhnlich kurz genannt wird im „Sault" wirklich angelangt seien.

Leider war es nur ein Anlangen zum Abschiednehmen. Denn der Dampfer, der mich jetzt entführte, und an dessen Bord ich meinen letzten Gruß an den Oberen See datire, fuhr schon am folgenden Morgen mit mir davon. Ich sagte manchem trefflichen Menschen — vielleicht auf immer — Lebewohl. Und wie viele angeknüpfte Verbindungen so zerriß meine Abreise auch den Faden so vieler angesponnenen Studien. Mährchenschätze für tausend und eine Nacht ließ ich hinter mir und es war mir kaum gelungen einen oder zwei davon zu heben. Rasch dahin schwindende Völker blieben mir im Rücken, die ich schwerlich je wieder sehen werde, und die doch einer gründlichen Untersuchung mir so werth schienen, da ich sie selber kaum mit den Fingerspitzen berührt hatte. Hundert Fragen kreuzten sich mir im Kopfe, die ich, wenn in meinem Stunden-Glase nicht das letzte Sandkorn gefallen wäre, nur dem willigen Echo des Sees hätte vorlegen dürfen, um reiche Antwort zu ärndten. — Mir war zu Muthe wie dem Dichter als er Hiawatha's Abreise besang:

And I said: „Farewell for ever!
„Said: Farewell o Hiawatha!
„And the forests, dark and cloudy,
„Moved through all their depths of darkness,
„Sighed: „Farewell o Hiawatha!"

Druck von C. Schünemann in Bremen.